Sleyer's
Universum

¡CUIDE ESTE LIBRO
COMO SI FUERA SUYO!
Si lo pierde o lo devuelve en mal estado,
se le cobrará su costo de reposición.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/menersaniversOOunseguat

BIBLI
LUDWIG VON

Meyer's Universum,

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Einundzwanzigster Band.

Hildburghausen.

Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1860.

3584

Der BUNDESPALAST in BERN

Der neue Bundespalast in Bern.

„Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet!"
Schiller.

Das Universum war von jeher mehr als ein Bilderbuch. Seine Bilder waren umrahmt von Betrachtungen, in welchen sich der Geist unserer Zeit spiegelte und die in der Brust seiner Leser einen lauten Wiederhall fanden. Der Schreiber des Buchs scheute sich nicht, die Rolle des trockenen gewissenhaften Cicerone mit der des Predigers zu vertauschen, der so unerschrocken wie unberufen seinen Eindrücken und Eingebungen, die er von dem einen oder andern Bild empfing, die Freiheit der Aeußerung gestattete und dessen Beredsamkeit dennoch es gelang, auch Diejenigen zu fesseln, welchen nur die Schaulust sein Buch in die Hände gegeben hatte. Hat sein Nachfolger auch nur bescheidenen Gebrauch von diesem ererbten Gewohnheitsrecht gemacht, auf dasselbe verzichten will er nicht, am wenigsten, wenn er beim Antritt eines neuen Jahrgangs auf die 20 geschlossenen Bände seines Buchs zurückblickt und auf das sonnig schimmernde Bild vor sich, welches das erste Blatt dieses Bandes schmückt.

Es umfassen jene 20 Jahrgänge eine Zeit gewaltigen Gestaltungsdrangs nach Formen, die der bildende Menschengeist noch nicht gefunden hat, eines Kampfes um Ziele, die noch nicht zum vollen Bewußtsein der Kämpfer gereift sind, einer geistigen und sittlichen Gährung, deren trüber Gischt wie vom jungen Most noch auf der Oberfläche treibt und den prüfenden Kennerzungen noch keinen Wohlgeschmack verrathen will. Die dreißiger Jahre, in denen der Bilderkrämer des Universums seine Wanderung antrat, fanden die zersetzenden Elemente, welche die französische Revolution in die deutsche Ideenwelt geworfen hatte, schon am Boden unserer Zustände gewaltige Verheerungen anrichtend. Der Feudalstaat lag in den letzten Zügen; von der gelösten Zunge fluthete die Verkündigung der Wahrheit und drang zu Ohren und Herzen ein; das Schwert, welches Deutschland von der Fremdherrschaft befreit hatte, ruhte in der Scheide, aber Männer standen auf und zerschlugen mit der Schärfe des Gedankens das morsche Zopfthum, welches an die Stelle der französischen Eroberer zurückgekehrt war. Vorwärts, dem dämmernden Lichte der Freiheit zu! rief's in den Reihen der Einen, Halt! gebot's in den Reihen der Andern, die sehnsüchtig rückwärts schauten nach dem entfliehenden dunklen Schatten der Wiege

ihrer Macht und ihres Daseins. Da trat die Lüge dazwischen mit der Larve des Friedens, der Gerechtigkeit und der Menschenliebe und schuf den deutschen Konstitutionalismus, das Asyl, in dem die Einen wie die Andern Zuflucht suchen und zur Versöhnung sich die Hände reichen sollten. Konzessionen den Einen, Vorrechte den Andern, das sollte in vorgeschriebener Mischung der heilsame Trank sein, von dem beiden aus offenen Wunden blutenden Gegnern: dem verletzten historischen Rechte und der beleidigten, zum Selbstbewußtsein gelangten Menschenwürde, Heilung verheißen ward. Die 20 Jahrgänge des Universums bezeichnen ungefähr die Lebensdauer dieser Lüge und haben es bereits selbst erlebt, daß ihr nachgerade die mächtigere Wahrheit die Larve vom Angesicht riß. Der Antagonismus ist geblieben, die Wunden bluten heftiger als je, die Waffen kreuzen sich wieder in heißer Kampfbegier — das Experiment des deutschen Schein-Konstitutionalismus ist mißlungen. Ist's nicht so? Oder war die Erschütterung des Jahres 48 etwas Anderes, als eine Explosion in der Retorte des faulen Konstitutionalismus, und sind, so sorgfältig der lecke Apparat auch wieder geflickt wurde, seitdem die feindlichen Elemente, welche er gefesselt hält, der gehofften Verbindung näher gerückt? Hat sich irgend etwas einer Lösung Aehnliches geklärt in den Fragen der Zeit oder brausen nicht vielmehr ihre Atome noch mit ungeschwächter Leidenschaft gegen und durcheinander? Auf keiner Seite fehlt die Erkenntniß, daß es so sei, daher einerseits die Gewaltthaten, Umstürze, Oktroyirungen, Staatsstreiche und sonstigen Regierungsmittel, um das unbequeme Instrument entweder ganz bei Seite zu werfen oder ungefährlich zu machen, oder wenigstens bequemer zu handhaben; andrerseits die ohnmächtige Auflehnung, Klage um das Verlorne, Geringschätzung, Gleichgültigkeit gegen das Verstümmelte. Und die faule Frucht des mißlungenen, weil mißleiteten Experiments? Vollständige Depravation des deutschen Volksgewissens nach innen, Feigheit und stumpfsinnige Resignation nach außen, Ehrgeiz im Servilismus oder blöder Verzicht auf alles staatliche Selbstbewußtsein. Wie wär's sonst denkbar, daß in einer Zeit, wie der unserigen, auf der Schwelle welterschütternder Ereignisse, in Mitten drohender Gefahren für nationale Selbstständigkeit, Nichts als banales Maulheldenthum das Feld behauptet, Nichts als Zänkereien zwischen Süd und Nord die Luft erfüllen, Jeder nur feige für sich und das Seinige zittert, das Ach und Weh des bedrängten, mißhandelten Bruders Nichts als Mitleid erntet, die Faust sich höchstens in der Tasche ballt und es in Deutschland schon aussieht, wie nach einer verlorenen Schlacht? Aber wer kann es bessern, fragen wir? Die Monarchie? die Demokratie? Keine ohne die andere. Kann aber die eine mit der andern sein, können Beide unter einem Dache wohnen, kann es in Deutschland wirklich einen Konstitutionalismus geben, unter dem des Volkes Glück gedeihe? Es kann, wenn Monarchie und Demokratie davon abstehen, einen Vernichtungskampf gegen einander zu führen, der nur mit dem Untergang des Volks enden, es nur dem Raub eines Dritten preisgeben muß; es kann, wenn in der Monarchie die Ehre, in der Demokratie die Tugend an das Steuer ihrer Triebe treten, wenn die Erkenntniß die Berechtigung der Einen wie der Andern zugesteht, wenn die Gerechtigkeitsliebe verhütet, daß

die Eine wieder nehme, was sie gegeben, die Andere mißbrauche, was sie erworben hat, wenn die Weisheit die Rechte der Einen wie der Andern gleichmäßig beschränkt, ihre Macht gleichmäßig vertheilt, — dann wird die Bahn offen für den Prinzipienkampf, nicht mehr wird die Wucht der Gewalt auf der Ohnmacht lasten, nicht mehr des Erlegenen Zähneknirschen den Uebermuth des Siegers herausfordern; dann wird der Kampfplatz der Gedanken frei, dann erproben die Ideen den Muth!

Und damit es solches vollbringe, so baue auch unser Volk seinem Parlamente ein Dach, so groß, so hoch, so fest und so wohl geschützt, wie das an den Ufern der Aar.

Bern's neuer Bundespalast ist ein einfacher, aber desto soliderer, nicht weitläufiger, aber desto zweckmäßigerer Bau von Stein, in einer der schönsten Lagen der Stadt und der Schweiz überhaupt, und wurde erst im vorigen Jahr von den gesetzgebenden Versammlungen und obersten Behörden der Konföderation bezogen. Die Geschichte, die seine Mauern gesehen haben, ist also eine noch zu junge, um Erwähnung zu verdienen; die Geschichte aber, der er seine Entstehung verdankt, ist die Geschichte der Schweiz; so klein auch ihr Schauplatz, so groß ihre Bedeutung für Europa; mehr noch, sie ist eines der wichtigsten und lehrreichsten Stücke aus dem Kultur- und staatlichen Leben der Menschheit.

Nichts ist von der Natur mit schärferen Zügen vorgezeichnet, als die Bestimmung der Menschheit, und doch ist keine Schrift weniger verstanden, gegen keine mehr gesündigt worden. Die Zeit, in welcher der Geist des Menschen zur Erkenntniß der Natur gelangte, war eine so späte, daß er Jahrtausende lang die Regeln seines Lebens nicht da zu suchen gelernt hatte, wo sie ihm täglich entgegentraten, sondern aus unnahbaren Fernen herbeizuholen sich bemühte, die sich seiner Anschauung und Prüfung entzogen. So entstanden die der Natur entfremdeten Gesetze, durch welche die Menschheit in die Nacht der Blindheit des Glaubens und Gehorchens eingeschlossen wurde, und es sollte unermeßliche Summen Unglücks und Ströme Blutes kosten, ehe die künstliche Wand durchbrochen und dem Lichte des Himmels die Bahn geöffnet werden konnte.

Der an sich so einfache Gang der Natur mußte auf dem dornenvollen Umweg der Geschichte vollbracht werden; die bittersten Erfahrungen allein waren im Stande, die Blicke der Forscher in die Nähe, auf die eigene Flur, in die Straßen und Gassen, in die Häuser und in die Herzen des Volks zu lenken, um da den ewigen Zusammenhang zu ergründen, in welchen alles Geschaffene durch unwandelbare Gesetze vom Anbeginn gebracht ist; Jahrhunderte sollten vergehen, ehe erkannt wurde, daß nur aus dem Zerreißen dieser Gesetzesbande die Quelle alles Unglücks der Staaten und Familien entsprang.

Und auch die Geschichte war eine langsame Lehrerin mit verfälschten oder unverstandenen Büchern. Ihre Lehren glichen den Blumen, die auch Gift enthalten, und es gehörte der feine Sinn der Biene dazu, um aus

ihnen den erquickenden Honig zu sondern. Sie lehrte in Beispielen, die sich in den Dienst jedes Zweckes fügten, bis es nach unsäglichen Mühen gelungen war, aus ihnen die Grundwahrheiten emporzuheben, auf welchen glückliche Völker die Baue der Freiheit errichten konnten.

Das schärfste Gift aus jenen Blumen zog die Herrschsucht und bereitete daraus das wirksamste Mittel ihrer Macht: sie erfand den Krieg und mit ihm die Feindschaft der Nationen. Diese Feindschaft galt fortan als ein unumstößliches Naturgesetz. Vergeblich rangen erleuchtete Geister nach der Herrschaft besserer Einsicht; vergeblich zeigten sie auf die Natur hin, wie selbst bei Thiergeschlechtern die angeborene Feindschaft durch Erziehung zu mildern und zu überwinden sei; vergeblich wiesen sie nach, wie es nur der Ausbildung der edlen Gaben des Menschen bedürfe, um die bestialische Lust am Rohen, am Morden und Zerstören zu ersticken; vergeblich stellten sie das erhabenste Bild der Einigkeit im Streben nach dem wahren Glück der Menschheit dar; vergeblich zeigten sie, wie der Stern der Wahrheit und Freiheit allen Nationen in demselben Lichte glänze; vergeblich riefen sie endlich die Religion um Hülfe in ihrem hoffnungslosen Kampfe an: die Herrschsucht ward auch des Glaubens Herr und verwandelte ihn in die gefährlichste und häßlichste aller Waffen und Ketten der Knechtschaft. Wer schreibt das Buch der wahren Märtyrer? Stellt nur ihre Denksäulen auf an den Pfaden durch die Länder, und die Gegenwart wird schaudern über den entsetzlichen Reichthum!

Die Feindschaft der Nationen wird bestehen, so lange es Tyrannen auf Erden gibt. Und Tyrannen werden bestehen, so lange jene Blindheit in den Massen erhalten wird, die ihnen das Gängelband zum Bedürfniß macht.

Die Einigkeit der Nationen wird nur möglich durch Bildung und Freiheit, deren Mutter die Wahrheit ist. Nur wo die Wahrheit unverhüllt und ungefesselt einhergehen darf, da führt sie ihre Kinder in das Leben ein, und die Feindschaft der Nationen wird verschwinden überall, wo nicht die Hand falscher Priester religiösen Haß in den Mantel der Nationalität hüllt.

Die Geschichte solcher Siege der Bildung würde ein herrliches, aber ein sehr kleines Büchlein füllen. Sie hätte die höchsten gleichzeitigen Blüthen einzelner Völker zu sammeln. Wir wollen uns begnügen, mit unserm Bilde in der Hand wenigstens auf ein Fleckchen Erde hinzuweisen, auf welchem vor unsern Augen der Beweis geliefert ist, daß Nationen, die, Dank der gekrönten Gewalt, die feindseligsten in Europa's Mitte gewesen sind und ihr Blut in unzähligen Schlachten vergossen haben, unter dem Hute der Freiheit einträchtig neben und mit einander leben können:

„Als Demuth weint' und Hochmuth lacht',
Da ward der Schweizer-Bund gemacht" —

und dieser ist es, dessen wunderbaren Aufbau und große Bestimmung gerade in unseren Tagen jeder Freund des Lichts so werth halten muß.

Ein braver Mann, dem einst das Schreiben untersagt war, weil er für das Volk schrieb, erzählt in seiner „Geschichte für alle Völker": „In dem Mittelpunkt der hohen Alpen, wo die Grenzmarken der Germanischen und Gallischen Länder gegen Italien sind, wo die Quellen der mächtigsten Flüsse Europa's springen und in unzugänglichen Felsenthälern grüne Triften mit Todesgefilden zusammenstoßen: da erwählte sich die vor den Gewaltigen des Erdtheils flüchtende Freiheit eine verborgene Zufluchtsstätte. Der wichtigste Punkt von Europa, die unbezwingliche Naturfeste, von welcher aus, wenn ein Herrscher Italiens, Deutschlands oder Frankreichs sie als eigen besessen hätte, leicht alle Völker umher wären erschreckt und gefesselt worden, die Kernmasse des Alpengebirgs sollte frei, selbstständig und die schirmende Scheidungslinie sein zwischen den Hauptnationen und großen Mächten der Erde."

In diesen wenigen Worten ist die hohe Weltbedeutung des freien Schweizerbundes ausgesprochen. Denn eine Weltbedeutung hat die Schweizer-Eidgenossenschaft in zweierlei Hinsicht: erstens wegen ihrer centralen Lage zwischen und ihrer Zusammensetzung aus jenen drei Nationen, von denen jede in der Weltgeschichte einzelne Blätter voll eines Glanzes besitzt, der über die Erde strahlte. Italiens Kunst und Papstthum, Deutschlands Kaisermacht und Wissenschaft, Frankreichs Tapferkeit und Geschmacksgewalt übten einst oder üben noch ihre Herrschaft über alle Völker europäischer Kultur aus; denn jede der drei Nationen stand schon einmal in der Blüthenpracht ihres eigenen Wesens. Betrachten wir, zweitens, ihre innere Entwickelung, das im schweren Kampf der Vergangenheit für die Gegenwart Errungene und das staatliche Bild dieser Gegenwart im freien Alpenlande, so tröstet uns für unser und vieler anderer Nationen Mißgeschick der Gedanke, daß die Geschichte Lehrvölker aufgestellt hat, von deren Beispiele die anderen lernen sollen. Solche Lehrvölker der Geschichte sind die alten Griechen und die Schweizer: sie gingen den Weg zur Freiheit für alle Völker voran, die ihnen zu folgen den Geist und den Muth haben, und darum öffneten sie in der That der Freiheit eine Gasse!

Diese hohe Bestimmung der Schweiz ist allerdings von dem Schweizervolke selbst am spätesten erkannt worden. Auch dort ging das in seiner Einfachheit erst so großartige freie Volksleben unter den gebrochenen Herrenschlössern in eine Verkünstelung kleinlicher Herrenschaft über, oder es wucherte vielmehr das alte Unkraut der aristokratischen und reichsfreien Vielherrschaft unter dem deutschen Kaiserthume in der Mißgestalt republikanischer Oligarchie in jedem der kleinen Staaten und Gemeinden des Bundes empor. Seiner Abhängigkeit vom deutschen Reiche, der Lehensverfassung und dem Faustrechte hatte nämlich die Schweiz jene „bunte Zerstückelung in vielgestaltige geistliche und weltliche Herrschaften, Stadtgemeinden, mittelbare und unmittelbare Hoheitsbezirke" u. dergl. zu verdanken, ferner jene mannichfaltige Mischung von Reichs- und Provinzverhältnissen, nach Gebieten, Rechten, Ansprüchen und Freiheiten der Gemeinden, Familien, Landschaften, Aebte, Bischöfe und königlichen Statthalter, durch welche Helvetien vielgetheilter und vielherrischer, als jedes andere Reichsland, geworden war.

Mitten in diesem Durcheinander von Herrschaften vermochten sich aber gerade die reichsfreien Städte, Flecken und Dörfer am sichersten, wenn auch unter unaufhörlichen Kämpfen, zu entwickeln, um endlich kampfgestärkt den Feuern zu folgen, welche die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden, als die rechte Zeit gekommen war, der Freiheit auf ihren Bergen leuchten ließen.

Ueber ein halbes Jahrtausend ist seitdem verflossen, aus allen Stürmen des Erdtheils hat die Schweiz ihre Unabhängigkeit gerettet, aber des Volkes innere Freiheit lag mehr als einmal tiefer, als in allen Nachbarländern, darnieder.

Der Verfall des freien Volkslebens in der Schweiz ging mit dem Schicksale des Staatslebens in ihren großen Nachbarländern Hand in Hand, weil die kleinen Tyrannen der Kantone nur in den großen jenseits der Schweizergrenze ihre Stützen fanden. Die vorherrschenden nachbarlichen Geschenke waren: aus Italien das Pfaffenthum, aus Deutschland das Judenthum und aus Frankreich Beides oder die Revolutionen. Diese fremden Einflüsse fraßen am gierigsten an den Wurzeln des verhaßten Freiheitsbaums, und sie waren es auch, welche den Parteikämpfen in der Schweiz ihre ätzende Schärfe und Bitterkeit verliehen. Es rief hier wirklich nur gar zu oft der Verrath fremde Hülfe an, um der rücksichtslosesten Selbstsucht den Sieg über Volksrechte und Nationalehre zu sichern. Und um so schwerer war der Kampf, je weniger diese beiden Güter bei den Nachbarn galten. Die Schweiz konnte nicht allein frei sein zwischen unfreien Staaten; aber das Streben der Nachbarn nach Freiheit genügte schon, um die Schweiz in der That frei zu machen. Erst nachdem die fremden Stützen der kleinen Gewalthaber gebrochen waren, ward die Gasse wieder frei. Und so liegt die Schweiz jetzt vor uns als ein beneidenswerthes Stückchen Erde, wo der wahre Mann seinen Hut allezeit auf dem Kopfe tragen kann, während wir ringsumher Geßlers Hut noch auf hundert Stangen aufgesteckt und von Tausenden barhaupt verehrt sehen.

Darum können wir das Bild vor uns nur mit inniger Theilnahme betrachten, wir können nur wünschen, daß die Männer, welche in diesem Palaste über des Schweizervolkes Gesetze wachen, immerdar mit dem Glück scharfer Augen und fester Herzen gesegnet seien, daß jeder Blick aus den Fenstern dieser Volksburg sie mahne an die Größe ihrer Pflicht für Gegenwart und Zukunft, eingedenk des Wortes unseres Rotteck: „Die Schweizer Freiheit ist weder streng eigenes Besitzthum der Eidgenossenschaft, noch die Wirkung eines persönlichen Verdienstes, sondern sie ist mehr: sie ist ein Geschenk der Natur, eine Wohlthat des Schicksals und ein gemein-europäisches Gut.“

DIE ALHAMBRA

Die Alhambra.

„Ich kenn' euch wohl, ihr leichtgeschwung'nen Bogen,
Ihr Säulen euch, voll räthselhafter Zier;
Euch hat des Mauren brauner Arm gezogen:
Denn einst als Herr gebot der Maure hier.
Ja, diese Halle ward von ihm gegründet,
Einst seinem Fürst ein prächtig Haus zu sein,
Hier diese Säule ward von ihm gegründet,
Und einst sein Hauch belebte diesen Stein."
(Prutz.)

Viele, viele Jahre hindurch hatte mich ein Zauberwort von der iberischen Halbinsel angeklungen und jedesmal, wenn dieser Klang in meinem Innern ertönte, eine Sehnsucht, unendliche Sehnsucht in mir wachgerufen, die ich weder zu deuten, noch zu bekämpfen vermochte: „Alhambra" hieß dieses Zauberwort! Endlich waren meinen Wünschen die Schwingen gewachsen. Ich war mit meinen Reisegenossen und Freunden schon durch ein gutes Stück des dichtungsreichen Landes gezogen und wallte der liedgekrönten Granada zu. Vor uns stiegen die Thürme und Häuser der Herrlichen auf, und die Wahrheit des spanischen Sprüchworts:

„Quien no vio a Granada
No vio nada"*)

sollten wir Alle heute noch erkennen.

Das gepeitschte Zehngespann vor unserem Wagen jagte aus einer Straße durch die andere und hielt endlich keuchend vor dem Ziele seines heutigen Weges, einem alten, schlechten Hause, in welchem sich die

*) Wer Granada nicht sah, hat Nichts gesehen.

Schreibstube der Eilwagengesellschaft befindet. Führer, Lohndiener, Marktschreier und Bettler drängten sich wie gewohnt massenweise um uns, und es kostete diesmal wirklich Mühe, ihnen zu entgehen. Jedes Kind in Granada aber konnte uns dorthin geleiten, wohin unsere Sehnsucht jetzt uns trieb.

Durch bald breitere, bald engere Straßen und Gassen zogen wir langsam dahin, mehr und mehr ansteigend. Endlich bogen wir in ein fast düsteres Gäßchen ein, dessen alte, verfallene Häuser schon im Voraus uns künden wollten, daß wir von nun an mit vergangenen Jahrhunderten Zwiesprache halten würden. Wir kamen durch dies Gäßchen in die „Cuesta de Gomeles“ (Aufstieg der Gomelen), den eigentlichen Weg zur Burg, zum Schlosse der maurischen Könige. Und wiederum alte Häuser, verfallene Höfe, vermauerte Säulenknäufe, wie sie nur die braune Hand des Mauren gearbeitet haben konnte: klarer und beredter werden die Zeichen der Vergangenheit. Aber zwischen Häusern und Mauern und Höfen lachen Blumen herab, ziehen sich kleine Gärtchen an den steilen Wänden empor; auch die Gegenwart spricht ein Wörtchen mit, um den hier Emporsteigenden nach und nach vorzubereiten und die in seiner Seele schlafende Dichtung zu wecken. Und oben, gerade vor und über dem Auge des gemächlich Wandelnden, erheben sich stolz und kühn wie früher, nur hier und da benagt von der Alles vernichtenden Zeit, Thürme und Mauern und Wälle. Alles strebt, steigt nach oben; scharfe Umrisse zeichnen die Bauwerke vom dunklen Himmel ab; selbst die Nacht, die verhüllende, Schweigen gebietende, läßt sie noch klar und verständlich erscheinen, reden und klagen, wenn auch ohne Worte. Freundlich klettert und rankt sich der Epheu an dem Gemäuer der rothen Thürme hinan; er will sie mit einem neuen Arabeskennetz umflechten, auch auf sie Blätter und Blüthen legen.

Vor dem Siegesbogen, welchen Karl V. an die Stelle des alten maurischen Thores Wechar setzen ließ, standen wir still, als ob wir die Wahrheit nicht glauben, der Sehnsucht nicht folgen dürften. Aber die Lust, die ganze, große Herrlichkeit, welche Reisende und Dichter geschildert und unser Geist noch köstlicher ausgemalt hatte, trieb uns vorwärts. Unsere Seele jubelte laut auf, unsere Schritte geleiteten uns durch das Bogenthor, und in demselben Augenblick verstanden wir, daß der Name Alhambra ein herrliches Gedicht ausspricht.

Uns hatte ein Ulmenhain aufgenommen, so köstlich, so dicht, so schattig, so waldig-lebendig, wald-fröhlich, wie ich noch nie in Spanien einen gesehen hatte, und nirgends mehr sehen konnte. Die dunklen Stämme hoben sich nordisch-schlank empor; ihre Kronen waren so dicht und laubig, wie nur irgendwo in der frischen, grünen Heimath; der Epheu rankte sich mährchenhaft lieblich an den düstern Stammsäulen hinan und seine dunklen Blätter schienen zu spielen mit dem theilweise schon gelblichen Laubwerk der Ulmen: denn sie mischten sich wunderbar mit diesem, um Sträuße und Rankennetze zu binden. Rosengebüsche liehen dankbar dem sie umschlingenden Epheu ihre Blüthen zum Schmuck, und hunderterlei andere Blumen lachten aus Hecken und Dickichten her-

vor. Das war ein herzerfüllender Anblick! Und dennoch stand der kostbare Lustwald nicht mehr in seiner Blüthe; der Monat Oktober hatte ihm bereits so viel von seinem Schmuck geraubt! Wenn er auch hier und da anstatt der Blumen Blätter in Roth und Gold und anderen Herbstesfarben erblühen ließ, und wie gesagt noch nicht alle Blüthen vernichtet hatte: den Frühlingsduft, welchen er genommen, konnte er ebenso wenig ersetzen, als den Frühlingsklang. Der Sängerkönig Ruisenor war längst dem heißen Süden zugeflogen und hatte so manchen seiner Unterthanen mit sich genommen; keines der reichen Liebeslieder dieses einzigen, den verödeten Hallen treugebliebenen Minnesängers klang uns mehr entgegen, wie im Frühjahr, wo er noch immer singt und erzählt von den alten Zeiten. Nur nordische Bekannte, die der in ihrer Heimath einziehende Winter hierher vertrieben hatte, sandten uns ihre Liedergrüße zu. Aber dennoch hatte der Wald auch jetzt noch seine eigenen Weisen: das Wasser murmelte, flüsterte, rauschte, sang sie uns zu.

Der Hauptweg theilt sich bald in breite, allmählig sich erhebende, sorgsam gepflegte Gänge, zu deren beiden Seiten aus Ziegelsteinen zusammengesetzte Wassergraben hinlaufen. In ihnen fließt beständig das überflüssige Wasser des künstlich auf die Höhe des Königsschlosses geleiteten Darro seinem ursprünglichen Bette zu; aber wie! Man muß erst wissen, was es sagen will, den traulichen Klang des murmelnden und rauschenden Wassers auf Monate zu entbehren; man muß Wüstenstrecken durchwandert haben und in nackten, wald- und wasserleeren Gebirgen von der Sonnengluth erdrückt worden sein, wenn man das Murmeln und Rauschen des Wassers verstehen will. Ich verstand heute Alles, was das geschwätzige erzählte. Es murmelte von den alten, vergangenen Zeiten und Minnen, welche es erlebt, von dunklen, glühenden Augen, welche in ihm sich beschaut, — und rieselte fast schmachtend dahin, wie jene Liebesworte von den blühenden Lippen der früher hier hausenden Schönen Afrika's; es sprach aber auch von Haß und Neid, von Krieg und Mord, von Blut und Seufzern, Todesstöhnen und Kampfgebrüll: d'rum rauschte und klagte, zürnte und brauste es hier und da so heftig. Fast schien es, als fürchte es, seine Geheimnisse alle zu verrathen; dann eilte es schnell von dannen und rauschten seine Töne mir vorüber: wirr und unklar, wie eine Geschichte, welche die Sage erzählt, vielleicht wollte es dieselben gern zum Meere hinabtragen, um sie in dessen Tiefe zu versenken.

Vor Zeiten rieselte das Wasser nicht von hier hinab zur Tiefe, zu der Zeit nannte man den Berg, auf dem sich die Alhambra erhebt, den „rothen Hügel". Granada war damals bereits die Perle unter den Städten Andalusiens, sein König ein mächtiger Sultan, geliebt von seinem Volk, gefürchtet von seinen Feinden; aber er besaß noch keinen Palast, welcher seiner würdig gewesen wäre. Der rothe Hügel war überwuchert von dem Gebüsch der immergrünen Eiche und dieses von Brombeeren durchrankt und durch Dornen- und Stachelgewächse undurchdringlich geworden. Der Berg selbst hatte ein wüstes Aussehen; er war rauh, steinigt, hin

und wieder dürr und verbrannt, aber von lebhafterem Roth, als die übrigen Berge: daher wohl sein Name. An seinem westlichen Gehänge erhob sich ein alter Thurm von zweifelhaftem Ursprung, wahrscheinlich ein Wachtthurm; auf der südlichen Seite sah man die Trümmer eines römischen Tempels.

Im Jahre 1240 lebte hier der gerechte und mächtige Sultan Mohammed-Ibn-Abd-Allah-Ibn-Juffuf-Ibn-el-Hamar-el-Naffr, der Herrliche, Fürst und Herr aller Gläubigen, welcher die ersten Meister der Künste und Wissenschaften um sich versammelt, sehr glückliche Kriege geführt und große Schätze angehäuft hatte. Dennoch war er nicht glücklich, denn das Weib seiner Liebe, die Sultanin Lëila el Radtïeh, war ihm geraubt worden; — — — doch die Sage, die auf dem Wasser rauscht, erzählt davon nichts weiter und fährt fort, wie dann dieser Sultan für die Braut seines Sohnes, die „weiße Jungfrau" ein prächtiges Schloß auf dem rothen Hügel erbaute, weil dort der Ruiseñor alllenzlich so viel Schönes von Liebe sang, und dieses Schloß „Rubinenpalast" nannte. Es behielt später diesen Namen nicht bei; El-Hamars Nachkommen gründeten neue Hallen, Thürme und Wälle, und nannten die nach und nach entstandene Burg zu Ehren ihres Gründers „Khaffr-el-Hamra" — Alhambra.

Die Gefährten waren mir weit vorausgekommen; ich ließ sie ziehen. Mir war, als habe jeder Stein besonders mit mir zu reden; ich wußte ja, daß er es gekount hätte, deshalb schlenderte ich langsam und träumend die herrliche „Alameda" hinan. In der „Fonda de los siete Suelos" traf ich die Freunde wieder und saß bald mit ihnen im Gärtchen vor dem Gasthause, beim goldenen Weine aus Malaga, des Ortes und der Aussicht mich freuend. Für heute war es zu spät zu einem Besuche im Königsschlosse; deshalb genossen wir einstweilen in vollen Zügen Das, was wir vor uns hatten: — und wir hatten Vieles! Sollte der Wanderer hier auch Manches vermissen, was er im lieben, schier überfeinerten Deutschland eben nicht missen will, so wohnt er dafür innerhalb der Ringmauern des Schlosses selbst und lauscht, wenn es Frühling ist, der Nachtigall ihre süßen Minnelieder und dem Wasser seine alten Sagen ab, sieht Festtags die Alameda in ihrem schönsten Schmucke prangen, wenn die dunkeläugigen Schönen Granada's hier lustwandeln, hat Bettler und Zigeunerinnen in Hülle und Fülle, Ruhe und Stille oder auch Jubel und Becherklang unter dem tiefdunklen, klaren Himmel, wie er es eben erwählt.

Schon der erste Sonnenstrahl des folgenden Tages fand uns wach, und mit dem Frühesten waren wir auf dem Wege zum Schlosse. In mir tauchten alte Erinnerungen auf: das Volk vom fernen Osten, mit dem ich so lange zusammengewohnt hatte, wallte vor meinen Augen wieder aus und ein auf der verödeten Stätte, die die Kunst seiner Baumeister geweiht hatte. Doch kaum hatte ich die oberhalb des alten „Thores der Gerechtigkeit" in die Mauer gebrochene Pforte durchschritten, so wurden diese mir gar freundlich erscheinenden Bilder der Ver-

gangenheit durch trübe Empfindungen verscheucht. Ein eigenthümlich trauriges Gefühl erbebt in der Brust, wenn man seinen Fuß auf die Trümmer großartiger Werke der Vergangenheit setzt: wenn man aber weiß, daß Barbarei solche Werke in Trümmer schlug, dann gesellt sich zur Trauer der Unmuth, zu dem Unmuth der Groll.

Gleich beim Eintritt in die Burg hat man das Schloß Karls V. vor sich. Es steht auf derselben Stelle, welche früher der Winterpalast der maurischen Könige einnahm. Dieser soll die jetzt noch vorhandenen Ueberreste aus der Maurenzeit an Pracht und Schönheit bei Weitem übertroffen haben. Der christlich-kirchliche Hochmuth der Sieger kannte aber keine Grenzen; er artete in Barbarei aus. „Meine Rosse sollen den Boden zerstampfen, auf denen die Könige der Heiden wandelten," soll Karl gesagt haben — und ließ, sein Wort zur Wahrheit zu machen, eine Reitbahn im Innern des Schlosses anlegen! Die seither verflossenen Jahrhunderte haben diese unsinnige und rohe Zerstörungswuth bestraft; die maurischen Künstler sind gerächt. Man kann das Schloß nicht unschön nennen; man fühlt, daß es einem freien Platze in der Stadt gewiß zur Zierde gereichen würde: hier oben aber verunziert es das Ganze und stört den Gesammteindruck. Ob das die späteren christlichen Könige auch gefühlt haben? Möglich; warum auch hätten sie es sonst verfallen lassen? Es liegt schon halb in Trümmern; kein Maler nimmt sein Bild mit sich hinweg; kaum Einer der Tausende, welche alljährlich hierher pilgern, würdigt es der Anschauung. An ihm gehen Alle kalt vorüber — und Allen wird das Herz warm, wenn sie vor der Pforte des maurischen Schlosses stehen. Die Zeit ist gerecht.

Auch ich empfand den Fluch der Barbarei; auch ich fluchte ihr. Und so oft ich später in der Burg umher ging, immer wurden dieselben Empfindungen in mir rege. Ich vergaß hier, wo mich dieselbe Zauberei, die Dichtung der Denkmale aus alter Zeit so recht in Mitten des Lebens der Erbauer jener stolzen Gebäude trug, allen meinen christlichen Stolz und beklagte nicht das Erlöschen des Islam in diesem Theile der Erde, wohl aber die mit dem Volk des Südens vertriebene Dichtung der Blüthenzeit der Alhambra. Und so kam es, daß gar eigne, sogar recht unchristliche Wünsche in mir laut wurden. Ich wünschte, daß der Palast des christlichen Kaisers doch recht bald in Trümmer fallen möge — und betrauerte jeden Stein, jede Gypsplatte, welche in den Mauern und Gewänden des „Khassar" (Alkazars) fehlte! Ich wünschte alle Spanier, die ich hier oben sah, hinaus, weit, für immer hinaus aus diesen Mauern, welche gegen sie errichtet worden — und wünschte dafür die edlen Turbanträger wieder herein, die sie erbaut hatten; ich wünschte ein erbärmliches Machwerk spanischer Baukünstler hinweg, trotzdem daß es eine Kirche ist, und begehrte dafür die alte hochgethürmte Moschee wieder an ihre Stelle; ich wünschte alles der Neuzeit Angehörige hier, gerade hier nicht zu sehen, und hätte so gern allem Alten hier seine eingebüßte Berechtigung wieder gegönnt.

Nach einem vorläufigen Rundgange durch die gewöhnlichen Besuchern zugänglichen Theile der Burg kamen wir zur Eingangspforte in das Schloß der Saladine, welches wir vorzugsweise unter dem Namen Alhambra verstehen; wohl deshalb, weil es alle Pracht und Schönheit der noch erhaltenen Ueberreste in sich vereint. Die Spanier begreifen, wie vormals die Mauren, unter „Alhambra" die ganze Burg.

Diese Eingangspforte wird von einem Thürsteher gehütet, dem zugleich das Geschäft obliegt, die Besucher herumzuführen. Auch wir durchwanderten in seiner Begleitung die Höfe, Hallen und Säle des Schlosses; aber der Mann eilte uns Allen viel zu sehr, und wir mußten deshalb noch oft wiederkehren, ehe wir zu einigem Verständniß des Ganzen gelangten. Ich will versuchen, zunächst den Eindruck und die Bedeutung des Ganzen und sein Gepräge zu schildern und dann erst zur Aufzählung und theilweisen Beschreibung der einzelnen Räumlichkeiten übergehen.

„Das Königsschloß der Alhambra ist ein morgenländisches Liebesgedicht in Stein." Ich will diese Worte buchstäblich verstanden wissen; sie drücken die ganze Beschreibung des Mährchenbaues aus, der in der That Alles und Jedes enthält, was solche Dichtung enthalten muß. Der volle Reichthum, der kühne Flug der Gedanken, die Tiefe, Frische, Innigkeit, Anmuth und Zierlichkeit, die Pracht der Farben eines morgenländischen Minnesanges finden sich sämmtlich wieder in diesem schönsten Denkmal der höchsten Blüthe der arabischen Baukunst. Das fühlt auch der nüchternste Mensch unwillkürlich heraus. Aber die Alhambra ist noch mehr. Der ganze Bau ist wirklich und wahrhaftig ein Buch der Lieder; seine Wände sind die Blätter dieses Buches; auf den Knäufen der Säulen, in den Nischen, an den Gesimsen, überall schimmern Buchstabenreihen aus dem durch Blüthen geschmückten Rankennetz der Arabesken hervor und diese Buchstabenreihen einen sich zu Gedichten und Liedern. Der Stein ist lebendig geworden: er spricht; was er aber redet, sind Worte der Dichtung.

Es gibt keinen Baustyl weiter, welcher, wie der maurische, die Dichtung im Wort zu seinem Schmuck bedürfte. Gewöhnlich ruft die Baukunst nur ihre beiden Schwestern Malerei und Bildhauerei zu Hülfe, wenn sie bilden will. Der Dreibund ist mächtig genug: — dem maurischen Künstler aber genügt er nicht. Er zieht eine vierte Schwester in jenen Verein, die Dichtkunst. Und diese ist wahrlich nicht die am wenigsten Wirkende; denn gerade ihr müssen die übrigen Schwestern dienstbar werden. Die Baukunst bildet das Blatt, auf welches der Dichter durch den Bildhauer seine Worte schreiben läßt; dann kommt der Maler noch hinzu und beide Letztgenannten schmücken und zieren die Worte. Diese freilich sind wiederum Schmuck und Zierde des Ganzen — nicht bloß dem Geiste im Wohlklang erkennbar, sondern das Auge allein schon durch ihre Wohlgestalt erfreuend: selbst sinnlos noch würden die Reihen der Buchstaben eine Zierde des Baues sein. Um sie herum und durch sie

hindurch schlingt und rankt der Künstler sein wunderbares Arabeskennetz, welchem der Maler die volle Farbengluth seiner Palette ertheilt; und so erscheinen alle Gedichte von drei anderen Künsten getragen, umkränzt und gekrönt. Dankbar dafür preist und erhebt die Dichtung den schönen Verein; sie wetteifert im Wort mit der Leichtigkeit und Zierlichkeit der Baukunst, mit dem Schwung und der Fülle der Bildhauerei und mit der Gluth und der Farbenfrische der Malerei. Im Saale der beiden Schwestern liest man ungefähr folgende Worte in diesem Sinne:

„Du, der Du hereintrittst zu meinen Thoren,
Sieh in mir das schönste Werk des Mohren!
Meines Baues unendliche Schönheit
Hat sich das Volk zum Sprichwort erkoren,
Und wenn mein Name den Lippen entflieht,
Zum Gedicht wird er in Aller Ohren.
Sogar die Steine, die hier verwendet,
Haben die Rauhheit in mir verloren,
Sind wiederleuchtend in meinem Licht,
Als Edelgesteine neu geboren.
Ich bin die Wohnung des Morgenrothes;
Die Sonne beeilt die Flucht der Horen,
Um ewigen Schatten mir zu verleihn
Und selbst die Sterne haben geschworen,
Wenn sie nicht müßten die Welt durcheilen,
Sie zögen herein zu meinen Thoren."

Das sind einige von den hunderttausend Versen, welche die Wände der Alhambra bedecken von unten bis oben. Wo sich nur immer ein passendes Plätzchen fand, wurde ein Gedicht zur Freude des Auges wie des Herzens mit erhabenen Buchstaben an die Mauer geschrieben. Alle größeren Gedichte sind selbstständig und rühmen entweder die Alhambra selbst und ihre Erbauer oder preisen die Liebe und ihre gewaltige Zaubermacht. Dazwischen aber sieht man, wie an allen maurischen Werken, fromme Sprüche hervortreten, und namentlich der eine von ihnen geht durch das ganze Haus. Er ist der Denk- und Wahlspruch, der Grund- und Schlußstein der Alhambra, das Vorgebet und die Danksagung über den Bau selbst: Wala rhálib ila Allahu hí („Kein Sieger außer Gott der Herr!") — Dieser Spruch findet sich in der Alhambra überall, in mehr als tausendmaliger Wiederholung und mehr als zwanzigfacher Abänderung in Schreibart und Größe der Buchstaben. Er ist der Grundgedanke jeder Verzierung. In kufischer und arabischer Groß- und Kleinschrift läuft er um die Thür-

gewände, an den Gesimsen, Knäufen oder glatten Wänden hin, bald reich mit Arabesken durchwebt und umflochten, in erhabenen Schriftzügen aus dem Spitzengewebe der Gypsverzierungen hervortretend; bald alle Balken der Wappenfelder oder Mittelpunkte der Rosetten zierend; bald einfach, sich selbst genug, eine eigene Kante an den Wänden und der Decke bildend. Mag er auch wechseln in Schrift und Anordnung, mag sich auch der leichte Reigen der arabischen Schönschrift, welchen er zusammensetzt, durch die ernsten und schweren kufischen, sich oft verkehrt einander gegenüberstehenden oder doppelgesichtigen Buchstaben, die ebenfalls zu ihm sich einen, hindurchwinden: er ist und bleibt derselbe, allgegenwärtig wie der Gott, zu dessen Anbetung er mahnt, überall vor die Augen tretend, dem Könige im Saale der Gerechtigkeit in die Seele redend, ihn im Schlafgemach zum letzten Gebete des Tages mahnend.

Gewiß, die Alhambra spricht mit tausend Zungen; jeder ihrer Steine hat seine Worte und alle Worte werden zu Gedichten. Und darum nenne ich sie ein morgenländisches Liebesgedicht in Stein!

Warum aber gerade ein Liebesgedicht? Nicht wegen der unzähligen lieblichen Lieder der Minne, mit denen sie den Verstehenden anspricht; denn der ernsten Gedichte sind mehr als jener. Auch nicht weil die Sage, wie oben angedeutet, die Liebe den ersten Grundstein zu dem Feenschlosse legen läßt; denn der Sage fehlt das Zeugniß der Wahrheit. Wohl aber deshalb, weil der ganze Bau auch ohne Sage, ohne Lied und ohne Worte unverkennbar nur der Liebe Sinnbild ist. So wie ein gothischer Säulenchor einem Choral verglichen wird, auf dessen Schwingen sich die andächtige Christenseele wiegt, und ein gothischer Dom ein Sinnbild ist des Glaubens, der emporstrebt zum Himmel und seinen Engeln und Heiligen, und unter sich die Hölle schaut sammt deren Teufeln, Drachen und andern Ungeheuern: so ist ein maurischer Bau ein Lied, ein Sinnbild der Liebe, selbst dann noch, wenn er dem Gläubigen den Pfad zum Paradiese weisen soll; denn dieses Paradies ist ja eben ein Garten der Liebe, leider sogar der sinnlichen Liebe. Deshalb vermißt man in der Alhambra auch das Großartige nicht, welches, bei dem gothischen Bau mit der Schönheit der Form vereint, die erhabene Stimmung der Seele in uns hervorruft; man fühlt, daß es sich dort um etwas Anderes handelt. Die Alhambra ist nicht großartig, nicht riesenhaft; aber sie ist zierlich, überaus zierlich und mährchenhaft. Sie ist, wie der Muselmann selber, ernst und würdevoll von Außen, blühend und bilderreich im Innern.

Alle Räume des Schlosses reihen und ordnen sich um drei freie Plätze: den Mirtenhof, den Löwenhof und den Garten der Lindaraja, welche wie die Winkel eines Dreiecks auseinander liegen. Die hohen und luftigen Gemächer sind zu ebener Erde angelegt; nur die Bäder und einige andere Räume liegen unter ihnen, halb über, halb unter der Erde. Alle innern Wände sind mit Gypsplatten getäfelt, von denen Tausende in einer Form gegossen worden sind. Manchmal entsteht erst durch die Zusammensetzung vieler Platten ein Ganzes, und

dieses ist dann im hohen Grade reich an Mannichfaltigkeit des Einzelnen, welches aber immer im vollsten Einklange mit dem Uebrigen steht, mag es an und für sich auch noch so verschieden erscheinen. Die Verzierungen sind erhaben und gewöhnlich unbemalt, wogegen man die Farben in den Vertiefungen auftrug. Dadurch erscheinen die Arabesken und Buchstabenreihen wie die Maschen eines über eine bunte Fläche gelegten Spitzengewebes. Alle einfarbigen Flächen sind mit Arabesken übersponnen, alle glatten Flächen dagegen, namentlich die Sockel in den Säulengängen und Zimmern aus gebrannten und verglasten Thonsteinen zusammengesetzt, welche buntfarbige Bilder darstellen. Die Säulen bestehen aus Marmor, sind ungemein schlank und tragen zierliche Knäufe. Selten lastet der schwungvolle Hufeisenbogen auf einer Säule allein; es treten vielmehr gewöhnlich ihrer zwei und in den Ecken wohl auch ihrer drei und vier zusammen, um einen Bogen zu stützen. Die Decken sind entweder aus Holzgetäfel zusammengesetzt, oder Kuppeln mit einem Hängewerk aus Tropfsteingebilden.

Der Mirtenhof ist der Vorhof zu den noch erhaltenen Theilen des Schlosses und war es früher auch für den Winterpalast. Man hat die Eintrittshalle zu letzterem zu seiner Rechten, das Thor zum Saale der Gesandten zu seiner Linken, gerade vor sich aber die Thüre nach dem Löwenhofe; der Mirtenhof ist klein; seine Länge beträgt nur 150, seine Breite etwa 80 Fuß. Ein länglich viereckiges Steinbecken, an dessen beiden Längsseiten die Mirtenhecken hinlaufen, läßt von dem Hofe eigentlich bloß breite Seitengänge übrig. Aber gerade dieses Becken ist seine Schönheit; es ist ein wahrer Zauberspiegel, gleichsam dazu bestimmt, den Geist auf alles nun Kommende vorzubereiten. Der Darro füllt es, wie alle übrigen Wasserbehälter der Burg, mit klarem, frischem Wasser an, und Hunderte von Goldfischen treiben darin ihr lustiges Spiel; aber die Mirtenhecken werfen einen wunderlieblichen, grünen Duft auf seine Oberfläche und dieser legt sich dann wiederum als Zugabe auf das herrliche Spiegelbild, welches die Bogengänge und Eingangshallen der beiden schmalen Seiten in dem niemals von einem Windhauche berührten Wasser hervorzaubern. Ich weiß noch heute nicht, ob das Spiegelbild nicht noch schöner ist, als die Gebäude selber; denn mir kam es immer vor, wie ein wonniger Traum gegenüber der Wirklichkeit, deren Farben vor denen eines Traumbildes gewöhnlich erbleichen müssen. Wir Alle haben lange, lange still gestanden und in's Wasser geschaut und sind fast trunken geworden im Anschauen dieser Zauberei in Stein und Wasser.

Zwei Hufeisenbogen, in denen ein ganzes großes Zauberwerk von Gyps hängt und schwebt, wie die Arbeiten der Berggeister in Tropfsteinhöhlen, fesseln demnächst das Auge. Wenn man eines der durch sie überwölbten Thore durchschreitet, gelangt man in den rings um den Löwenhof laufenden Säulengang und schaut durch den von 20 schlanken Marmorsäulen getragenen, mit einer reichen Holzkuppel überdachten Vorbau auf den Löwenhof mit seinen Brunnen, den tempelartigen Säulenhof des Saales der Gerechtigkeit und die beiden Thorhallen des Saales der Aben-Serragen und der zwei Schwestern. Es blitzt und leuchtet, flimmert und glänzt in die

Augen, daß man Zeit haben muß, um zu wissen, fest davon überzeugt zu sein, das Ganze werde sich nicht in Nichts auflösen und wie eine schillernde Seifenblase zerplatzen. Doch nein! Einer der Feenpaläste aus Tausend und Einer Nacht steht wirklich und wahrhaftig vor dem Beschauer, als verkörpertes Bild arabischer Dichtung, als ein Gedicht in Stein. Der Geist räumt das schwere Dach, welches die zierlichen Säulen zerdrücken möchte, leicht hinweg und sieht nur den durch eines Zauberkünstlers Hand belebten Stein, der ihn mit seinen Wundergaben entzückt, sieht den Bau wie er ist und wie er war zur selben Zeit. Man will es nicht glauben, daß dieses Schloß nur als todtes Ueberbleibsel vergangener Tage voll Pracht und Schimmer und Ruhm und Glanz erscheine; denn ohne daß man weiß, wie es geschehen mag, kommt zu dem Leben im Stein noch Leben in Bildern. Die Seele malt sich jene Tage aus, in denen arabischer Klang hier laut wurde, und schmückte ihre Traumgebilde treulich mit der Frische und den uns fast unverständlichen Farben, welche eben nur das Morgenland erzeugen kann.

Der Löwenhof ist 126 Fuß lang und 73 Fuß breit. 146 Säulen tragen den Rundgang und die beiden sich gegenüberstehenden Vorbaue; 3 Springbrunnen an jeder der schmälern Seiten und einer unter jedem Vorbau kühlen ihn und diese, der große Löwenbrunnen den Hof selbst. Leider spielen die Wasserwerke jetzt nur bei seltenen Gelegenheiten. Ich hatte das Glück nicht, sie in ihrem Perlenglanze zu sehen.

Früher waren die Säulen des Löwenhofes unbedingt die schönsten der Alhambra, noch schöner als jetzt: der maurische Bildhauer hatte auch ihre Schäfte mit seinen Arabesken übersponnen. Nun kam aber eine böse Zeit für das herrliche Schloß: Zigeuner nahmen Besitz von ihm. Und als dann die spanische Regierung den Verfall aufhalten und das Beschädigte wieder herstellen lassen wollte, wurden die mit dieser Arbeit Beauftragten anstatt zu Erhaltern, zu Zerstörern, als müßten die Spanier noch heute der auf die Alhambra geschleuderte Fluch sein oder ihn wenigstens vollziehen. Die von Madrid hierher gesandten Bildhauer fanden nämlich die Wiederherstellung des Arabeskenschmucks zu schwierig und vertilgten deshalb einfach die dem Stein anvertrauten Dichtergedanken der maurischen Künstler: sie schabten die Säulenschäfte glatt! So erscheinen diese jetzt noch schlanker, als sie früher gewesen sind — jedoch, da man nicht ahnt, was sie verloren, noch immer vollkommen schön. Sie sind 10 Fuß hoch und haben nur 8 Zoll im Durchmesser; deshalb machen sie fast den Eindruck, als ob sie zu zierlich, zu gebrechlich wären: aber gerade darin mag wieder das Wunderbare des Gesammtbildes liegen. Jeder Vorbau ruht auf 20 ihrer Gattung; die meisten stehen paarweise; in den Ecken treten ihrer wohl auch 3 und 4 zusammen. An jeder einzelnen liest man den Wahlspruch und die Worte: „An lamu lahna ibn Abd-Allah“ („Der Sohn Abd-Allahs hat uns gegründet“). Der Bogengang ist mit einfachen und verglasten Ziegeln geplattet und mit Holz gedeckt. Jedes Feld ist anders, jedes ist verschieden; aber jedes ist gleich kunstvoll und steht mit dem Ganzen durchaus im Einklange. Die Uebereinstimmung der sehr reichen Verzierungen ist so groß, daß man die

Unterschiede der einzelnen Felder erst heraussuchen muß, obgleich man augenblicklich gewahrt, daß man etwas Neues vor sich hat, wenn man ein neues Feld betrachtet. In den Winkeln des Säulenganges sieht man wieder jene wirklich fabelhaften Tropfsteinkuppeln, welche eben nur ein arabischer Geist sich ausdenken, eine arabische Hand zu bilden verstand. Man wandelt hier wie träumend auf und nieder; jeder Schritt bringt ein neues Bild vor das Auge, welches zuletzt wirklich ermüdet. Es ist gar nicht möglich, alle Einzelheiten zu betrachten: sie beschreiben zu wollen, würde ein immer mißlingendes Unternehmen sein. Die gröbsten Umrisse kann man vielleicht wiedergeben: mehr aber gewiß nicht!

Jedes einzelne Bauwerk, welches der Löwenhof enthält oder dem Beschauer erschließt, ist ein vollendetes Kunstwerk in seiner Art. Auch der Löwenbrunnen ist es, obgleich die 12 Träger der gewaltigen Marmorschale nur entfernt dem Könige der Wildniß gleichen; denn der Koran verbietet mit dem Bibelworte: „Du sollst Dir kein Bildniß machen!" eine naturgetreue Darstellung der Löwen. Die Brunnenschale schmücken arabische, des Khalifen Ruhm verherrlichende Verse längstvergessener, namenloser Dichter. Mehrere Male geht man in den Säulenhallen des Hofes auf und nieder; dann aber sucht man nach Ruhe und wendet sich einem der Räume zu, in der Hoffnung, sie dort zu finden. Vergebens! Die Ruhe der Uebersättigung erlangt man, nicht aber die Ruhe des Schauens. Denn wiederum tritt so viel Neues vor das Auge und das Neue ist so schön, daß man sich immer wieder damit beschäftigen *muß*. Augen und Geist finden hier Beschäftigung, nicht bloß für Stunden, sondern für Tage und Wochen.

Wir treten zunächst in den Saal der *Aben-Serragen* ein. Ein gleichseitiges Viereck bildet die Grundgestalt; rechts und links schließen sich ihm gleichlange, aber schmale Zimmerchen an, welche nur durch zwei in der Mitte auf einem Säulenpaare ruhende Bogen von ihm getrennt sind. Nach oben verwandelt sich das Quadrat in einen achtstrahligen Stern. Wie aus der Mauer geboren und nur noch an die Mutter sich anlehnend, lieblich leicht, der sicheren Stütze bewußt, treten aus den Winkeln Vierecke, aus der Mitte jeder Wandseite Dreiecke hervor, um diesen Stern zu bilden; so sicher schweben sie, daß sie unten noch ein ganzes Heer von Gypsgebilden halten können; frei, kühn steigen sie auf, um die Kuppel zu tragen; doch nein, nicht *eine* Kuppel, sondern eine Menge von in- und nebeneinander schwebenden Kuppeln in Stern- und Kreisform, und Gypsgehänge, eingesenkte Arabeskentafeln, — ich weiß keine Worte weiter für alle die verschiedenen Gestalten dieser Tropfsteinnachbildungen — tragen sie und Alles hängt fest an- und untereinander, oder Eines schwebt in und über dem Andern. „Schweben" ist hier der bezeichnende Ausdruck, denn der Gedanke des Schwebens spricht sich deutlich genug aus. Damit die Kuppel recht erleuchtet sei, damit Licht und Schatten hier den Reigen führen und zu der Zauberei in Stein noch die in Farben kommen könne, läuft unter der eigentlichen Wölbung noch eine

Reihe von Fenstern um die Kuppel und zwischen diesen Fenstern springen Halbsäulchen aus der Mauer hervor, welche einzig und allein jenen Gedanken verkörpern sollen. Sie sind nicht bestimmt, Lasten zu tragen; denn jede Last würde sie zerdrücken; haben sie ja doch nicht mehr als zwei Zoll im Durchmesser! Aber dafür trugen und tragen sie heute noch aus längstvergangener Zeit den kühnen Gedanken des arabischen Baumeisters in unsere Tage hinüber: „Die Kunst beherrscht die Welt; sie gibt dem Stein Leben und Flügel, besiegt das Gesetz der Schwere und wird dafür zum Träger der plumpen Last." — Das Ganze läßt sich nicht beschreiben, — vielleicht kaum mit dem Pinsel wiedergeben. Man muß diesen Saal selbst gesehen haben; man muß in ihm gewesen sein, wenn der letzte Schimmer der Abendröthe durch seine Fenster fällt und jene Malerei einer Vollmondsnacht beginnt, welche ich aller Welt gern beschreiben möchte, — wenn mir Jemand die Worte dazu gäbe. Der Saal der Aben-Serragen gleicht in Wahrheit

„einem Truggesicht
der Wüste, blendend, schimmerreich!"

mag man nun den Blick auf einer seiner Wandflächen haften, in der Kuppel sich verirren oder durch die Thür und den Löwenhof hinweg nach dem Saal der zwei Schwestern hinüber schweifen lassen.

An einem Theile der Wand hat man die alten Farben wieder aufgefrischt und damit dem Beschauer einen Begriff der alten Herrlichkeit und Pracht des maurischen Zimmerschmucks zu geben versucht, zu dessen Verständniß man in der That erst durch diesen Farbenreichthum gelangt. Aber auch das arabische Gedicht, dessen ich früher gedachte, lernt man verstehen: weil hier jeder Stein wirklich zum Edelsteine geworden ist. Und wenn man dann beim Scheiden noch nach dem Saale der beiden Schwestern hinüberblickt, wo 6 Bogen hinter einander stehen, von denen der entferntere immer kleiner ist, als der vorhergehende — damit auch kein Theil seiner Schönheit dem Auge entzogen werde: — trägt man sicher das schönste Mährchenbild und vollen Glauben an dasselbe mit sich hinweg; denn das Gesehene ist ja nichts Anderes, als ein von den Mauren im Abendlande zurückgelassenes, versteintes arabisches Mährchen.

Daß diesen Raum die Sage sich erkor, um zu der Dichtung in Stein noch die in Worten zu fügen, ist leicht erklärlich. Aber diesmal ist die Sage nicht so freundlich als der von ihr erwählte Ort. Sie weiß zwar von zarten Liebesworten und der Minne süßem Lohn zu erzählen, aber sie berichtet auch vom Blute, welches eben dieser Liebe wegen vergossen wurde. Ob die Sage wohl Recht hat zu behaupten, daß der Saal seinen Namen zum Gedächtniß der blutigen Rache des letzten Königs von Granada tragen soll? Ob es wohl wahr ist, daß der Emir und Wahli Ibn-Achmed, der Tapferste und Ritterlichste aller Aben-Serragen, seine Blicke zu den dunkelblauen Augen der Sultanïe Soraïde erhob und von diesen himmlisch schönen und so seltenen Augen

begnadet wurde? Und ob es begründet sein mag, daß Beide dann unter der weltberühmten Cypresse im Garten des Generaliefe Liebesschwüre tauschten, weshalb der Baum noch heute die Cypresse der Sultanin heißt? — Aber die Segries, jene Erzfeinde der Aben-Serragen, kündeten dem Könige, daß der schönste und edelste Mann Granada's das Herz der Königin und mit ihm Alles errungen habe, was er, der Herrscher, vergeblich ersehnte. Denn Soraïde liebte ihn nicht; Boabdil hatte sie gegen ihren Willen zur Sultanïe erhoben und war ein wüster Schwächling, den sie verachten mußte. Ibn-Achmed aber war Fürst, wie der Sultan selber, sein Blut floß eben so rein, als das des Königs: — und alle Schönen Granada's hatten ihn längst gekrönt in ihren Herzen. Boabdil raste vor Wuth, als er die Liebesmähr erfuhr, und schwur bittere Rache. Er ließ den tapfern Mann und seinen ganzen Anhang in sein Schloß bescheiden — und im Saale der Aben-Serragen auf die erbärmlichste Weise meuchlings umbringen. Das Blut der Königin Soraïde mischte sich mit dem ihres Geliebten!

Zwar leugnen die Geschichtsforscher auch diese Sage; aber das Volk, gläubiger als sie, läßt es sich nicht nehmen, daß mehre dunkle Flecken auf den Marmorplatten im Saale, welche man noch heute den Fremden zeigt, von dem damals vergossenen Blute herrühren. Auch ich will ihnen ja gerne Glauben schenken.

Der Saal der Gerechtigkeit stößt an die hintere, schmälere Seite des Hofes. Drei Haupteingänge führen zu ihm; vor dem mittleren erhebt sich eine der beiden tempelartigen Thorhallen. Einfache oder mit Gyps-hängewerken verzierte Bogen scheiden ihn in 10 Abtheilungen. Die so abgegrenzten Räume sind klein; aber sie stören den Gesammteindruck nicht. Einige Theile bilden Zimmer für sich und sind auch mit eigenen, wundervollen Holzkuppeln überdacht, während in den übrigen Räumen Tropfsteindecken vorhanden sind. Die Holzkuppel des Zimmers, in welchem der Richtersitz des Königs gestanden haben soll, ist vergoldet und zeigt die ziemlich rohen Bilder von 10 Richtern in der Tracht der damaligen Zeit; zwei andere kleine Kämmerchen zu beiden Seiten begrenzen die Thronnische und sind in ähnlicher Weise verziert; man sieht im Deckengewölbe mangelhafte Darstellungen von Kämpfen maurischer Helden mit christlichen Rittern und wilden Thieren. Wenn man sein Auge der unnachahmlichen Gypsbildnerei zuwendet, übersieht man gewiß die fehlerhafte Malerei.

An diesen Raum reiht sich der Saal der beiden Schwestern an: dasjenige Gemach, welches dem gegenüberliegenden Saale der Abencerragen seinen Rang streitig machen kann. Jedenfalls ist er das würdigste Seitenstück desselben, in vieler Hinsicht übertrifft er ihn wohl noch. Er zeigt sich ganz als das Prunkgemach eines Königs, aber eines morgenländische Pracht liebenden Königs. Der Eingang zu ihm und seine Kuppel sind gleichsam sprechende Zeugnisse des Siegesjubels der Kunst nach vollkommen errungener Herrschaft über die Masse. Es hält sehr schwer und ist jedenfalls mehr oder minder einseitig, in der Alhambra von schön und schöner zu

sprechen: aber die 6 hinter einander stehenden, immer kleiner werdenden Thorbogen, welche man von drüben aus übersieht, sind doch gar zu wunderbar, als daß man ein neues Aufjauchzen über alle dem Auge gebotene Pracht unterdrücken könnte. Man möchte hier alles Gesehene vergessen können, um nur der Vergleichung überhoben zu sein; denn dieses ewige Vergleichen stört die wohlige Ruhe der Betrachtung. Man fühlt, daß es hier keinen Maßstab gibt, das Schöne zu messen, und quält sich gleichwohl, einen zu suchen, um ihn anlegen zu können. Nur Eines wird beim Vergleichen deutlich: daß der in seinen Verhältnissen kleine Raum großartig werden kann, wenn, wie hier, die reichste Bildnerei gewirkt und Zierlichkeit an die Stelle des Riesenhaften gesetzt hat. Mag man die arabische Baukunst auch auffassen, wie man will, Eines muß man ihr lassen: ihren, uns Nordländer förmlich verwirrenden Reichthum oder ihre Bildungsfähigkeit. Der Saal der beiden Schwestern ist nicht minder reichhaltig in seinem Schmuck, als sein Seitenstück, und doch wieder ganz anders. Die Grundgestalt des Raumes ist dieselbe hier wie dort; die Kuppel des Saales der beiden Schwestern fußt auch auf einem achtstrahligen Stern, und an den untern Theil des Gemachs reihen sich ebenfalls kleine Nebenzimmer an; und gleichwohl ist er wieder ein besonderes Stück des großen, durch und durch einhelligen Ganzen, eine neue Ausführung des geistvollen Grundgedankens. An Gedichten ist er fast überreich. Außer den oben erwähnten finden sich in ihm noch Hunderte von Sprüchen und Reimen.

Er führt seinen Namen von zwei großen, sich vollkommen gleichenden Marmorplatten des Fußbodens, welche neben dem keinem Zimmer fehlenden Springbrunnen liegen. Von seinen drei Nebengemächern ist der Saal der Lindaraja mit seinem Erker unbedingt das schönste. Der über dem Fenster des letzteren sich wölbende halb vortretende, äußerst reiche Bogen schließt die Reihe der erwähnten 6 Wölbungen, welche man vom Hofe aus sieht. Durch die von ihm gekrönten Fenster schaut man in den Garten der Lindaraja hinab, in welchem die weltberühmten Rosen der Alhambra das ganze Jahr hindurch blühen und allen Reisenden sich selbst zum werthvollen Erinnerungszeichen bieten. Diese Rosen in dem heimlichen, so recht im Herzen des Schlosses liegenden Garten sind mir als eigentliches Sinnbild der Alhambra erschienen. Denn wie wir jede einzelne Rose besonders lieben und dadurch erst ihr ganzes Geschlecht mit der Krone des Königthums unter den Blumen begaben und schmücken: so erscheint uns auch jeder einzelne Raum der Alhambra einer besonderen Bewunderung oder Liebe werth, und erst aus der Vereinigung aller Eindrücke erlangen wir das zauberhafte, unser ganzes Wesen und Sein umstrickende und fesselnde Gesammtbild des ganzen Schlosses. Jede einzelne Rose erscheint mir wie ein lieber Mensch, und jedes einzelne Zimmer der Alhambra wie eine Rose. Deshalb finde ich es auch so schön gedacht, sich diese Blumen zum Wahrzeichen an wunderbare, reiz- und glanzvolle Stunden mit in die Heimath zu nehmen. An den Rosen der Alhambra haftet noch nach Jahren ein unaussprechlich lieblicher Duft: die

ganze Dichtung des Wunderschlosses selbst. Diese Kleinode leuchten aus dem außerdem noch mit goldenen Orangen und Citronen geschmückten Garten nach dem Erker der Lindaraja herauf und bringen ihm noch neuen Schimmer und Glanz zu dem alten. Daher mag es wohl kommen, daß jeder Reisende hier wieder lange, lange festgehalten wird. Doch ist der Saal mit seinem Erker auch ohne die blühenden Rosen unten im Garten reich an selbsteigener Schönheit. Da er lang und schmal ist, überdeckt ihn keine Kuppel, sondern nur ein Tonnengewölbe mit Tropfsteinnachgebilden; aber in diesem Gewölbe bringen 13 kleine, zugleich verschiedene Kuppeln eine außerordentliche Mannichfaltigkeit hervor. Die kufische Schrift bildet auch hier wiederum den Rahmen zu der arabischen oder tritt selbstständig als Schmuck der Gesimse auf. Die übrigen Nebengemächer sind zierliche Schlafzimmerchen.

In der einmal begonnenen Richtung weitergehend, gelangt man, nachdem man einige dunkle Gemächer durchschritten und dem Gefängniß der wahnsinnigen Königin Juana einen Blick geschenkt hat, zu dem Erker der Königin und damit zu einem neuen Theile der Alhambra; denn nunmehr hat man zu dem Blicke auf das Innere auch den nach Außen. Der Erker ist auf Befehl der Königin Isabella der Katholischen verstümmelt worden, indem die arabischen Zierrathen mit Gyps überworfen und durch einfache Wandgemälde ersetzt wurden. Zu Zeiten der Mauren diente er dem Könige als Betzimmer und hat sicherlich seinem Zwecke entsprochen, wie selten ein anderer Raum. Denn wenn die Stunde des Frühgebetes den König hierherberief und er, sich nach Osten wendend, seine Augen erhob, sah er von hier aus die schimmernden Gipfel des Schneegebirges überhaucht von dem ersten Golde des Morgens, mit ihren silbernen Kuppeln gleichsam Schriftzeichen auf purpurnem Grunde bildend, welche nur die Worte: „Rüste Dich zum Gebet!" enthalten konnten. Wenn zur Mittagszeit der Muëdhin den Glaubensspruch vom schlanken Thurme der Moschee herabrief, und er hierher zum Beten ging, mußte er wohl einen Blick auf die im Mittagssonnenglanze unter ihm liegende Stadt werfen, und gewiß webte sich das empfangene Bild seinem Gebete als Mahnung ein, ein gerechter Herrscher sein zu wollen über Die da unten. Und wenn er nach vollbrachtem Tagewerke ein Dankgebet mit vollem Herzen bringen konnte, woben sich ihm hier die Strahlen der untergehenden Sonne als schönste Königskrone um das Haupt; ja selbst zur Zeit des Nachtgebetes noch sah er von hier aus nach Westen hin den Himmel golden glühen. Dieser Erker war noch ein würdigerer Ort zum Beten, als er jetzt zum Ausschauen ist: doch darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die christliche Königin den ersteren Zweck vergaß und nur des letzteren gedachte. Die Anschauung der damaligen Zeit sah selbst in den heiligsten Orten der Mauren nur Götzentempel des blinden Heidenthums und gestaltete sie sich nach Laune und Bedürfniß beliebig um. Nun war und ist das alte Betzimmer gerade ein herrlicher Platz, um Umschau zu halten: deshalb erwählte ihn Isabella vor allen andern dazu, die eroberte Stadt mit Herrschergenuß zu übersehen. Das damalige Granada, die heutige Vorstadt Albaicin, lag gerade gegenüber und bot sogar das

Innere seiner weißen Häuser zur Schau; aber der Blick konnte auch die ganze herrliche und zur Maurenzeit noch weit köstlichere Fruchtebene erfassen und in einem Umsehn von deren fernen farbenreichen, blauüberdufteten Grenzgebirgen zu den höchsten Zinnen der Halbinsel schweifen. Das war und ist wohl ein Ort, wie sich ihn eine Königin wählen mag, ihr Auge zu ergötzen.

Ein einfach gehaltener Gang führt von hier aus nach dem Saale der Gesandten, dem größten und höchsten Raume des Schlosses. Eine Holzkuppel überdeckt ihn. Sie ist sehr schön, steht jedoch den Tropfstein-gehängen der übrigen Kuppeln nach. Der Saal ist überhaupt weniger zierlich, als die übrigen Räume, dafür aber großartiger, ächt königlich und ganz geeignet, dem eintretenden Botschafter fremder Herrscher einen hohen Begriff von der Macht und dem Reichthum des ihn empfangenden Königs zu geben. Er wird durch 9 große und eben so viele kleine Fenster erleuchtet, von denen sich je 3 auf jeder Seite befinden. Die letzteren laufen unter dem oberen Sims dahin; die ersteren stehen in besonderen, wundervollen Nischen; je das mittelste einer Reihe ist ein durch eine schwache Marmorsäule geschiedenes Doppelfenster, und die Nische über ihm stets mit einer Holzkuppel bedeckt, während die der anderen nur eine einfache Holzdecke trägt. Ueber jedem größeren Fenster sind noch zwei kleinere oder vielmehr nur Gypsplatten mit verschiedenartigen gerad- und kreislinigen Einschnitten angebracht, durch welche Oberlicht in den Saal fällt. Auch die Wandverzierungen entsprechen dem allgemeinen Gepräge dieser Halle. Sie zeigen sich nur in den Nischen in der ganzen Lieblichkeit der Alhambra; sonst sind sie ernst und ruhig, ja fast streng. Um die Thor- und Fensterbogen, um das Hauptgesims, und mit kufischer Schrift abwechselnd auch um das mittlere, läuft der bekannte Wahlspruch, während man in kleinen Kreisen und Ellipsen die Worte liest: „Der Sultan Abu el Hadjadj hat mich erbaut; möge Gott für ihn siegen!"

Man muß sich in dem Saal der Gesandten einen seiner längst vergangenen Tage vergegenwärtigen. Der Fürst und Herr aller Gläubigen, der Sultan und Herrscher der königlichen Stadt Granada, saß hier auf seinem Throne, umgeben von den Großwürdenträgern seines Reiches. Seine Unterthanen, Fürsten, Kriegsoberste, Richter und Koranverständige umstanden ihn im reichen und prächtigen, von Perlen und Edelsteinen glänzenden Waffenschmuck; schwarze und weiße Diener bewegten sich zwischen der Menge oder harrten im Vorgemach des christlichen Botschafters, welcher im einfachen, mit dem Kreuz gezierten Eisengewande hereintrat, um Krieg oder Frieden zu bringen. Es galt ihm gegenüber Pracht und Glanz zu entfalten; und sicherlich geschah dies auch in so vollem Maße, daß folgende Inschrift des Saales nicht allzukühn erscheinen mochte:

„Nachkomme der Könige, Deiner Höhe vergleichen
Sich selber die Sterne nicht in den himmlischen Reichen.
Dies Schloß, welches, o Herrscher, Du hier Dir erbauet,

Macht stumm des Tadelnden Mund, Deine Feinde schweigen.
Es ist ein redendes Sinnbild Deiner nie endenden Macht,
Von Deinem unsterblichen Ruhme das Ehrenzeichen! —
Du hast des Propheten Gesetze geehrt und erleuchtet,
Allen Gläubigen willst Du Gnade und Huld bezeigen:
So bist Du des Glaubens Leuchte, der Gerechtigkeit Stütze,
Der Feinde Entsetzen — mögen vor Dir sie erbleichen!
Erhalte Dir Gott, unser Herr, Deinen Ruhm, Deine Milde,
Und möge sein Segen von Deinem Hause nie weichen!"

Durch eine reich geschmückte, wahrhaft pomphafte Eingangshalle und den Saal der Comares hindurchschreitend, gelangt man wieder in den Mirtenhof und hat damit seinen Rundgang beendet. Die übrigen Zimmer, wie die Bäder, ein in eine Kapelle umgewandelter und dadurch verbauter Saal, und andere Räume sind unbedeutend im Vergleich zu den bereits durchwanderten Sälen und Hallen.

Aber im Uebrigen bietet die Veste und ihre nächste Umgebung dem Besucher noch reichen Stoff für Tage und Wochen. Innerhalb ihrer Ringmauern gibt es gegenwärtig eine Menge von bewohnten Gebäuden, Gasthäuser, Schenken, Kramladen, ja selbst Gefängnisse ꝛc.: doch sie sind es nicht, welche uns noch beschäftigen. Außerhalb des herrlichen Schlosses sind zwei Gebäude der Veste besonders merkwürdig, das eine wegen seines großartigen Baustyls, das andere wegen seiner Geschichte, welche heute noch wie ein geöffnetes Buch vor die Seele tritt, wenn man das platte Dach des Baues betritt: ich meine das „Thor der Gerechtigkeit" und den „Thurm der Wacht".

Ersteres bildete den Haupteingang zur Burg und war deshalb zugleich als festes Bollwerk nach außen gerichtet. Zwei Hufeisenbogen überwölben den Eingangsraum: sie sind einfach in ihrer Pracht, prächtig in ihrer Einfachheit. In dem Schlußsteine des äußeren Bogens sieht man eine Menschenhand, in dem des inneren einen Schlüssel eingemeißelt: beide Sinnbilder sind noch immer dunkel geblieben. Am äußeren Bogen liest man in großer arabischer Schrift die Worte:

„Gelobt sei der Herr, der Allerbarmende und Alleinige;
Gelobt sei sein Prophet. Allah allein ist der Sieger!"

über der Schrifttafel des inneren, welche unleserlich geworden ist, steht steif und verlassen ein Muttergottesbild. Der Name dieses Eingangsthores klingt hell und freundlich aus alter Zeit zu uns herüber. Hier wurde vom Kadi oder vom Könige selbst wirklich und wahrhaftig Recht gesprochen am Freitage vor allem Volk, nach erz-

väterlichem Gebrauche des Morgenlandes; — und wenn auch hier leider Blut vergossen worden ist: es sind nur Tropfen gewesen gegen die Ströme, welche die späteren Beherrscher der Veste „von Rechtswegen" oder zur „Ehre des Alleinigen" vergossen haben! Deshalb klingt dem ehrlichen Spanier der Name dieses Thores heute noch wie Hohn auf sein Volk und seine Zeit.

Der Wachtthurm liegt auf der Westseite der Veste, gerade über dem heutigen Granada. Der Besucher, welcher sein flaches Dach betritt, steht auf derselben Stelle, von welcher am 2. Januar 1492 der Graf von Tendilla das erste spanische Banner aufpflanzte und der Kardinal Mendoza mit lauter Stimme herniederrief:

„Granada, Granada, por los ínclitos reyes de Castilla!"

wie eine in der Mauer eingefügte Gedenktafel erzählt. Ueber ihr hängt eine Glocke, welche bloß am Jahrestage dieses hochwichtigen Ereignisses ihren ehernen Mund aufthut, während der übrigen Zeit des Jahres aber nur des Nachts in Zwischenräumen von höchstens drei Minuten den Klang einer bestimmten Anzahl von Schlägen über die Fruchtebene entsendet, um dort die Bewässerung zu regeln. Diese Glocke, das Wasser und die Nachtigall im Verein muß man hören: da steigen tausend Bilder vor dem geistigen Auge auf! — Von dem platten Dache des Wachtthurmes genießt man eine entzückende Aussicht über Granada und seine Ebene, zumal zur Zeit des Sonnenuntergangs, wenn die östlichen Gebirge sich in ihren rosigen Schimmer kleiden: — doch, wo käme ich hin, wollte ich mich hierbei aufhalten. Ich darf ja nur Namen nennen, wo ich beschreiben möchte! Noch gar Vieles hätte ich zu berichten von den übrigen Gebäuden und Plätzen der Alhambra, von den Thürmen, Mauern, Plätzen, unterirdischen Wasserbehältern und anderen Sehenswürdigkeiten, kurz von Allem, was aus der alten Maurenzeit herüber zu uns spricht: aber ich muß und will mich beschränken.

Doch von Einem kann ich nicht schweigen: von dem köstlichen Garten, „Djenne el ârîfe" — liebliches Paradies nannten ihn die Mauren, und ein liebliches Paradies ist er; hundert Sagen reden von ihm, und hundert Mährchenbilder werden in der Seele Dessen wach, welcher in ihm wandelt. Gegen Abend muß man in ihm weilen, kurz vor Sonnenniedergang von ihm aus auf Granada niederschauen. Da begreift man, daß dieser Ort das stille Heiligthum glühender Herzensliebe sein konnte, ja sein mußte; da werden alle die Mährchensagen zur vollgültigen glaubwürdigen Wahrheit. Wenn die Sonne niedergeht und ihre goldenen Strahlen in das Blattgrün der Fruchtebene einwebt; wenn die Stadt unten erglüht und noch einmal aufjauchzt im Sonnenlicht; wenn die Lichtmalerei auf den Bergen rundum traumartig-feenhafte Bilder wachruft; wenn unten sich der Nebel auf Thal und Ferne legt, während über dem westlichen Ringgebirge, auf den Zinnen der in der Vogelschau vor den Blicken liegenden Alhambra, und in dem Paradiesesgarten noch paradiesisches Leuchten schimmert; wenn endlich die Nachtigall

SIMODA IN JAPAN

anhebt zu flehen, zu bitten, zu erzählen, zu jauchzen, zu jubeln: da zieht nur ein Gefühl durch die Seele, bewältigt alle andern Gedanken und herrscht gewaltig: es ist das Gefühl einer unendlichen Liebe, ohne daß man zu ergründen vermöchte, welchem Gegenstande sie gilt. Und wenn dann der letzte Schimmer hier oben erbleicht und die Nachtigall gleichwohl noch immer fortfährt in ihren Beschwörungen: da beginnt in den dunklen Cypressengängen, in allen Winkeln und Grotten, in den schäumenden und brausenden Wassern und in den noch im Dunkel marmorweiß schimmernden Säulenhallen ein geisterhaftes Wehen und Rauschen, und Sage und Dichtung gewinnen Gestalt und Leben. Aus der stillen Tiefe herauf aber klingen einzelne Laute der Guitarre oder ertönt ein ferner Gesang, bis von dem Thurme des Domes herab eine Glocke zu sprechen anfängt und bald alle übrigen mit einstimmen zu dem einen Klang: Ave Maria! — — —

B.

Japan.

Japan, das schöne Reich des Sonnenaufganges, — denn das ist die Bedeutung des Wortes Nipon, — mit seinen 3511 Inseln, hat seit nun fünf Jahren den Nordamerikanern und Europäern seine Thore eröffnet. Lange waren sie verschlossen, nur an einem Außenwinkel, ganz im Süden, gestattete die nicht ohne Grund mißtrauische Politik des Kaisers, welcher in Jeddo thront, den Holländern einen sehr beschränkten Verkehr, und auch die Chinesen durften alljährlich nur mit einer genau bestimmten Anzahl von Handelsschiffen japanische Häfen besuchen. Japan wollte und konnte sich selbst genügen, blieb freiwillig abgeschlossen von der Außenwelt, wurde in keine Kriege mit derselben verwickelt und erfreute sich eines in vieler Beziehung sehr beneidenswerthen Wohlstandes.

Aber dem Umschwunge gegenüber, welchen der Weltverkehr in unseren Tagen durch den Dampf und die Telegraphen erfahren hat, konnte die Vereinzelung und Absperrung Japans nicht ferner behauptet werden, und sie hatten auch unter ganz veränderten Verhältnissen ihre Berechtigung verloren. Als nun die kühnen Seefahrer aus dem Abendland erschienen und an die Pforten Japans pochten, wurden diese aufgethan; hätte man sie nicht mehr oder weniger gutwillig geöffnet, so würden sie gesprengt worden sein. Wer würde noch vor wenigen Jahren

geglaubt haben, daß eine aus Prinzen bestehende Gesandtschaft des japanischen Kaisers Nordamerika und Europa besuchen würde! Eben jetzt rüstet sie sich, um auf der Powhatan, einem Kriegsdampfer der Vereinigten Staaten, sich einzuschiffen, der sie nach der Westküste Nordamerika's bringen soll, von wo sie die Vereinigte Staaten-Regierung feierlich einholen und nach Washington geleiten wird, wo sie im März dieses Jahres eintreffen soll.

Die Japaner bilden eines der interessantesten und gebildetsten Völker der Erde. Sie gehören jener Menschengruppe an, welche man unter der Gesammtbezeichnung der mongolischen Raçe zusammenfaßt. Diese begreift den dritten Theil des Menschengeschlechts, sie lagert sich mit ihren etwa vierhundert Millionen Seelen über den größten Theil des Nordens von Asien hin und nimmt auch den ganzen Osten und Südosten dieses größten aller Erdtheile ein. Sibirien und China, Siam und Birma, Tonkin, Kambodscha und Annam, die weite Mongolei, die Mandschurei und Japan, alle diese ungeheuren Länderstrecken vom Polarmeere bis weit über den Wendekreis hinaus, beherbergen Menschen, deren Körpergestaltung und Gesichtsform sie als Angehörige einer großen und eigenartigen Menschengruppe erscheinen läßt. Allerdings finden wir innerhalb dieser Raçe viele Abstufungen im Ausdrucke des Antlitzes, in der mehr oder weniger dunkel gefärbten Haut, die vom lichten Weizengelb bis in's Bräunliche und Kupferröthliche spielt; das Auge ist mehr oder weniger schräg geschlitzt, auch ist die geistige Anlage und die seelische Begabung bei den vielen Gruppen der zahlreichen Familien sehr verschieden. Es verhält sich mit den Völkern der mongolischen Welt ähnlich wie mit jenen unserer sogenannten kaukasischen Raçe, deren einzelne Gruppen, zum Beispiel Germanen, Romanen und Slawen, einen ganz verschiedenen Gang geschichtlicher Entwickelung genommen haben. Diese ist aber viel weniger durch geographische Verhältnisse bedingt worden, als durch die angeborene und urthümliche Anlage und Begabung, welche so wesentlich auf den Nationalcharakter einwirkt.

So verhält es sich auch in Asien. Wie verschieden vom Mongolen der Steppe ist sein Stammverwandter, der Chinese! Jener lebt noch heute als Nomade in der Wüste, ist ein Viehzüchter auf den Grasebenen, dieser hat seit Jahrtausenden ein geordnetes Staatswesen und mannichfach gegliederte bürgerliche Verhältnisse. Ein solches finden wir auch in dem alten Kulturreiche Japan, aber es weicht sehr wesentlich von der chinesischen Staatsordnung ab, und ist viel mannichfaltiger und lebendiger, wie denn auch das Inselreich von Natur ungleich vielseitiger gegliedert ist, als die kontinentale, einförmige Masse des chinesischen Landes.

Man hat Japan wohl als das asiatische Großbritannien bezeichnet, und in einigen Beziehungen kann man diesen Vergleich gelten lassen. Das japanische Volksleben ist wie verknöchert, Land und Volk sind unter allen asiatischen am wenigsten orientalisch; auch darf man die Herrschaft des Kaisers von Jeddo nicht als eine despotische bezeichnen, und die japanische Gesellschaft ist keineswegs öde und einförmig, wie in andern asiatischen

Staaten, in denen lediglich der Wille eines Einzelnen gilt. Japan hat eine einflußreiche politische Aristokratie der Geburt, welche den Chinesen fehlt; diese haben dagegen die Bureaukratie bis auf das äußerst Mögliche hinaufgeschraubt. Das Volk in Japan erfreut sich gesetzlich festgestellter Rechte, wie denn überhaupt im Lande die Herrschaft des Gesetzes gilt, und nicht jene der Willkür. Schon aus diesem Grunde müssen wir dem Reiche Japan einen gebührenden Platz unter den civilisirten Staaten anweisen. Nicht bloß in materieller Entwickelung sehen wir die Japaner auf einer sehr hohen Stufe, sie gehören nicht bloß zu den besten Ackerbauern, Gärtnern und Gewerbsleuten in der Welt, sondern nehmen auch in Bezug auf geistige Ausbildung einen hervorragenden Rang ein. Ihre Literatur ist reich und mannichfaltig, sie zeigen einen sehr feinen und ausgebildeten Sinn für die schönen Künste, sie sind regsam, erfinderisch, tapfer als Krieger zu Lande und unerschrocken auf der See, ihr Familien- und Gesellschaftsleben bietet mannichfache Uebereinstimmung mit unseren europäischen Verhältnissen.

Griechen und Römer waren ohne Kunde von diesem fernen Lande; erst im späten Mittelalter drangen einige Angaben über dasselbe durch den venetianischen Reisenden Marco Polo nach Europa. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Portugiesen und mit ihnen die Jesuiten nach Japan kamen, waren sie in hohem Grade betroffen über die Vortrefflichkeit von Regierung und Volk in jenem östlichen Inselreiche. Der heilige Xaverius nannte die Japaner in einem Briefe an Ignaz Loyola „sein Entzücken und seine Herzensfreude." Als die Europäer erschienen, wurden sie gastlich empfangen und willkommen geheißen, das ganze Land stand ihnen offen und sie durften in jedem beliebigen Hafen Handel treiben. Noch mehr, es war ihnen nicht verwehrt, Grundeigenthum zu erwerben, Häuser zu bauen und ihre Religion nicht nur frei auszuüben, sondern dieselbe nach Belieben unter den Eingeborenen zu predigen und zu verbreiten. Die japanischen Kaiser zeigten sich duldsam und aufgeklärt, während Europa von Religionskriegen zerfleischt wurde und Herzog Alba in den Niederlanden wüthete. Japan befolgte eine freisinnige Handelspolitik, als Europa nur Monopole und Privilegien und Ausschließungen kannte. Die Lehre der Christen gewann schnell viele Bekenner, deren Zahl nach einigen Jahrzehnten schon auf einige Millionen angewachsen war. Der Kaiser hatte erklärt: „Es kommt mir nicht darauf an, ob eine Religion mehr im Lande verkündigt wird, da deren ja schon 32 vorhanden sind." Aber die christlichen Mönche wurden bald übermüthig, ihre Anhänger bildeten eine politische Partei, und die Jesuiten strebten danach, die Krone auf das Haupt eines ihnen ergebenen Prinzen zu setzen. Der Kaiser erfuhr von den Uebergriffen und Gewaltthätigkeiten, welche die Spanier und Portugiesen sich in andern Ländern Asiens und in Amerika zu Schulden kommen ließen; er sah in den europäischen Priestern nur noch Aufwiegler und wurde in dieser Ansicht von den protestantischen Engländern und Holländern bestärkt. Endlich brach ein Verfolgungskampf gegen die Christen aus, der zu einem Vernichtungskriege wurde. Nach entsetzlichen Grausamkeiten wurden die Christen völlig ausgerottet.

Es muß aber wohl beachtet werden, daß diese Verfolgung nicht etwa ein Ausfluß religiöser Unduldsamkeit war, sondern daß sie einer politischen Partei galt, welche der Herrscher für staatsgefährlich hielt. Die Fremden waren Ruhestörer und deshalb wurde beschlossen, sie alle von dem Inselreiche fern zu halten, mit alleiniger Ausnahme der Holländer, welche für ungefährlich galten, weil sie sich nicht um die inneren Angelegenheiten des Reiches bekümmerten, sondern nur Handel trieben. Ihr Gouverneur schrieb an die Regierung: „Wenn Seine Majestät den Entschluß gefaßt haben sollten, keine Christen mehr in Ihr Land einzulassen, um dort Handel zu treiben, so werden wir uns danach einrichten, sobald wir es wissen; wir sind bereit zu gehen und zu kommen." Sie durften bleiben. Nichts desto weniger wurden sie mit großem Mißtrauen überwacht und ihr Handel allmählig mehr und mehr eingeschränkt. Anfangs konnten alljährlich zehn mit Waaren beladene Schiffe nach Firando kommen, um zu handeln; später wurde dieser Hafen ihnen verschlossen und man beschränkte sie auf die kleine Insel Dezima bei Nagasaki, wohin sie jährlich nur zwei Schiffe senden durften. Die japanische Regierung steigerte allmählig die Einfuhrzölle, überwachte den Verkehr ängstlich und unterwarf die Holländer manchen lästigen Förmlichkeiten.

Nachdem der Kaiser sein Hausrecht geübt und gefährliche Gäste entfernt hatte, war Japan auf sich selbst angewiesen und von der übrigen Welt so gut wie abgeschlossen, denn auch die Chinesen durften, wie schon bemerkt, jährlich nur eine bestimmte Anzahl von Schiffen schicken. Nun hätte man meinen können, daß durch eine solche Absperrung von der Außenwelt die japanischen Zustände versumpft oder verknöchert wären, aber gerade das Gegentheil ist der Fall gewesen. Unter dem Schutze eines zweihundertjährigen Friedens schwang die Kultur des in seiner ganzen Anlage tüchtigen Volkes sich zu einer solchen Höhe empor, daß dasselbe als das gebildetste Asiens da steht. Es verschaffte sich durch die Entwickelung des eigenen Kunstfleißes den größten Theil der Bedürfnisse, welche es früher von anderen Völkern erhalten hatte, und machte in der Industrie großartige Fortschritte; die Roherzeugnisse stiegen an Werth, Landbau und Gewerbe blühten empor, der Anbau von Baumwolle, Zucker, Seide und Färbestoffen nahm zu, der Wohlstand ist bis heute unablässig gewachsen. Japan bildete eine Welt für sich allein.

Und wie haben nun die zahlreichen Europäer und Nordamerikaner, welche während der letztverflossenen Jahre dieses schöne und fruchtbare Inselreich besuchten, die Zustände Japans gefunden? Alles, was sie sahen, überraschte sie und flößte ihnen Achtung ein; sie fließen über vom Lob des Landes und Volkes, so sehr übertrieben, daß es uns mit zu glänzenden Farben aufgetragen erscheint. Gewiß ist, daß die Japaner keine Barbaren sind, sondern ein hochgebildetes, für allen Fortschritt empfängliches Volk; die Engländer erklären, daß man sie nicht anders denn als „Gentlemen" bezeichnen könne. Alle Beobachter stimmen dahin überein, dieses Volk sei voll

Erfindungstalent von Mark und Kraft, geistig reich begabt, gewerbsam, fleißig, voll Geschmack und mit einem hohen Sinne für Zierlichkeit ausgestattet, ausdauernd, duldsam, wißbegierig, scharfsinnig, erfüllt mit Achtung vor Wissenschaft und Kunst. Aber der Japaner ist auch stolz, ehrgeizig, rachsüchtig; im Verkehr findet man ihn rechtschaffen, er beobachtet den Anstand mit großer Förmlichkeit; er ist ungemein sauber, und bei dem allgemeinen Wohlstand ist die Zahl der Bettler gering. Jedermann lernt lesen und schreiben.

Wir haben besonders hervorzuheben, daß unter allen Asiaten nur allein die Japaner eine Gesellschaft im europäischen Sinne kennen. Nur bei ihnen hat die Frau eine nicht unwürdige Stellung; sie ist nicht Dienerin des Mannes, sondern dessen Hausfrau, Gattin und Lebensgefährtin, und wird mit Achtung behandelt. Japan kennt ein Familienleben, und auf die Erziehung der Töchter wird Sorgfalt verwandt. Allerdings haben manche reiche Leute mehr als eine Frau, aber die erste Frau ist Herrin des Hauswesens und die Einweiberei überwiegt bei weitem die Polygamie. In China gilt das Weib für gar Nichts, das Gesetz nimmt keine Kunde von ihm, außer um drückende Verfügungen einzuschärfen. Der Ehemann darf seine Frau schlagen, kann sie Hungers sterben lassen, verkaufen oder auf eine ihm beliebige Zeit vermiethen; die Knechtschaft der chinesischen Frau ist im Hause und im öffentlichen Leben gleichsam dreifach besiegelt. Aber in Japan erweist man ihr Ehrerbietung, sie hat eine gewichtige Stimme in allen Angelegenheiten des Hausstandes abzugeben und die freie Bewegung bleibt ihr unverkümmert. Sie ist nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen, sondern bildet einen wesentlichen Bestandtheil derselben. Die Japanerin hat nicht selten feine Formen, sie zeigt große Lebhaftigkeit, ohne den Anstand zu verletzen, tritt sicher auf und ihr liebenswürdiges Temperament wird allgemein gerühmt. Freilich ist es ein in den Augen des Europäers häßlicher Brauch, daß die Japanerin, sobald sie sich verheirathet hat, die Zähne schwarz färbt; auch ist sie nach unsern Begriffen zu klein, um uns schön zu erscheinen; das starke Einbinden vermittelst breiter Gürtel wirkt nachtheilig auf das Ebenmaß des Wuchses und gibt den Füßen eine Haltung nach einwärts; die Japanerin hat deshalb keinen hübschen Gang. Aber das Mädchen prangt in frischer Farbe, und der Teint ist durchschnittlich nicht eben viel dunkler wie bei den Südeuropäerinnen.

Auch führen die Japanerinnen ein geselliges Leben. Der Mann hindert die Hausfrau und seine Töchter nicht, den Freundinnen Besuche zu machen; sie gehen spazieren, denn man verkrüppelt ihnen die Füße nicht, wie in China, und lassen sich von einer Dienerin begleiten oder in einer Sänfte tragen. Betrachten wir uns eine Dame der mittleren oder höheren Stände in einer Theegesellschaft. Nachdem sie eingetreten ist, reicht man ihr die Tabakspfeife, denn auch die Damen rauchen; es gehört zum guten Ton, daß die Frau vom Hause der Freundin, welche zum Besuche kommt, die gestopfte Pfeife anrauche und mit verbindlichen Worten überreiche. Dann wird der Thee gegeben, welchen die Japanerin sehr sorgfältig bereitet. Sie nimmt die feinsten Blätter von der

ersten Pflückung, die Frühlingsknospen des Strauches, läßt diese trocknen und zu Pulver zerreiben. Von diesem reicht ein Löffel voll für eine Kanne aus. Man gießt siedendes Wasser auf und schlägt die Mischung mit einem mehrfach gespaltenen Bambusstäbchen, bis Schaum an der Oberfläche erscheint. Das Getränk hat dann einen köstlichen Duft, ist aber sehr erhitzend. Man hält viel auf alterthümliches Geschirr, Rococotassen und Töpfe; man macht mit schweren silbernen Löffeln Staat, gerade wie bei uns; die kleinen Servietten sind von Seide. An der Wand des Zimmers hängt das Gemälde eines Kranichs, denn dieser Vogel ist ein Sinnbild des Glückes; und eben so wenig fehlt das Porträt des Zauberers Darmi, denn er ist Schutzherr der Theebereitung. In den Theegesellschaften haben auch Herren Zutritt, sie rauchen und trinken Sakki, japanisches Reisbier, das warm genossen wird. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Volkes, daß es eine Abneigung gegen kalte Getränke hat. Den jüngeren Damen liegt es ob, die Anwesenden zu erheitern, sie spielen die Zither und singen dazu. Bei festlichen Zusammenkünften herrscht große Fröhlichkeit, und Liebhabertheater fehlen nicht. Namentlich in der Winterzeit drängt eine Gesellschaft die andere, aber Karten spielt man nicht. Pfänderspiele dagegen sind beliebt. Handschuhe kennt die Japanerin nicht; des Fächers weiß sie sich mit großer Gewandtheit zu bedienen, trotz der ungraziösen schweren Schuhe, mit welchen sie am Boden hinschleift; im Hause vertauscht sie diese unbequeme Fußbekleidung mit leichten, zierlich geflochtenen Strohpantoffeln. Leider legt die Japanerin weiße Schminke auf Brust und Hals und die Lippen werden roth gefärbt. Mit Ohrringen, Spangen, Armbändern und Fingerreifen befaßt sie sich nicht, aber auf den Kopfputz verwendet sie große Sorgfalt. Die Zimmer sind einfach, in ihnen darf Nichts überladen sein; man hält auf geschmackvolle Matten und Fußteppiche, auf eine ansprechende Verzierung der Decke und des Getäfels, und das ganze Haus macht einen saubern, behaglichen Eindruck.

Ueber Jeddo, die kaiserliche Residenz, entnehmen wir dem Briefe eines Engländers, welcher Lord Elgin dahin begleitete, im Auszug Folgendes: „Die prächtige Lage der Stadt und ihr stattliches Aeußere konnten wir nicht weniger bewundern, als die allenthalben musterhafte Ordnung im Innern, die trefflich gehandhabte Polizei. Die ungeheure Volksmasse, welche in den Straßen dieses zweiten London wogte, war durchgängig sauber und von Wohlstand zeugend; nirgends fanden wir Spuren von Armuth oder Verfallensein. Amtswohnungen und Tempel zeichnen sich durch gefällige Bauart aus, die viele Meilen langen Hafenbauten durch Solidität und Zweckmäßigkeit. Wir mußten uns mit Beschämung sagen, daß bei den Japanern die Batterien und das Geschütz besser gehalten waren, als jene zu Malta und Portsmouth noch vor wenigen Jahren. Häufig begegneten uns Edelleute mit ihrem Gefolge, und auch dabei trug Alles das Gepräge des höchsten Anstandes. In den kaiserlichen Kommissären fanden wir lauter sehr unterrichtete Männer; wir sahen, daß sie beflissen waren, alle kaiserlichen Befehle genau zu vollziehen, und doch in jeder Beziehung sich höflich, gerecht und verständig zu benehmen. Im

Bazar zu Nagasaki sahen wir die mannichfaltigsten Fabrikate, namentlich lackirte und Porzellangegenstände von solcher Schönheit und Vollkommenheit ausgestellt, wie sie in Europa nicht erreicht werden. Alle diese Artikel, sowie Glas, Kanonen und Dampfmaschinen läßt der Feudalfürst verfertigen, zu dessen Gebiet Nagasaki gehört. Die Japaner liefern vortreffliche Uhren, in Jeddo werden Barometer und Thermometer, sowie genaueste optische Instrumente verfertigt, und längst schon besitzt das Land elektrische Telegraphen; viele Fürsten haben dergleichen in ihren Palästen und wissen sich des Feruschreibens trefflich zu bedienen. Wir sahen bei Jeddo zwei Segelschiffe, die nach Muster der Klipper, aber lediglich von japanischen Zimmerleuten, ganz vorzüglich gebaut waren. Bessere Baumschulen als Japan hat ganz Europa nicht aufzuweisen und noch weniger so sorgfältig angebaute Aecker. Die Gärten sind wahre Juwele von Sauberkeit, kein Zweig ist außer Ordnung, jeder Gang vorzüglich gehalten, und etwas Lieblicheres als die japanischen Landhäuser kann ich mir gar nicht denken. Nehme man dazu das heitere, glückliche Volk, und man hat ein Bild, wie wir es wohl einmal im Traume, aber noch nie zuvor in der Wirklichkeit gesehen hatten."

Der Art waren die Eindrücke, welche die Engländer empfingen. Wir können hinzufügen, daß alle Klassen sich den Ausländern freundlich genähert haben. Der Japaner sucht den Verkehr mit den Fremden und freut sich dessen; auch ist der Wunsch allgemein, daß die Regierung das Reisen in's Ausland wieder freigeben möchte; denn seit länger als zweihundert Jahren (seit 1637) ist dasselbe verboten. Vor den Bürgerkriegen, welche durch die Missionäre und die einheimischen Christen erregt wurden, war das Wandern keinem Japaner verwehrt und japanische Fahrzeuge schifften bis in den bengalischen Meerbusen; aber die Regierung wollte alle Berührungen mit Europäern vermeiden, weil dieselben nur Unsegen für das Land gebracht hatten, und wir begreifen sehr wohl, weshalb sie sich mit unerschütterlicher Folgerichtigkeit gegen alle Zumuthungen der Ausländer, welche Einlaß und Zugang verlangten, ablehnend verhielt. Aber seit dem Anfang unseres Jahrhunderts klopften die Fremden unablässig wieder an die verschlossenen Pforten des Landes. Engländer und Franzosen, Dänen, Russen und Nordamerikaner erschienen mit Kriegsschiffen, und unter ganz veränderten Welt- und Handelsverhältnissen war die Absonderung des Inselreiches auf die Dauer nicht mehr durchzuführen. Japan sollte und mußte eröffnet werden, und diese Eröffnung steht in innigem Zusammenhange mit der neuen Bedeutung, welche die Südsee, der große Ocean zwischen Asien und Amerika, in unsern Tagen gewonnen hat. Dieses ungeheure Wasserbecken wird von der Behringsstraße bis in die Nähe des antarktischen Eismeers, von Centralamerika bis Australien ununterbrochen durch Tausende von Fahrzeugen belebt. Kein Punkt dieses ungeheuren pacifischen Gebietes bleibt unbesucht und alle Gestadeländer desselben werden durch ein unabwendbares Verhängniß in die große europäisch-amerikanische Bewegung hinein gerissen.

Dagegen hilft kein Widerstand, der ganze Zug der Zeit drängt darauf hin und zwingt den Asiaten im fernen Osten eine neue Rolle auf der Bühne der Kulturgeschichte auf.

Auch in Japan begriff man, daß man sich diesem Verhängniß nicht mehr entziehen könne. Früher war eine Abweisung der Fremden von Erfolg gewesen, als aber 1853 die Nordamerikaner in den japanischen Gewässern erschienen und entschlossen ihren Willen kundgaben, mit dem Kaiser einen Freundschafts- und Handelsvertrag zu schließen, trug dieser der gegen früher völlig veränderten Weltlage Rechnung und fügte sich, nicht wie die Chinesen, widerwillig und steifnackig, sondern in würdiger und angemessener Weise. Der Vertrag von Kanagawa, vom 31. März 1854, welcher den Nordamerikanern bedingten Zulaß gewährte, brach das Eis und eröffnete die Schleußen; Japan trat in Verkehr mit der übrigen Welt und damit in einen neuen Zeitabschnitt seiner Geschichte.

Dieser wichtige Vertrag enthält noch eine Menge vorsichtiger Klauseln, mit denen man vorerst Zeit gewinnen wollte, um sich auf Weiteres vorzubereiten, das nicht ausbleiben konnte. Man wollte den Uebergang zu einem ganz neuen System ohne große Störung in den bisherigen Verhältnissen vermitteln, und that wohl daran. Gleich nach den Nordamerikanern unter Commodore Perry erschien ein englisches Geschwader unter Admiral Stirling; mit diesem wurde am 14. Oktober 1854 zu Nagasaki ein Vertrag abgeschlossen. Am 9. November 1855 wurden den alten Freunden Japans, den Holländern, neue wesentliche Vortheile und Erleichterungen im Verkehr bewilligt; sie waren fortan nicht mehr auf die kleine Insel Dezima beschränkt, sondern konnten in der Stadt Nagasaki frei Handel treiben, ihren Gottesdienst ungehindert ausüben und Grundbesitz erwerben. Auch die Russen erschienen; nachdem sie den Chinesen das Land am Amur weggenommen hatten und unmittelbare Nachbarn der Japaner geworden waren, wurden sie von diesen sehr zuvorkommend empfangen; der Statthalter von Nagasaki eröffnete dem Admiral Putiatin, die kaiserliche Regierung sei entschlossen, fortan eine durchaus andere Richtung in Bezug auf den Verkehr mit dem Auslande zu befolgen. Sie wünsche, der neuen Politik gemäß, mit allen Seemächten ausgedehnte Verbindungen zu unterhalten und hege die Absicht, künftig auch Repräsentanten Seiner Majestät an den großen europäischen Höfen zu beglaubigen.

So sehen wir denn, daß Japan es versteht, mit den Thatsachen umzugehen, und Alles zu würdigen, was in den Umständen Zwingendes liegt. In den neuen Verträgen mit England vom 1. Juli 1859, mit Nordamerika vom 18. Juni 1858, mit Holland vom Oktober 1857, mit Rußland vom 28. Juli 1858, sind eine Menge von Beschränkungen weggefallen, welche noch in den frühern Traktaten enthalten waren. Am 1. Januar 1860 wurden noch mehr Häfen eröffnet, 1863 sollen deren noch einige dem freien Verkehr erschlossen werden. Von 1862 an dürfen Fremde sich auch in der Hauptstadt Jeddo niederlassen. Der Handel ist ungehindert, nur das verderbliche Opium darf nicht in's Land gebracht werden. Die meisten Waaren, jene von Wolle und Baumwolle

eingeschlossen, zahlen nur fünf Procent Eingangsgebühr, und der Ausfuhrzoll für japanische Waaren ist nach demselben Verhältniß bemessen.

Japan hat die letzten fünf Jahre vortrefflich benutzt, um fortzuschreiten und den neuen Verhältnissen gewachsen zu sein. Es zeigt sich entschieden als ein Land des Fortschrittes, und nimmt von den Fremden manches Zweckmäßige an und auf. Zunächst nahm die Regierung holländische Ingenieure, Schiffs- und Maschinenbauer in Dienst, gründete eine Navigationsschule und ließ große Segelfahrzeuge und Dampfer nach den besten europäischen und amerikanischen Mustern bauen. An die Spitze stellte sie vier holländische Seeoffiziere und ließ für fünf Millionen Gulden Materialien aller Art für die neue japanische Kriegsflotte als Proben und Muster aus Holland kommen; seit 1858 kann sie aber der Beihülfe des Auslandes entbehren, da durch die Geschicklichkeit der einheimischen Werkleute Alles in derselben Vollkommenheit geliefert wird. Alle seit drei Jahren vom Stapel gelassenen Dampffregatten sind von Japanern allein gebaut worden und nur von ihnen allein bemannt. Mehre große Maschinenfabriken und Dampfhämmer sind in unausgesetzter Thätigkeit; als Arbeiter in denselben findet man viele Söhne aus vornehmen Familien; sie gießen Eisen, drehen, schmieden, feilen und setzen die Maschine zusammen. In der Gießerei zu Nagasaki steht das Modell eines Dampfers, welchen ein junger Japaner von Rang lediglich nach Zeichnungen, die er in einem holländischen Buche fand, eigenhändig verfertigt hat. Die holländischen Ingenieure waren über die vorzügliche Arbeit in nicht geringem Grad erstaunt; Alles war richtig und es bedurfte nur einiger geringer Nachbesserungen, um den Gang der Maschine zu beschleunigen. Eine holländische Grammatik der englischen Sprache, die vor einigen Jahren zu Amsterdam erschien, ist in Jeddo nachgedruckt worden; aus ihr lernen die Japaner Englisch. Alle höher Gebildeten verstehen Holländisch. Seit 1858 befinden sich nicht weniger denn drei und vierzig Offiziere der holländischen Flotte in Japan als Lehrer; sie unterrichten im Land- und Seekriegswesen, Schiffahrtskunde, Geschützwesen; auch Vorträge über Volkswirthschaft, Handelsgeschichte, Arzneikunde und holländische Literatur werden an mehren höhern Lehranstalten gehalten, und manche in denselben gebildeten Zöglinge sind als Professoren an die Gymnasien in den Provinzen vertheilt worden.

Unsere Leser sehen, welche Stelle unter den Kulturvölkern die Japaner einzunehmen berechtigt sind: möchten nur die christlichen Völker sich dieser Nation würdig zeigen! Aber schon jetzt hat Kaiser Foen Tsigo (Sohn des im August 1858 gestorbenen Taïkun) sich bitter beschwert, daß sie bereits falsches Geld und Opium in's Land gebracht und mit Bekehrungsversuchen begonnen haben!

Auch vaterländisches Interesse nimmt Theil an der Oeffnung Japans. Preußen hat zum Frommen der deutschen Industrie eine Expedition ausgerüstet und mit einer militärischen Eskorte ausgesendet, welche nicht verfehlen wird, der preußischen Flagge in den japanischen Häfen Achtung zu verschaffen. Unser Freund, der Maler

W. Heine, der in Begleitung der beiden amerikanischen Expeditionen schon zweimal Japan besucht hat und dem wir außer dem beigehefteten Küstenbild noch weitere interessante Gaben für's Universum zu verdanken hoffen, ist der preußischen Expedition zugeordnet. Wir wünschen ihr, die seit einem Monat unterwegs ist, eine glückliche Fahrt; möge sie Preußen wohlverdiente Ehre und dem deutschen Handel reichliche Früchte heim bringen!

Simoda, ein Städtchen von ungefähr 1000 Häusern, liegt an der äußersten Südspitze der Insel Nipon, nahe dem Kap Idzu, im Hintergrund eines geräumigen Bassins, das von allen Seiten, mit Ausnahme der engen Einfahrt, von hohen malerischen Bergen umgeben ist und für die größten Schiffe selbst in unmittelbarer Nähe des Ufers guten Ankergrund gewährt, ein Umstand, der dem an und für sich unbedeutenden Ort Wichtigkeit verleiht. Die Charakteristik einer japanischen Stadt, in ihrem Aeußern und Handel und Wandel, sparen wir uns für eine ergiebigere Gelegenheit auf. Unser Stahlstich ist nur ein Charakterbild der anmuthigen Küstenscenerien des wunderbaren Inselandes.

FIUME

Fiume.

Unser Bild führt uns zu einem jener alten Völker des europäischen Ostens, welche ihrem Tag noch entgegen gehen, zu den Ungarn und Südslaven Oesterreichs. Wer an das Schicksal dieser Völker denkt, den nimmt es nicht Wunder, daß ihre heimathlichen Lieder nur tiefe Klagen athmen und ihre Melodien in Moll ertönen. Von drei Despotenreichen eingeschlossen und in eng gefetteter Abhängigkeit gehalten, haben Ungarn und Südslaven Jahrhunderte lang unsägliches Elend erduldet. War erst der Türke der gefürchtete Verheerer ihrer Länder und konnte nur die unermeßliche Fruchtbarkeit des Gebiets der vier Ströme es verhüten, daß sie nicht gänzlich zur Wüste wurden, so erstand ihnen in der darauf folgenden österreichischen Herrschaft ein noch gefährlicherer Feind, der Unterdrücker ihres nationalen Charakters. So weit das Gebiet der Pforte an Oesterreich grenzt, wohnen dies- und jenseits der Grenzen sprach- und stammverwandte Völker. Eine gesunde, naturgemäße Staatsleitung hätte es zu ihrer Aufgabe machen müssen, diese von den Türken auf das Grausamste mißhandelten Stammgenossen des eigenen Reichs um so mehr unter ihren Schutz zu nehmen, als damit zugleich christliche Sympathien zu gewinnen waren. Statt dessen, wie man im eigenen Lande jeden einzelnen Erhebungsversuch jener Nationen mit eiserner Ruthe niederstreckte, so begegnete man auch den Befreiungsversuchen der gepeinigten Nachbarn und hetzte sie so geflissentlich in den allezeit offenen Schooß Rußlands. Innerhalb der eigenen Grenzen beging man einen noch schlimmern Dienst: man suchte mit Hülfe des österreichischen Deutsch aus den verschiedenen Nationalitäten der Monarchie einen Einheitsstaat herzustellen. Das Deutsche sollte die Regierungs- und Armeesprache werden, aber die Völker faßten das anders auf. Diese fremde Sprache ward ihnen von herrischen Beamten und rohen Soldaten-Zuchtmeistern entgegen gebracht, und mit Verachtung und Haß wurde unser als Polizeisprache gebrandmarktes Deutsch von ihnen aufgenommen. Deshalb mußte dieses unnatürliche

Treiben seine Absicht nicht nur gänzlich verfehlen, sondern sogar zum direkten Gegentheile führen: man klammerte sich mit aller Kraft des Patriotismus im jugendlichen Volksherzen an die bedrohte Nationalität an. — Freilich, zürnte man, ist ein ganzes Waisenhaus voll der verschiedensten Kinder mit dem Zuchtstock leicht zusammen zu halten, aber zu einer in Treue und Liebe glücklichen Familie gehören nur einer Mutter Kinder! — So sind denn auch diese Völker allgemach in ein feindseliges Verhältniß zum Gesammtstaat getrieben worden, und Niemand darf ihnen deshalb einen Vorwurf machen; sie folgten dem einfachsten, aber gewaltigsten Zuge der Natur, für welchen eben die Staatenlenker ein feineres Gefühl haben sollten.

Oesterreich hat überhaupt seinen großen Beruf nie erkannt; das vor allen Herrscherfamilien Europa's fast unwandelbar glückliche Haus trug zu schwer an der deutschen Kaisererbschaft, die es sammt allen Gefahren und Irrthümern angetreten. Der schlimmste derselben war aber die unaufhaltsame Sehnsucht, mit der es jedem Winke zur Machtentfaltung in Italien folgte. Auch darin folgte es einem gewaltigen, aber traditionellen Zug, der einen Theil seiner Erbschaft ausmachte, und wenn schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts redliche und gelehrte deutsche Männer in historischen und patriotischen Schriften eindringlich daran mahnten, welch immer sprudelnde Quelle von Unheil Italien von jeher für die deutsche Nation gewesen und wie die Erfahrungen der Vergangenheit Deutschlands Gebieter auf bessere Wege führen sollten, so hatten die braven Männer zwar Recht, aber sie schrieben nur Geschichte und die Fürsten machten sie — nach wie vor. Und doch ward wenigen Staaten ihr Beruf durch die Natur so deutlich gezeigt, wie der Oesterreichs durch seine Donau, die sein Strom, seine Pulsader, seine das Reich von einem Ende zum andern durchziehende Binnenstraße zu sein bestimmt ist, nicht aber seine Grenze.

Mehr als einmal war Oesterreich die Gelegenheit geboten, alle verwandten Völker südslavischer Zunge mit Ungarn unter seinem Scepter zu vereinigen, aber stets ließ es durch Rücksichten einer falschen Politik sich verleiten, das dort siegreich Erworbene wieder aufzugeben. Oesterreichs Beruf nach dem Osten ist älter, als Rußlands Größe; anstatt aber in diesem Rußland seinen gefährlichsten Feind der Zukunft zu ahnen und sich mächtige Freunde gegen dasselbe zu sichern, führte es gemeinsam mit ihm die Waffen und erntete zu seinem Schaden nach jedem Siege den Katzenantheil. Es hat Oesterreich außerordentliche Opfer gekostet, bis Rußland so groß und mächtig an den Mündungen der Donau ward, und es selbst zog sich dann mit absonderlicher Gemüthsruhe aus dem Osten zurück, als ob alle sogenannten civilisatorischen Rechte und Pflichten dort Rußland allein oblägen.

Desto eifriger streckte es nach zwei andern Seiten seine gewaltigen Fühlhörner aus: nach Deutschland und, mit noch mehr Vorliebe, nach Italien. In Deutschland beschränkte es sich darauf, den politischen Fortschritt zu

hemmen; dazu bedurfte es keines andern Mittels, als des in seiner Hand ruhenden Bundestags. Nach Italien sandte es die Kerntruppen aus seinen deutschen, ungarischen und slavischen Ländern, und diese Basis genügte, um seinen politischen Einfluß von Oberitalien an bis zur Spitze der Halbinsel aufzubauen. So stand allerdings Oesterreich als ein mächtiger Staat des Erdtheils da, gepriesen wegen seines trefflichen Heers und selbst mit seinem Haushalte auf dem Wege der Besserung.

Und einen solchen Staat wankend zu machen, genügte ein einziger Schlag. Wie war das möglich? —

Die Erklärung ist einfach. Oesterreich hat den Schwerpunkt seiner Macht, der Ueberlieferung getreu, zwar in Deutschland gesucht, aber nicht in den Sympathien der Nation, sondern, genau wie in Italien, im Bunde mit den Fürsten. Es war von je sein Grundsatz und sein Stolz, dem Volke nie „Konceſſionen" gemacht zu haben. Da kam die Zeit der Freundschaftsprüfung, und siehe: die Nation erhob für den bedrängten Bundesstaat ihr Wort, aber die Uneinigkeit der Fürsten verhinderte die That. — Da mußte Oesterreich fühlen, daß es um den Schwerpunkt seiner Macht gekommen sei: er war nicht mehr in Italien, er war nicht mehr in Deutschland. Aus Grundsatz stützte es sich nie auf die Völker, und die Fürsten hatten es verlassen. Wo nun Rettung suchen?

Gerade in diesem verhängnißvollen Augenblick ist es wiederum das sprüchwörtliche Glück des Hauses Oesterreich, welches ihm Hülfe herbeiwinkt, aber vielleicht zum letzten Mal: sein Beruf im Osten wird ihm als Weg zur Rettung, zu neuer Machtentfaltung deutlich von den Ereignissen selbst vorgezeichnet.

Es gibt kaum ein glänzenderes Zeugniß für die politischen Fortschritte der Völker während des letzten Decenniums, als die jüngsten Kundgebungen der ungarischen Nation. Die Völker an der Donau, wie an den Apenninen und diesseits der Alpen haben sich sämmtlich von dem Wahne der rothen Fahne befreit, ihr Streben ist ein ernsteres, würdigeres geworden: alle trachten nach nationaler Entwickelung und Aller erste Sorge ist demnach die Sicherung der nationalen Selbstständigkeit. Der erste zu diesem Ziele gethane Schritt könnte nur einer gereifteren politischen Einsicht entspringen: die öffentliche Verbrüderung der Ungarn mit den Slaven. Beide Nationalitäten, die noch im letzten Kriege alle Greuel der Barbarei gegen einander verübten, fühlen jetzt die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens. Die vielgepflegte Hinneigung der Südslaven zu Rußland ist bekannt, aber Ungarn ist Rußlands Feind, weil dies die einzige Macht ist, durch welche seiner Nationalität die Gefahr des Untergangs droht. Das dermalige Oesterreich kann ihm eben so wenig Schutz gegen Rußland bieten, als seine isolirte Selbstständigkeit dies thun würde; den rechten Schutz, die rechte Macht sieht Ungarn einzig und allein in der Gründung einer großen magyarisch-südslavischen Monarchie, und diese hält es, den Großmächten gegenüber, allein möglich durch Oesterreich. Mit andern Worten: Ungarn will, daß Oesterreich den Schwerpunkt der Monarchie aus Deutschland nach dem alten Ungarreiche verlege.

Der Gedanke ist so groß, daß er nur der einer kühnen Nation sein kann; aber eben so kühn erfaßt und in That verwandelt, ist er auch fähig, eine vollständige Umgestaltung von Südost-Europa herbeizuführen. Wenn zumal Oesterreich mit seinen bisherigen drei größten Feinden, der Glaubensfreiheit, der Verfassungsfreiheit und der Nationalselbstständigkeit, sich nicht nur versöhnt, sondern recht innig verbindet, wenn es in der durch eine solche Verbindung wohlverdienten Liebe und Treue der Völker seine Kraft potenzirt fühlt, wenn es aber auch die Weisheit besitzt, das ihm für immer entfremdete, in seinem Staatskörper nur Gift erzeugende Venetien freizugeben, — dann wird sich längs der Donau und ihren Nebenflüssen eine staatliche Macht entfalten, welche keinen äußern Feind mehr zu fürchten hat, weil kein innerer Feind mehr mit Verrath und Abfall ihr droht. Eine solche Macht muß aber an der untern Donau stehen, denn nur eine solche kann, wenn demnächst der kranke Mann dahin geht, den Donauvölkern ihr Erbe sichern, d. h. den Ausbau des großen magyarisch-südslavischen Reichs, zwischen Balkan und Karpathen, Pontus und Adria vollenden. — Wie werden dann die Häfen dieser beiden Meere aufblühen, wie werden die öden Wasserbecken Dalmatiens, Croatiens, Rumeliens und der Moldau sich mit wetteiferndem Leben füllen, wenn die Ketten des Binnenlandes zerrissen sind und für Alles, was Gottes Segen und des Menschen Fleiß schafft, sich freie Bahnen zu Land und Meer eröffnen! Nur auf den Schultern der Freiheit können Reiche der Zukunft entstehen, nur auf ihnen können die alten sich noch erhalten.

Zu diesem Reiche der Zukunft würde auch der Gegenstand unseres Bildes gehören: Fiume würde als wichtigster Adriahafen desselben den Rang einnehmen, welchen seine Nebenbuhlerin, Triest, auf der andern Seite des illyrischen Dreiecks behauptet.

Fiume liegt reizend im Winkel des Quarnero, der hier ein breites Becken bildet, zwischen den istrischen und ungarischen Festlandufern und von der See her von den schönen Inseln Veglia und Cherso umgürtet ist: Platz genug für künftige Größe. Im Hintergrund erheben sich die Wände und Spitzen der Julischen Alpen, welche dem Bilde Fiume's große Aehnlichkeit mit dem von Triest verleihen. Aber weniger seine Schönheit, als vielmehr die Gunst der Lage für Industrie, Handel und Schifffahrt verspricht dieser Stadt große Bedeutung. Schon jetzt, wo die reichen Länderstrecken von Ungarn und Croatien mit Fiume noch nicht durch Eisenschienen verbunden sind, vermittelt die Achse des Fuhrmanns einen starken dort mündenden Verkehr. Für große industrielle Anlagen bietet die Reeina, welche aus der im Hintergrunde unseres Bildes angedeuteten Schlucht hervor-

strömt, unerschöpfliche Wasserkraft, deren Ausnutzung ebenfalls erst begonnen hat. Ebenso dient der Fluß Fiumana, von dem die Stadt ihren Namen empfing, der Schifffahrt durch den großen Kanal, zu dem er benutzt ist.

Es wird wenige Städte in solcher Lage geben, die so ganz und gar um den größten Theil ihrer Geschichte gekommen sind. Ein Triumphbogen von 60 Fuß Umfang in einem Gäßchen des alten Kommunalpalastes, zu Ehren des Kaisers Claudius II., des Gothischen, errichtet, und Trümmer einer Mauer, die sich vom Calvarienberge bis weit in das Innere von Krain hineinzieht und hier die Grenzlinie des morgenländischen und abendländischen Kaiserthums gebildet haben soll, beide graue Zeugen deuten darauf hin, daß Fiume römische Kolonie war. Zu diesen kommt eine Stelle in Muratori's Annalen Italiens, nach welcher der König der Hunnen und Avaren, Caeanus, bei Tersaticca den Herzog Lupo von Friaul in einer großen Feldschlacht geschlagen. Tersaticca soll aber Fiume in alter Zeit geheißen haben; Tersatto heißt jetzt noch das alte Schloß und die Kirche auf dem Fels im Hintergrund unseres Bildes. Damit sind aber auch alle historischen Quellen über Fiume erschöpft bis zum Jahre 1510. In diesem Jahre brachte die Unersättlichkeit Venedigs, das Nichts neben sich aufkeimen ließ, was nicht ihm unterthänig diente, der Stadt den Untergang. Der venetianische General Angelo Trevisan gab sie den Flammen und der Verwüstung Preis und seine Soldschaaren vollbrachten dies so vollkommen, daß alles Alte vertilgt, keine einzige Urkunde gerettet wurde, so daß mit der neuen Gründung nun auch die Geschichte der Stadt von Neuem beginnt. Man weiß nur noch, daß Fiume lange Zeit ein Lehen der Patriarchen von Aquileja, später anderer Herren war. Zu Oesterreich kam es unter Kaiser Friedrich III., regierte sich über drei Jahrhunderte lang nach eigenen Statuten, die der Stadt vom Kaiser Ferdinand I. 1530 verliehen wurden, und hielt sogar auf mehren fremden Plätzen seine eigenen Konsuln.

Der blühendste Betriebszweig Fiume's in der Gegenwart ist der Schiffbau; es leistet allein darin mehr, als alle übrigen österreichischen Küstenplätze zusammengenommen. Im Jahre 1855 wurden 40 Schiffe von einem Gehalt von 13,000 Tonnen vom Stapel gelassen, und dabei stehen die hiesigen Schiffe hinsichtlich ihrer Tragfähigkeit, Schönheit und Schnelligkeit im vortrefflichsten Rufe. Die wichtigsten Handelswaaren sind, aus dem Hinterlande, Cerealien, Wolle, Bauholz ꝛc., von der Industrie Fiume's vor der Hand hauptsächlich Mehl, Papier, Tabak ꝛc. ꝛc.

Der Kaiserstaat ist bemüht, Fiume in jeder Weise zu heben, und daß die Stadt dies anerkannt hat, zeigt ein schöner Brunnen mit des Kaisers Bildsäule. Im Jahre 1857 wurde die Marine-Akademie von Triest hieher verlegt; ein Militär-Erziehungsinstitut bestand schon. Neben diesen Bildungsanstalten besitzt Fiume noch ein Ober- und Untergymnasium, eine gute Bibliothek, eine Elementar-Hauptschule und eine Unterrealschule, sowie das nautische Institut, das Handels- und nautische Privatkollegium.

Im Innern der Stadt tritt uns das Straßenleben in derselben Buntheit und Vielgestaltigkeit entgegen, wie wir es von Triest geschildert haben, nur daß das slavische Element der Volkssprache hier vorherrscht, während im Handel und Wandel von Triest das Italienische fast allein gehört wird. Das den Hintergrund überragende Felsenschloß hat Graf Nugent restaurirt und ihm durch Anlegung einer historischen und Naturaliensammlung Sehenswürdigkeit verliehen. Auf den Platz, wo wir die Kirche neben der Burg erblicken, hatte die Legende das berühmte Haus der Maria versetzt, welches „beim ersten Morgengrauen des 10. Mai 1291 von Engeln aus Palästina durch die Luft getragen und erst nach 3 Jahren von da, mit Mauern und Dach, gen Loreto entrückt ward". Diesem Gnadenwunder wurde natürlich eine Kirche gestiftet, die sehr reich an kostbaren Geschenken von Gläubigen der entferntesten Länder ist, zumal sie das „Originalbildniß" der Madonna vom Evangelisten Lucas besitzt und zur Verehrung ausstellt.

Der Ungläubige entschädigt sich leicht für die ihm abgehende Erbauung an diesen Herrlichkeiten mit einem Blick auf Fiume: in der Nähe der Mündung der Fiumana liegt ein grüner Hain, Scoglietto genannt, der anmuthige Lustwandelort der Fiumaner, weiter windet die Stadt selbst sich hin, die Campagnen steigen die Bergwände hinan, weiter das Thal, die schönen Straßen längs des Meers, der Hafen mit seinem geräuschvollen Leben, und in der Ferne die herrlichen Inseln des Quarnero, der Berg Caldiero, der Monte Maggiore in Istrien, von dessen Gipfel man bei heiterer Luft mit einem guten Fernrohre den St. Marensthurm von Venedig erschauen kann. Auf dieser Stelle werden immer Herz und Auge sich laben, mag auch vor dem „authentischen" Marienbild auf die Kniee sinken, wer will, und die Zukunft der Stadt und der Lande hinter ihr bis zum Pontus das Schicksal schmieden, wie es will.

Eastport.

Ein lebhaftes Seestädtchen an der äußersten nordöstlichen Spitze der Vereinigten Staaten, der Küste von Maine, der Bay von Passamaquoddy. Sein Hafen ist der schönste der Küste und wichtig durch seine Ausfuhr von Schiffbauholz nach dem übrigen Amerika und England.

Kano.

Südlich des 16. Grades n. Br. beginnt für Afrika eine neue Welt; denn erst unter diesem Himmelsstrich tritt man in tropisch üppige Landschaften ein. Wellenförmig zieht sich der breite Gürtel der furchtbaren Sahara quer über den Erdtheil; sein ertödtender Sand verhindert Fruchtbarkeit und Gedeihen der Pflanzenwelt, so weit er sich erstreckt, — und das ist genau so weit, als von der entgegengesetzten Seite her die Regengüsse des tropischen Frühlings oder der Regenzeit reichen. Das Wasser ist es, welches den Tropen ihre Fülle, ihren Reichthum gibt, das Wasser ist es, welches der Wüste fehlt, sein Mangel Das, was sie zur Wüste macht. Verbunden mit der außerordentlichen Wärme jener Himmelsstriche und dem allbelebenden Sonnenlicht, wird es zu einem allmächtigen Zauberer, dessen Wirken gewaltig und märchenhaft ist. Selbst das starre, todte Gestein versteht es zu begrünen, selbst den Sand zu beleben; wo es zur Herrschaft gelangt ist, hat es ein Reich voller Pracht und Fülle, voller Märchen und Wunder erschaffen.

Es wird uns schwer, ein Land uns zu denken, in dem es niemals regnet, oder in welchem der wirklich einmal fallende Regen als überaus seltene Naturerscheinung angestaunt wird. Und gleichwohl müssen wir viele Länder der Sahara als solche regenlose betrachten. Von Norden herein sendet das Mittelmeer noch seine Gesandten, die regenschweren Wolken, in das dürre Land, und Tripolis, noch mehr aber die Atlasländer (deren Gebirge diese Meeresboten am Weiterziehen hindern und ihre befruchtenden Gaben ihnen abnöthigen), liegen noch unter dem Einflusse dieses Meeres und blühen und erzeugen; südlich von ihnen aber beginnt die todte Welt, das Meer des Sandes, einen Kampf mit dem Leben: dem Wasser. Sein Sieg muß den Tod und die Oede zur Folge haben, muß selbst ein Paradies in eine Wüste verwandeln.

Südlich des 16., hier und da bereits des 18. Grades n. Br. gestalten sich die Verhältnisse anders. Der dem Aequator zuwandernde Reisende bemerkt den Einfluß des unter dem entsetzlichsten Aufruhr der Elemente zeitweilig zur Erde herabrauschenden Wassers, sobald er jene Grenzen überschritten hat. Die Sandmeere verschwinden; die staubigen Ebenen, auf denen er bisher nur halbdürres Riedgras kümmern sah, bekleiden sich mit einem Pflanzenteppich, welcher anfangs allerdings noch spärlich ist, gar bald aber reicher und wechselvoller wird; selbst zwischen den glühenden Felsenmassen, deren trostlose Oede höchstens durch die prachtvollen Farben des Südens gemildert wird, sproßt es und keimt es; auch die Gipfel der Berge schmücken sich mit frischem Grün. In jedem Breitengrade, den man weiter durchwandert, begegnet man neuen Pflanzen; die Arten, so wie die einzelnen Gewächse werden zahlreicher. Je mehr man sich der Linie nähert, je flammender die Blitze, je heftiger die Regen werden, um so mehr steigert sich der Reichthum und die Fülle des pflanzlichen Lebens. Bereits unter dem 15. Grad n. Br. vereinigen sich die früher nur einsam, gleichsam verlassen an den Ufern der Ströme oder in den tieferen Niederungen stehenden Mimosen zu Wäldern und sie selbst erstarken zu gewaltigen, schattenreichen, herrlich blühenden und köstlich duftenden Bäumen. Die Ebenen deckt ein oft mannshoher Graswald, welchen einzelne Bäume und dichte Gesträuche überragen; in den Thälern geht die Steppe — denn diese tritt im Innern Afrika's an die Stelle der Wüste — jedes Mal zum Urwald über; und während nördlich nur die Ströme die Herzadern und Erhalter des Pflanzenlebens waren, wird letzteres südlich des 13. Grades n. Br. allgemein. Je früher die Wiederkehr der Regenzeit erfolgt, oder je länger sie währt, um so ähnlicher an Fülle und Schönheit wird der Pflanzenwuchs Afrika's dem der in aller Pracht und Ueppigkeit schwelgenden Tropenländer Amerika's. Die starken und häufigen Regen sättigen hier alle Gewächse hinlänglich, um das ganze Jahr hindurch in voller Frische fortleben zu können. Die unserem Winter gleichbedeutende Zeit der Dürre verliert mehr und mehr ihre vernichtende Gewalt, und die gleichsam noch immer durstige Pflanzenwelt der Steppe wird durch eine ächt tropische ersetzt, obwohl die Dürre auch hier noch mächtig genug ist, wenigstens einen Theil der Pflanzen für einige Wochen in Todesschlummer zu versenken.

Diese klimatischen Einwirkungen haben dem Innern Afrika's das Gepräge aufgedrückt, das es kennzeichnet. Im Westen wie im Osten, südlich des Gleichers, wie nördlich desselben, scheint es so ziemlich dasselbe zu sein. Das innere Afrika ist eine unermeßliche Steppe mit Urwäldern. Auf Meilen hin deckt Graswald die Ebene, auf kaum minder ausgedehnten Strecken dichter Urwald die Niederung. Die eine wie die andere gehen in einander über und ergänzen sich gegenseitig. Der Urwald ist nur als eine höhere Vegetationsstufe der Steppe anzusehen.

Mit diesem reichen Leben der Pflanzenwelt steht das der Thiere und des Menschen im innigsten Einklange. Elephant, Nashorn und Nilpferd, Giraffe und Antilope, Löwe und Leopard, Steppenhund und Steppenfuchs, Erdferkel und Schuppenthier, Pavian und Meerkatze, Geier und Adler mit Prachtgefieder, Papageien und Helmvögel, farbenreiche Bienenfresser und schimmernde Honigsauger, die Kolibri's Afrika's, merkwürdige Sänger, zahllose Hühner, Trappen und Laufvögel, unter denen der Strauß als Wundervogel obenan steht, wunderliche Störche, Flamingos, riesenhafte Reiher, der märchenhafte Schuhschnabel oder Wallfischkopf, Pelekane, Schlangenhalsvögel, Enten und Gänse, Schildkröten, Krokodile, riesige Eidechsen, Riesen- und Giftschlangen, tropische Frösche, furchtbare Skorpione, Taranteln, Tausendfüße und lebende Edelgesteine in Schmetterlings-, Bienen- und Käfergestalt sind aus der Thierwelt die bezeichnenden Gestalten für diesen Reichthum, welcher weit mehr an das wassergesättigte Amerika, als an Afrika denken läßt. Auch der Mensch des Innern ist ein ganz anderer, als der der dürren Ränder oder des Südens von Afrika. In seinem ganzen Leben und Wesen ist der Reichthum seiner schönen Natur deutlich ausgedrückt; er ist weniger kräftig, weniger streng, weniger rechtlich, weniger muthig, weniger tapfer, als der Mann der Wüste oder des Nordens, aber er ist dafür fröhlicher, heiterer, leichtsinniger, leider freilich auch ausschweifender und lasterhafter, und weniger verläßlich, als jener. Sorglos lebt er in den Tag hinein; er bedarf wenig und seine Heimath bietet ihm Alles in Fülle, ja mehr, als er bedarf. Deshalb hat er auch nicht Ursache, sich um das irdische Besitzthum zu kümmern, obgleich er dies thut, sobald er einmal zur Herrschaft gelangt ist. Der unselige Sklavenhandel oder vielmehr die unselige Sitte, Sklaven zu halten, überhebt ihn der Arbeit und macht aus ihm einen in jeder Hinsicht leichtfertigen Gesell; jedoch ist der Grundzug seines Wesens so edel, daß diese Leichtfertigkeit selten zum Nachtheil ausartet. Es ist ein sehr großer Irrthum, in welchen wir noch heut zu Tage gewöhnlich verfallen, daß wir uns in den Bewohnern Centralafrika's lauter halb oder ganz wilde Barbaren ohne jegliche Spur von Gesittung, Glauben, Wissen und Bildung denken. Der größte Theil des Innern und der zugleich für uns wichtigste wird von betriebsamen, nach ihrer Weise hinlänglich gebildeten, Völkerschaften bewohnt, und es ist keineswegs übertrieben, wenn Reisende den Grad der Bildung der dunkeln innerafrikanischen Völkerschaften nicht nur weit über den anderer Erdtheile, sondern auch über den der dicht an Europa grenzenden Marokkaner stellen. Namentlich haben wir in neuerer Zeit an drei Orten die Betriebsamkeit und Regsamkeit, mit einem Worte die Bildung der innern Afrikaner, schätzen gelernt: in Timbuktu, Kano und Charthum, und gewiß verschließt das Binnenland noch mehre diesen ebenbürtige Städte. Die wichtigste unter den bekannten ist unstreitig Kano, das London Afrika's.

Kano liegt etwas nördlich von dem 12. Grad n. Br., fast unter dem 27. Grad östl. L. von Ferro in der Landschaft gleichen Namens, welche als der Garten der Fellataländer angesehen wird. Die Landschaft ist im

hohen Grade anmuthig, sie ist ein wohl bebautes Land, mit zahlreichen Meiereien und reichbestandenen Feldern, zu denen sich üppige Urwaldungen gesellen. Außer der Hauptstadt soll sie noch 27 mit Mauern umgebene Städte und über ½ Million Bewohner haben. Gewaltige Mauern von 4 deutschen Meilen im Umfang schließen die Hauptstadt ein, welche allerdings den durch die Wälle geschützten Raum bei weitem nicht ausfüllt, sondern nur als ein Zufluchtsort der gesammten umwohnenden Bevölkerung bei Kriegen betrachtet wird. Viele Wohnungen sind, wie die gewöhnlichen im Innern Afrika's: Strohhütten mit kegelförmigem Dach; allein zwischen ihnen finden sich auch viele Lehmgebäude, von denen einige sogar künstlerisch ausgeführt sind. Im Allgemeinen findet man beide Arten von Gebäuden unter einander gemischt, im südlichen Theile der Stadt aber sind die Hütten die vorherrschenden Wohnungen; die Lehmhäuser sind höchst unbequem gebaut und, wie es überall im Innern Afrika's gebräuchlich, möglichst nach außen abgeschlossen, demnach auch mit möglichst wenigen Fenstern versehen. Manche besitzen einen zweiten Stock, jedoch ist auch dieser nur sehr mangelhaft. Die Hofräume sind stets sehr klein.

Unser berühmter Landsmann Dr. Barth schildert uns das Leben in Kano in sehr ansprechender Weise mit kurzen kräftigen Zügen: „Der Reisende zu Fuß kann sich keinen rechten Begriff von einer afrikanischen Stadt verschaffen, zu Pferde dagegen gewinnt er einen Blick in alle Hofräume und wird Augenzeuge der verschiedenen Geschäfte und Scenen des alltäglichen Lebens. So konnte ich denn auch heute von meinem Sattel aus all die verschiedenen Bilder des öffentlichen und Privatlebens überschauen, äußerlich von denen europäischer Städte durchaus verschieden, und doch wieder in den vielfachen Triebfedern so ähnlich. Hier reiche Buden mit feilschenden Käufern und Verkäufern, dort nackte, halb verhungerte Sklaven unter einem hürdenähnlichen Schattendach zum Verkaufe ausgeboten; Buden mit den schmackhaftesten Lebensbedürfnissen aller Art, auf die der darbende Arme begierig blickt; ein reicher Herr, in Seide und glänzende Gewänder gekleidet, auf einem edlen, reichgezäumten Rosse, gefolgt von einem Troß übermüthiger Sklaven, und wiederum ein armer Blinder, mühsam seinen Weg fühlend. Hier ein freundlich mit neuen Matten und Rohr eingefaßter Hofraum um eine reinliche, gemüthliche Hütte mit wohlgeglätteten Lehmmauern, eine sorgsam geflochtene Rohrthüre an das runde Thor gelehnt, ein sauberer Schuppen für die tägliche Hausarbeit, beschattet von einer sich weit ausbreitenden Alleluba, einer schönen Gonda oder einer hohen Dattelpalme. Die Hausfrau im reinlichen schwarzen Baumwollenkleid, mit einem Knoten um die Brust befestigt, und mit zierlich geflochtenem Haar, geschäftig, die Mahlzeit für den abwesenden Mann zu bereiten oder Baumwolle zu spinnen, die Sklavinnen antreibend, mit dem Stampfen des Korns für das Mahl zu eilen, und umgeben von nackten spielenden Kindern und dem wohlgeordneten Hausrath der irdenen Töpfe und hölzernen Schalen und Schüsseln. Dort die heimathlose Buhlerin im bunten Kleiderschmuck, zahlreiche Perlenschnüre am Halse, das Haar phantastisch geputzt und mit einem Diadem umwunden, ihr viel-

farbiges Gewand lose unter der Brust befestigt und lang im Sande nachschleppend; daneben wiederum ein kranker Ausgestoßener, mit Beulen oder der Elephantiasis behaftet."

„In der Färberei waren die Männer beschäftigt, die Indigofarbe zu mischen, wohlgesättigte Hemden zum Trocknen aufzuhängen und die schon getrockneten in regelmäßig harmonischem Takt mit hölzernen Hämmern zu schlagen, um ihnen den feinsten Glanz zu verleihen. Ein Grobschmied schmiedete mit rohem Werkzeuge Dolche von bewundernswerther Schärfe, Speere mit starken Widerhaken, oder die nützlicheren Werkzeuge des Ackerbaues. Ueberall geschäftige Männer und Frauen und daneben träge Umhertreiber, in der Sonne sich streckend. — Dort kehrt ein zahlreicher Zug einheimischer Handelsreisender aus dem fernen Lande Gondja heim, beladen mit der allgemein begehrten Guronuß, dem Kaffee des Sudan. Hier bricht eine Karawane, mit Natron befrachtet, nach Stupe oder Nyffi auf, oder ein Trupp Tuareg zieht zur Stadt hinaus, um Salz nach den Nachbarstädten zu bringen. Araber führen ihre schwer beladenen Kameele nach dem Quartier Ghadamsier, oder Sklaven schleppen einen seinem kläglichen Leben erlegenen Leidensgenossen hinaus, ihn in den Alles verschlingenden Sumpf Djakara zu werfen. Hier ein Trupp mehr prahlend als kriegerisch aussehender Reiter, nach dem Palast des Statthalters sprengend, ihm die Nachricht von einem Einfall des Sferki Ibram von Sinder zu bringen; dort — eine weite Knochenstätte von Aas und Unrath aller Art."

„Kurz, überall das menschliche Leben in allen seinen verschiedenen Formen, Freude und Trauer, Gedeihen und Verderben im buntesten Gemisch. Alle Nationen, Gestalten und Farben waren vertreten: der olivenbraune Araber, der röthere Targi, der dunkle Bornuer, der leicht und schlank gebaute Fellani mit kleinen scharfen Zügen; dort die breiten Gesichter der derberen Wangarana (Mandingo's) oder eine große starknochige Frau von Nyffi, hier die wohlgebaute, freundlich lächelnde Bahauscherin."

„Leider ist die Stadt in hohem Grade schmutzig, und die Aasgeier haben täglich viel zu thun, den Unrath der Bevölkerung aufzuräumen. Der große Sumpf Djakara in der Mitte der Stadt ist die allgemeine Gosse Kano's, in welche aller Unrath, aller Abfall, ja selbst die Leichname von Sklaven und Stieren niedergelegt werden."

Kano wird gegenwärtig von den Fulbe beherrscht, welche die hier Habe- oder Kochelan genannten Hauffa unterjochten. Außerdem wohnen viele Araber in der Stadt. Die gesammte Zahl ihrer Einwohner mag 30,800 betragen. Der Zudrang der Fremden und die Zahl der nur zuweilen hier Anwesenden ist jedoch so groß, daß in den Monaten Januar bis April oft mehr als 60,000 Menschen sich innerhalb der Mauern Kano's befinden mögen.

Kano ist die bedeutendste Handelsstadt der mittlern Negerlande nördlich vom Gleicher. Erzeugnisse und Handel der Waaren gehen hier Hand in Hand, und fast jede Familie hat ihren Antheil daran. Von hier aus reisen Karawanen bis Mursuk, Rhat, Tripolis, Barhirmi, Timbuktu und bis ins tiefste und unbekannteste Innere. Alle bessere Kleidung, welche man in Timbuktu trägt, kommt aus Kano, wo sie gefertigt und von wo aus sie auf ungeheuern Umwegen der Sicherheit halber versendet wird. Namentlich fertigt man baumwollene Zeuche in der Stadt selbst und in den zunächst gelegenen kleinen Ortschaften der Provinz von der hier einheimischen Pflanze, welche mit selbst gezogenem Indigo gefärbt wird. Aus diesen Zeuchen wird die verschiedene Kleidung der Inner-Afrikaner hergerichtet, und der Werth der Gesammterzeugnisse mag nach Barth an 300 Millionen Zahlmuscheln (Kurdis) betragen. Allerdings sind dies bloß ungefähr 1200 Speciesthaler nach unserem Gelde, allein wir müssen hierbei nothwendigerweise an die Summe der afrikanischen Zahlmittel und nicht an die unserigen denken. Einzelne Hemden, welche als besondere Schmuckstücke gelten, kosten 18—20,000 Kurdis. Außer diesen Gegenständen nennt Barth unter den Erzeugnissen Kano's noch folgende: sehr künstlich gearbeitete Sandalen, sehr schön gegerbte Häute, röthlich gefärbte Schaffelle, welche über Tripolis selbst bis zu uns gelangen, die Einrahmung kleiner Spiegel, die von Tripolis aus nach Kano kommen, Anfertigung kleiner Schachteln und Büchsen aus Leder, allerhand Eisen, als Speere, Lanzen, Dolche, Ackergeräthschaften, Steigbügel und Zaumketten, selbst goldene und silberne Gegenstände, obgleich die edlen Metalle nur von Grobschmieden verarbeitet werden u. s. w. Unter den natürlichen Erzeugnissen, mit denen sich der Großhandel befaßt, sind das Negerkorn und Guro oder Gurounuß die wichtigsten. Außerdem werden Sklaven ausgeführt und eine Menge von Gegenständen wenigstens aus- und durch Kano geführt. Aus dem Lande Aïr kommen jährlich mindestens 3000 Kameelladungen Salz durch Kano, und von dem Mittelmeerland arabische Kleidungsstücke, Weihrauch, Gewürze, wohlriechende Oele, Kupfer, von welchem der Centner gegen einen Sklaven umgetauscht wird, von dem innern Lande Silber, Gold u. s. w., und aus Europa endlich Papier, Kattun, französische Seide, rothes Tuch aus Sachsen und aus Livorno, Glasperlen aus Böhmen und Venedig, Spiegel, Nadeln und Kurzwaaren von Nürnberg, Schwertklingen von Sohlingen, Rasirmesser aus Steiermark, Zucker aus Marseille.

Wie sehr dieser Handel dazu beiträgt, den allgemeinen Wohlstand zu heben, mag daraus hervorgehen, daß eine eingeborne Familie bei bescheidenen Ansprüchen mit 60,000 Kurdis oder 24 Speciesthalern das ganze Jahr lang bequem leben kann. Außer diesem Handel hat Kano noch Korn und Weide im Ueberfluß, und jeder seiner Bewohner Das, was er braucht, genügend: deshalb dürfen wir unbedingt Kano als eines der glücklichsten Länder der Erde ansehen.

THE TOMBS

IN

NEW-YORK

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. z. Hildburgh.

Eigenthum d. Verfassers.

Auch die Regierung ist hier nicht drückend, obwohl die Anmaßungen der herrschenden Klasse wie überall viel Ungerechtigkeit veranlassen. Der Statthalter oder Sferki regiert nicht unumschränkt, sondern ist einem Oberherrn, dem Sultan von Sfokoto, verantwortlich, und jeder Unterthan, welcher sich in seinen Rechten gekränkt wähnt, kann versuchen, bis zu diesem vorzudringen. Im Uebrigen ist er allerdings die Spitze aller Behörden, sowohl was die Rechtspflege als das Soldatenleben anlangt. Unter ihm stehen der Ghalladima, nach unsern Begriffen Ministerpräsident, der Befehlshaber der Reiterei, Sferkin-n-danakei oder Oberherr der Sklaven oben an. Auf sie folgen der Oberrichter, der Finanzminister und der Aufseher der Packochsen, welche Herren sämmtlich hohe, wichtige Stellen im Staate einnehmen und sämmtlich Fulbe sind, also alle den Herrschern angehören. Diese unterscheiden sich von der unterworfenen Bevölkerung durch den Widerwillen, dieselbe Kleidung mit ihnen zu tragen, stehen aber nicht an, die hübschen Töchter der Besiegten zu heirathen, obwohl sie niemals gestatten, daß das Umgekehrte stattfindet, und ein Mann ihrer Unterworfenen eine ihrer Töchter zur Ehe nimmt. Uebrigens gelten sie für feig, wahrscheinlich deshalb, weil sie durch das bequeme Leben in Kano viel von ihrer früheren Regsamkeit und Kühnheit verloren haben.

Diese zusammengedrängte Schilderung mag genügen, unsern deutschen Lesern den Begriff eines Staates zu geben, welcher, obwohl im Innern Afrika's gelegen und weit von allen gesitteten Ländern nach unsern Begriffen entfernt, dennoch in sich selbst unversiegbare Quellen des Wohlstandes und Wohlbefindens enthält, deren Ausfluß mehr oder minder Allen, Reichen und Armen, zu Gute kommt und in ihrer Weise zu vollkommen glücklichen Menschen macht.

B.

Die Tombs in New-York.

New-Yorks „Grabzellen" heißt auf Deutsch die Ueberschrift, eine Bezeichnung, die gewiß eben so sehr wie das nebenstehende wunderliche Bild etwas viel Geheimnißvolleres der Phantasie des Lesers zu verkünden geeignet ist, als ein Polizeigefängniß. Nichts Anderes verbergen jene seltsam mit Apisköpfen und geflügelten Weltkugeln — dekorirten Mauern, die uns wahrlich leichter an die Ufer des Nil, als in die Kleiderjuden-Straße (Centre-Street) von New-York versetzen. Wir gehören glücklicher Weise nur zu den zahlreichen Neugierigen, welche, wie Börse oder Kaffeehaus, die Tombs als Sprechsaal, als einen Markt für interessante Stadtereignisse

täglich besuchen und begegnen unter dem von steinernen Lotoskelchen getragenen Peristyl einem Manne, der mit verstörter Miene und händeringend erzählt: „Ich hatte einem Uhrmacher meine goldene Uhr zum Ausbessern gegeben und mir inzwischen eine galvanisirte von ihm geliehen. Fünf Tage später treffe ich einen Bekannten, mit dem ich einen lustigen Abend in einem Trinksalon zubrachte, in welchem sich auch „Damen" befanden. Betrunken kam ich nach Hause und entdeckte am Morgen, daß die Uhr gestohlen war. Als ich den Uhrmacher fragte, wie viel die galvanisirte Uhr werth gewesen sei, behauptete er jetzt, dieselbe wäre nicht galvanisirt, sondern von Gold und koste 110 Dollars, er behalte einstweilen meine Uhr und ich sei ihm darauf noch 40 Dollars schuldig! Ich warf dem Uhrmacher einen Schurken an den Hals und begab mich zu einem Polizeimann. Gegen 15 Dollars versprach dieser, die Diebin noch an demselben Tage zu verhaften. Morgens darauf entschuldigte er sich, daß er noch zwei Polizeileute annehmen und jedem 5 Dollars geben müßte. Ich zahlte auch dieses Geld und hoffte nun endlich, meiner Uhr wieder habhaft zu werden. Wie sehr war ich im Irrthum! Der Polizeimann ließ Nichts von sich hören; man sagte mir, er sei nach Long Island gefahren, um zu fischen. Erbittert wandte ich mich nun an einen Advokaten, welchem ich 10 Dollars auf die Hand gab, um die Diebin verhaften zu lassen. Dies geschieht, aber der Advokat erklärt mir, er möge mit der Sache nichts weiter zu thun haben, denn wenn der Richter sie des Diebstahls nicht überführen könne, werde sie auf Schadenersatz klagen. Erst eine 20-Dollarnote bestimmte diesen edeln Sachwalter, die Angelegenheit weiter zu treiben. Die Diebin wird vor den Richter gebracht, aber der Advokat schweigt und sie wird entlassen. Ich war in Verzweiflung. Als ich aus dem Verhörzimmer kam, stellt sich mir ein Mann als Mitglied der Sicherheitsbehörde vor, sich erbietend, gegen 5 Dollars die Freigelassene wieder in Haft zu bringen, sie während der Nacht im Stationshause zu behalten und ihr das Geheimniß abzulocken. Ich war so thöricht, diesen Plan für praktisch zu halten, gab die 5 Dollars und freute mich im Voraus des Erfolges. Kaum hatte dieser mich verlassen, so klopfte ein anderer mir auf die Schulter: Er sei Berichterstatter für die Morgenblätter, möchte meine interessante Geschichte ausführlich mittheilen und bäte mich deshalb um meinen Namen. Das hätte noch gefehlt! Erführe das meine Familie, so wäre ich ein verlorener Mann. Aber den Berichterstatter wurde ich nicht los, bis ich mit meinen letzten 20 Dollars sein Schweigen erkaufte. Während ich nun eben den Polizeimann hier im Corridor erwarte, sagt mir jener Herr da, er sei ein Berichterstatter, jener, welchem ich 20 Dollars gegeben, ein Gauner, der zu der Bande der Skinners (Schinder) gehöre, die ihr Gewerbe nur in den Hallen der Tombs treiben und deren verschiedenartige Leistungen, vom Uhrmacher an, ich soeben für ein Lehrgeld von 100 Dollars kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Dies ist eines der kurzweiligen Geschichtchen, wie man sie täglich zu Dutzenden an dieser Stelle vor sich gehen sieht; anstatt beim Uhrmacher heben sie vielleicht beim „Dropper" an, der einen harmlos Vorübergehenden

ein nur schlechte Banknoten enthaltendes Taschenbuch finden läßt und dann eine Belohnung ihm abpreßt, entweder dafür, daß er verschweigen will, der Finder habe das Taschenbuch einem Andern gestohlen oder halb Part fordernd, — ein anderes beginnt mit einem Mock-Auktions-Abenteuer, in einem der berüchtigten „Peter Funk"-Läden, wo unter den plausibelsten Vorspiegelungen falsche Steine und vergoldete Uhren für ächte an den Mann gebracht werden, — wieder ein anderes hat seine Entstehung der Bekanntschaft mit den „Burners" zu verdanken, durch ihre Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit den Fremden angenehm sich machende Gesellschafter, bis eine unvorsichtig eingegangene Wette oder schlau angelegte Spekulation sie zu spät den Wolf im Schafspelz erkennen und gewöhnlich noch Spott und blaugeschlagene Augen obendrein ernten lassen.

Wir führten nur einige Spezies aus dem großen Gaunergeschlecht der Weltstadt am Hudson an, dergleichen man zu jeder Stunde im Vorhofe der Tombs begegnet. Theilweise ist ja die Schwelle des Gefängnisses sogar der Schauplatz ihrer frechen und großentheils straflosen Streiche. Doch unser Führer von der geheimen Polizei, ein „Detektive", nöthigt uns zum Weitergehen. Er will uns in einer Halle des Erdgeschosses die „Gallerie notorischer Gauner" zeigen, eine gewiß sehr ergiebige Anwendung der Photographie. Barmherziger Gott, welche Physiognomien! Es wird uns unheimlich, weil dritthalbhundert Verbrecherangen zumal uns anstarren. Aber unter zehn jener Physiognomien sind kaum zwei, welche den Schurken auf den ersten Blick verrathen. Die gefälligen, offenen Gesichter sind stärker vertreten als jene mit lauerndem Blicke und hinterlistigen Mienen. Wir finden gutmüthige Bursche, Muttersöhnchen, wohlwollend darein schauende Greise, die gewiß keinem Armen ein Almosen versagen, feine Herren, die sich, sollte man denken, für ihre Geliebte hätten photographiren lassen. Dazwischen sind auch die heitersten Gesichter, und der rechtschaffenste Mann kann nicht vergnügter aussehen, als viele dieser Leute. Einzelne lächeln, als ob sie sagen wollten: die Polizei mag mich immerhin abbilden; ich bleibe dabei, stehlen ist bequemer als arbeiten. Viele verrathen einen hohen Grad von Selbstgefälligkeit. Gram und Bestürzung finden wir nur selten ausgedrückt, aber häufig jenen fatalistischen Blick, der Alles über sich ergehen läßt. Die Aelteren sind fast immer elegant gekleidet, Knaben dagegen erscheinen zerlumpt; Schnurrbärte selten, Vollbärte noch seltener. Die Gesichter sind großentheils mager, viele haben regelmäßige, selbst einnehmende Züge. Die weiblichen Ladendiebe sind meist über 30 Jahre alt, unschön und von boshaftem Ausdruck. Dagegen sind boshafte Männerphysiognomien nur spärlich vertreten, resolute aber sehr häufig; sie gehören meist Einbrechern, die sanften Gesichter den Gasthausdieben an.

Auf einem Tische liegt das Adreßbuch der Conterfeiten, ihr Namen- und Sündenregister. In ihm werden Alle verzeichnet, die der Schande verfielen, ihre Lehrjahre in Zuchthäusern oder in Staatsgefängnissen überstanden haben, oder noch in denselben sich befinden. Von Vielen ist es ausgemacht, daß sie lediglich durch

Diebstahl ihr Leben fristen, aber man hat sie nur verzeichnen, noch nicht zur Strafe bringen können. Alle Verbrecher sind in alphabetischer Ordnung mit genauer Personenbeschreibung, Familienverhältnissen, Geburtsland, Alter und Wohnung eingetragen. Jedes Porträt führt eine Nummer. Schlagen wir einige nach: Eine freundliche Physiognomie, ein Mann von dreißig und etlichen Jahren, feiner Gesichtsbildung, wohlwollender Miene, ein Gentleman, der keiner Dame einen Höflichkeitsdienst verweigern wird. „N. N., geboren in Schottland, sieht sehr fashionabel aus, Schauplatz seiner Gaunereien sind die Kunstanstalten auf dem Broadway. Namentlich bei Gastspielen, vollen Häusern und Andrang von Wägen bemüht er sich, den Damen behülflich zu sein, wenn sie in den Wagen steigen wollen; er stiehlt ihnen dabei, während seine Hände unter dem Shawl arbeiten, Börse oder Uhr. Die letztere pflegt er mit einer künstlich gearbeiteten Zange von der Kette abzukneipen. — Ein anderes Bild: Das ist ein scharf gezeichnetes Gesicht, im Profil aufgenommen; hohe Stirn, eng auf einander gekemmte Lippen, nachdenkender Blick; sieht fast aus wie ein Gelehrter, hat aber einen boshaften Zug um den Mund; das keck gehobene Kinn deutet auf einen Geschäftsmann. Richtig, er ist der Rothschild unter den Gaunern, der reichste Gauner in New-York. Sein Grundbesitz in der Stadt und deren Umgebung ist sehr bedeutend, und, wie das Buch bemerkt, durchweg mit unredlichen Mitteln erworben. Er soll lange Zeit Leiter einer sehr gefährlichen Diebsbande gewesen sein und ist Fürst der Hehler. — Noch ein Bild: Der Kopf eines schönen Mannes von dreißig Jahren. Er hat energische Züge und im Blicke jene Zuversicht, die da weiß, daß der Sieg bei Frauen gewiß ist. Er ist Meister im Einbrechen, er wird es auch mit dem Ausbrechen versuchen. Ein äußerst gefährlicher Schurke, bricht in Bankgebäude ein, sprengt eiserne Geldschränke mit Pulver, und führt ein üppiges Leben. Ist aus New-York. Spielte viel in den Spielhöllen. Brach an dem und dem Tage in das Gewölbe einer Versicherungsgesellschaft ein; wurde überrascht, vertheidigte sich mit dem Revolver auf Leben und Tod. Stand vor den Assisen, wurde zum Zuchthaus verurtheilt. Hatte mit elf Frauen und Mädchen Verkehr; war erklärter Liebhaber Aller. Hat keine Mitschuldigen und keinen Verkehr mit andern Verbrechern. Arbeitet stets allein auf eigene Faust.

Und so folgte eine ganze Conduitenliste der Armee, die auf hundert verschiedenen Wegen Krieg gegen das Eigenthum führt. Die hinter Schloß und Riegel bewahrten Originale verlangten wir nicht zu sehen. Wir hatten genug und gingen.

Die Zellen der Tombs geben ihren Bewohnern entweder die Freiheit zurück, oder liefern sie an das Staatsgefängniß ab, je nach erfolgter Freisprechung oder Verurtheilung. Nur die mit dem Strang Bestraften lassen ihr Leben in den finstern Mauern. Der Hof des Gebäudes ist die Richtstätte.

CILLI

Cilli.

Wir haben eines der anmuthigsten Thäler der Untersteiermark, das der Sau, vor uns. Der wilde, reißende Bergstrom, der aus der Felsenwiege der Sulzbacher Alpen hervorstürmt, fließt zu unsern Füßen an der Stadt unseres Bildes vorüber, hinter deren Häusergruppen die weite Ebene des Sauthals sich ausbreitet, im Hintergrunde in schöner Aufsteigung begrenzt von den Rebenhügeln, schluchtenreichen Vorbergen, kühn emporragenden Häuptern und Höhenrücken des Bachergebirgs.

Der Künstler hat uns zur Beschauung der Herrlichkeiten des reizenden Rundbildes ein Plätzchen an dem steilen Abhange des Nikolaibergs angewiesen, gleich oberhalb der Mauern des Kapuzinerklosters, dessen Dächer und Marterkreuz wir zunächst vor uns sehen. Es ist der günstigste Punkt, wenn es gilt, das Auge allein zu entzücken. Er beherrscht das viele Meilen umfassende Panorama von den schneebedeckten Hörnern und Kämmen der Sulzbacher Alpen, die wie Riesengrenzsäulen Kärnten, Krain und die Steiermark trennen, den ganzen Alpenzug des Bachergebirgs bis zu den Hügelreihen, welche aus dem Steierlande nach Ungarn und Kroatien hinüberziehen. Aus allen Seitenthälern und Schluchten springen frische Bäche, die Heimath köstlicher Forellen, zum Saustrom hernieder, stattliche Flecken und Dörfer, Schlösser und Landhäuser sind zwischen die segenreichen Fluren hineingestreut, und auf Hügeln und Bergen leuchten bald Kirchen und Kapellen, bald mahnen Burgentrümmer an die tröstliche Wahrheit, daß zwar Alles vergänglich ist, aber selbst das Vergehende noch zum Schmuck und — zur Mahnung dienen kann.

Der Rundblick von dieser Höhe aus ist entzückend, aber er entfernt uns vom Treiben der Menschen; er erhebt uns über die Wirsale, in welchen die Gegenwart umherirrt, aber er läßt auch die Vergangenheit nicht so zu Wort kommen, wie sie dies gerade in Cilli vermag. Wir laden deshalb den Leser ein, uns zu einem andern Standpunkt zu folgen: hinunter zu der Brücke, auf welcher das große Crucifix steht; sie bietet uns die Aussicht auf ein Stückchen Weltgeschichte und das Weltgeschick.

Wer auf der Kapuzinerbrücke zu Cilli steht und mit den Augen den grünen Fluthen des Stroms folgt, stößt mit dem Blick bald an eine Felsenreihe, über welche ein kräftiger Wald sich erhebt, wiederum von Felsen übergipfelt, und auf den schwindelnden Höhen ragen Thürme und Mauern mit öden Fensterhöhlen und im grauen Gewande einer untergegangenen Zeit: die Ruinen von Ober-Cilli, des einst prächtigsten Schlosses weit und breit, in welchem die Herren wohnten, die das ganze umliegende Land beherrschten, Fürsten zu Genossen und Kaiser zu Gönnern und Gästen hatten. Ihr Geschlecht ward „für ewige Zeiten" zu Grafen von Cilli erhoben. Dies geschah vor 519 Jahren, und schon seit 380 Jahren sind diese ewigen Zeiten vorüber, nichts ist von der Macht und Herrlichkeit erhalten, als jene Ruinen und in der deutschen Kirche Cilli's der Thron der Grafen mit dem Sternenwappen und in einem Glasschranke hinterm Hochaltare — 18 Todtenköpfe der erlauchten hochseligen Herrscher.

Diesem Burgberge gegenüber, am andern Ufer der Sau, erhebt sich der Nikolaiberg. Seinen Gipfel schmückt ein armes Kirchlein. Wer aber das Fundament derselben untersucht, findet, daß umgestürzte Marmorsäulen den Grund ihrer Mauern bilden, und der Alterthumsforscher will daher wohl nicht mit Unrecht hier die Stätte erkennen, auf welcher einst ein im weiten Reiche berühmter Marstempel der Römer prangte. Denn Cilli, die jetzt unbedeutende österreichische Provinzialstadt, war zur Römerzeit ein angesehener Ort. Kaiser Claudius gründete hier eine Kolonie für die römischen Legionen, aus ihr entwickelte sich die Stadt Claudia Celeja, die allgemach ein weit größeres Gebiet bedeckte, als das heutige Cilli, und in welcher mächtige Prokonsuln ihren Sitz aufgeschlagen hatten, wie Pertinax, Septimius Severus, Valerianus und Aurelianus, die sich sämmtlich den Weg zum Kaiserthron bahnten. Der römische Glanz Cilli's erblich in den Stürmen der Völkerwanderung, nichts hat sich erhalten von allem Schmuck der Kunst an den Prachtbauten des Luxus, als wenige Trümmer, die, seit Karl der Große die neue Stadt auf den Trümmern der alten gegründet, nach und nach aus dem Schutt hervorgezogen und ohne Wahl und Sorge für deren Erhaltung in die ersten besten Neubauten eingemauert wurden. Nur ein Werk jener Römer, die vor Allem bei ihren Städtebauten für die Gesundheit ihrer Bürger sorgten, ist ein kostbares Geschenk für die jetzigen Bewohner geworden: die Kloakenleitung, die man im Jahre 1822 wieder auffand und, soweit die jetzige Stadt reicht, wieder nutzbar machte. Das Gewölbe derselben ist von weißem Marmor des Bachergebirgs und im Lichten fünf Fuß hoch. So hat Cilli aus dem Heidenthume die beste Gabe seiner Vergangenheit empfangen. Das Mittelalter hat ihm nur noch eine Sehenswürdigkeit verliehen: die Seitenkapelle der Hauptkirche, die Keiner ungesehen lassen sollte, der des Weges kommt und für eine reine Perle der altdeutschen Baukunst und Skulptur ein Auge hat.

Verweilen wir länger auf der Sau-Brücke, so kann uns noch mancherlei begegnen, was uns in das Herz greift und bald mit Jammer, bald mit Hoffnung erfüllt. Zur Rechten, von wo wir zu unserm Standpunkt herabgestiegen sind, ragen die grauen Mauern des Kapuzinerklosters über das lachende Grün des Hügels empor. Ganze Züge von wendischen Landleuten wallen, die Rosenkränze zwischen den Fingern und Gebete murmelnd, an uns vorüber, der hohen Pforte der Klosterkirche zu. Es ist nicht Sonntag, die Geistlichkeit hat dafür gesorgt, das „Bete und arbeite" so zu verdrehen, daß aus dem Gebet selbst eine Arbeit für das arme blinde Volk geworden ist. Man läßt an rauschenden Bächen das Gras der Wiesen verdorren, um den Himmel um Regen anzuflehen, und legt die Wachsnachbildungen der kranken Gliedmaßen vor dem Altar des Heiligen nieder, anstatt den Arzt mit seiner Wissenschaft zu Hülfe zu rufen; man beichtet dem Mönche Sünden, die er vergibt, bis man zu sündigen gewohnt wird, damit der Priester etwas zu vergeben habe. Dazu ist das Betteln, sonst von dem Sittengerichte aller Völker nur den ärmsten Erwerbsunfähigen zu Gute gehalten, von dem Alles entsittlichenden Pfaffengeist Männern in voller Kraft als „gutes Werk" gestattet und vom armen blinden Volke als solches heilig gehalten. Gibt es noch häßlichere Gedanken, als den: daß ein gesunder und arbeitsfähiger Mensch zum Besten des Seelenheils seiner Mitmenschen, über welches eine als allweise, allgütig und allmächtig anerkannte Gottheit allein zu verfügen hat, sich zu faullenzen und zu betteln berufen fühlen kann? So oft ich die Terrasse des Kapuzinerklosters bestieg, von wo Gottes Segen auf Erden in solch herrlichem Bilde zu überschauen ist, zog sich der Flor der Trauer vor mein Auge über die Starrheit des Wahns, die, zum Ringen unfähig, durch die Gewalt des bessern Geistes der Zeit nur gebrochen werden kann. Ein bettelnder Mönch und ein kniecrutschendes Volk — Leser, ich müßte dich hassen, wenn dir dieser Anblick die Zornader nicht schwellte; mir ist um beider willen diese Kapuzinerbrücke mehr als eine der vielen, die ich überschritten habe, und mehr als die in Venedig, — beim Gedanken an die hohe göttliche Bestimmung der Menschheit zum Menschenthum und beim Anschauen der absichtlichen Verkrüppelung des Menschengeistes — eine Seufzerbrücke geworden.

Bitterer noch steigt es in der Brust auf, wenn wir, zur Linken hin, jenseits der Sau und der Vogleina, die hier in jene mündet, den Blick wenden. Von dorther erschallen Gesänge, die weißen Kopftücher der Landfrauen schimmern in langen Reihen herüber, unterbrochen von schwarzen Männergruppen: dort führt einer der zahllosen Heiligenfeiertage das arme blinde Volk zum Calvarienberg. Die Nachbildung des Leidensgangs, der Marterstationen des Stifters unserer Religion gibt der Priesterschaft Veranlassung zu religiösen Aufzügen, zu welchen ganze Gemeinden sich unter Anführung ihrer Seelsorger vereinigen. Dies ist keine Sitte, die wir beklagen. Jede öffentliche Genossenschaft hat das Recht des öffentlichen Lebens; und je südlicher das Land, je be-

ständiger die Klarheit des Himmels, desto lieber sieht das Volk sich im Freien und in Masse. Unser Zug von frommen Wallern steigt jenseits der letzten Station, welche die drei Kreuze von Golgatha darstellt, höher den Berg hinan, auf dessen Kuppe dem heiligen Joseph, dem „Nährvater", eine Kirche und ein Klösterlein erbaut ist, und gibt in jenen heiligen Räumen das Heil seiner Seelen in die Pflege einer Genossenschaft Jesuiten. Wie gut erscheint das arme Kapuzinerkloster dieser Nachbarschaft gegenüber; dort begnügt man sich mit der Verwahrlosung, hier übt man die Korrumpirung der Geister, und weder das Eine noch das Andere geschieht um bloßen Gotteslohn.

Es ist in der gesitteten Welt ein unbestrittener Grundsatz, daß das irdische Heil, die materielle Wohlfahrt eines Volks, mit der Stufe seiner intellektuellen Bildung und diese mit der Literatur gleiche Höhe zu halten pflegt, und letztere wird am sichersten angezeigt durch die in das Volk dringende Masse belehrender und veredelnder Schriften. Die Sprachen der großen Kulturnationen sind literarisch ausgebildet, jede derselben beherrscht ein großes Gebiet und bewahrt einen großen, ja unermeßlichen geistigen Schatz. Anders ist dies mit den slavischen Sprachen, von denen noch keine es zu einer bedeutenden Literaturhöhe gebracht hat; Russen, Polen und Czechen sind am weitesten vorgeschritten, aber noch immer nimmt der Bedarf der Kirche und der Schule den breitesten Raum auf ihrem Büchermarkte ein. Noch armseliger steht es damit bei den einzelnen slavischen Dialekten, wie namentlich bei dem der Wenden Untersteiermarks. Hier sorgt die Presse, außer für den geschäftlichen Alltagsbedarf, ausschließlich für den Glauben und den Aberglauben: Kalender, Gebet- und Heiligenbücher und Traumdeuter stehen allein im Schauladen der Buchhändler und Buchbinder in Cilli, der wendischen Hauptstadt, aus. Hieher sind diejenigen deutschen Publicisten zu führen, welche der österreichischen Regierung ihre Germanisirungsversuche auf slavischem Gebiete zum Vorwurfe machten; hier können sie die Glückseligkeit der Bewahrung der Nationalitäten und Nationalitätchen kennen lernen und sich zugleich überzeugen, daß sie im engsten Bunde mit der Priesterschaft stehen und gemeinsam mit ihr für die Absperrung der Aufklärung und das Niederhalten der Volksentwickelung in geistiger und materieller Beziehung wirken. Seit dem Jahre 48 ist in den meisten Schulen der slavischen Länder der slavische Unterricht wieder eingeführt, das wenige Deutsch, welches auf dem Lande verstanden wird, bringen die Soldaten aus den Kompagnieschulen mit heim, und nur in den Städten und Marktflecken ist das Deutsche die vorherrschende Umgangssprache. Gleichwohl wird in Cilli selbst nur in einer Kirche deutsch gepredigt, und als seit der Einführung des Konkordats der Einfluß der Geistlichkeit auf den Volksschulunterricht ein fast unumschränkter geworden ist, so wird die Regel wenige Ausnahmen haben, daß man in jedem Geistlichen einen Feind der deutschen Sprache und Literatur zu erkennen hat. Die vernünftigen Männer unter dem an sich reich begabten Volke sind selbst gegen diese

Anordnung; sie äußern ihr Bedauern laut über die Vernachlässigung des deutschen Unterrichts, sie fühlen, wie eng eingegrenzt im Erwerb und Verkehr sie durch den Mangel der Kenntniß der deutschen Sprache sind, wie weit sie in Bildung und Wohlstand gegen ihre deutschen Nachbarn in Obersteier und Kärnten zurückbleiben und wie gefährlich für das Volk die Armuth an Belehrungsmitteln ist, die sie in allen Lebenslagen vom Geistlichen abhängig erhält. Daher ist auch die Macht der Priesterschaft nirgends größer, als hier, nirgends begegnet man häufigeren und zahlreicheren Prozessionen und anderen kirchlichen Andachtsübungen und nirgends steht der Wohlstand tiefer; die fabelhafte Fruchtbarkeit der Thäler und Weinberge allein bewahrt die an sich verhältnißmäßig arme Bevölkerung des Landes vor dem Nothstande, welcher in anderen Gebirgsländern durch Uebervölkerung veranlaßt wird. Daß aber die wohlgepflegte Freundschaft des Priesterthums dem österreichischen Staate bis jetzt so wenig Heil gebracht hat, wie dem Kirchenstaate, dafür zeugt die Gegenwart des Kaiserreichs mit wahrhaft erschreckenden Thatsachen.

Solche Gedanken kommen Dir auf der Saubrücke, lieber Leser. Die Burgen siehst Du von den Bergen gesunken, die Vesten des geistlichen Herrscherthums, Klöster und Kapellen, erhoben sich an ihrer Statt, und ihre Macht reicht weiter und greift tiefer, als je die Willkür ritterlicher Dynasten vermocht hat. Man würde der Aussicht nicht froh, wenn nicht der Geist der neuen Zeit, der allen Geistern der Menschen, bis zu denen er vordringt, sein energisches „Vorwärts!" zuruft, auch durch dieses Thal seine Spur gezogen hätte. Zwischen den Trümmern des Römertempels und des Grafenschlosses und zwischen den Hemmketten und Schlagbäumen des Kapuziner- und des Jesuitenklosters braust das Feuerroß der Dampfkraft auf der eisernen Bahn dahin und trägt auf ehernen Rädern frisches Leben in alle Länder, es zerreißt die Hemmketten der Aufklärung, rennt die Schlagbäume der Bildung nieder, bricht die Vesten der Verdummung und vor ihr erzittern die Bollwerke des Aberglaubens und jeder geistigen Knechtschaft. Es ist ein herzerhebender Anblick, wenn die sprühende Lokomotive den Menschenstrom aus hundert Ländern zwischen Jesuiten und Kapuzinern unaufhaltsam dahin reißt, des Nordens und des Südens Hände sich fassen und drücken zwischen Ruinen der Vergangenheit und dem erwachenden Leben der Gegenwart. Mit dem Dampfroß fährt der Geist, und der Geist wird in die Köpfe fahren, wie eng und fest sie auch der Mantel der künstlichen Nacht bis jetzt umhüllt haben mag.

Damit scheiden wir von unserem lieblichen Bilde, das uns von dem schönen Oesterreich ein so schönes Stück vor Augen hält. Der reiche Staat liegt in diesem Augenblick in seiner tiefsten Noth; zur Erkenntniß seines Reichthums führt ihn kein Priesterwort: es muß ihm neues Leben gegeben werden durch der Freiheit Geist. Weder Jesuiten- noch Kapuzinerklöster senden ihm den Retter. Wenn nicht der Geist, der dem Dampfroß die siegreiche Kraft verlieh, der die Bahnen öffnet durch die verrostetsten Schlösser der Vorurtheile und der Selbstsucht

und jede Gasse zu einer Gasse der Freiheit macht, wenn nicht dieser Geist die Krone des Reichs erleuchtet, so werden die Trümmer der Grafenburg das Bild des Schicksals sein, das dem Reiche droht. Man hat dem Buchstaben zu lange gehuldigt, und nun man spürt, daß er tödtet, kann allein die Erkenntniß retten, daß nur der Geist lebendig macht.

Mauch-Chunk

in Pennsylvanien.

Bewegung — heißt die Losung unserer Zeit. Der Reichthum verliert seinen Kurs in der Welt, wenn er sich zur Trägheit gesellt, der Besitz todter Schätze gibt keine Berechtigung mehr, etwas gelten zu wollen, und nicht mehr wird der Werth, die Macht und der Einfluß des Menschen mit demselben Maß gemessen, wie sein in fester Truhe geborgenes edles Metall. Die Potenz der weilenden Kräfte, welche uns inne wohnt, ist fortan der Werthmesser für die Anerkennung der Mitwelt, nur auf der Höhe schaffender Thätigkeit lassen sich noch die Ziele erkennen, nach denen alle Bestrebungen der Zeit hindrängen und nur Bewegung verleiht noch Erfolge. Deshalb sind's vor allen die Faktoren des Dampfes, Kohlen, Wasser und Eisen, welche als die wunderthätigen Hebel im Dienst des Menschengeistes die großen sichtbaren Werke der Civilisation vollbringen und das allmächtige Triumvirat bilden, das die Dynastie des Goldes entthront hat und die heutige Welt regiert.

Seit der Zeit haben die unterirdischen schwarzen Schätze keine Ruhe mehr in ihren dunkeln Kammern. Unablässig werden die Eingeweide der Erde von den Schatzgräbern mit Grubenlicht und scharfer Wehr durchwühlt, die Leichen der vorweltlichen Wälder erstehen aus ihren Gräbern und werden zum höchsten Dienst menschlichen Erfindungsgeistes berufen.

Eine solche erst zum kleinen Theil erforschte Schatzkammer birgt der blühende Boden Pennsylvaniens, das große Kohlenmagazin des östlichen Amerika, die säugende Amme seiner zu Riesengröße wachsenden Industrie, seiner Dampfflotten zu Meer, See und Fluß, seiner die Wälder lichtenden Sägewerke und die Frucht der Prairien

JERUSALEM

gr. Institut in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

zermalmenden Walzmühlen. Manch-Chunk, das kleine freundliche Oertchen am Lehigh, heißt einer der Schlüssel und Zugänge zu dieser Schatzkammer und zwar ist die Spitze des tausend Fuß aufsteigenden Berges das Thor zu der großen Stadt Manch-Chunk unter der Erde. Von dort aus wird ein 50 Fuß starkes Anthracitflötz in so großer Ausdehnung abgebaut, daß in einem Jahr (1851) nahe 1 Million Tonnen (20 Millionen Centner) ihrer Lagerstätte entrissen und auf dem Lehigh verschifft wurden. Es ist dies mehr als die gesammte Production des Königreichs Sachsen.

Eine Eisenbahn führt auf die Spitze des Berges, welche als ein Meisterstück von Ingeniosität gilt, da der ganze ungeheuere Verkehr auf ihr ohne irgend welche andere Hülfe bewegt wird, als das geschickt verwendete Gewicht der hinabfahrenden Wagen.

Die bergmännische Bevölkerung des Ortes beträgt 4000. — Die Gruben gehören alle der reichen Lehigh-Coal-Company.

Blick auf Jerusalem

vom Oelberg aus.

Unser Bild versetzt uns auf eine der Terrassen unter die uralten Oliven des Oelbergs. Gegenüber, jenseit des trocknen Kidronthals, auf der Höhe seiner Bergeskante streckt sich Jerusalem in den geraden Linien seiner türkischen Zinnenmauer. Die Morgensonne steht hinter uns, denn der Oelberg liegt nach Osten, und beleuchtet blendend die gelbe Stadt mit ihren Kuppeln und gewölbten Dächern. Wir sehen in die Stadt hinein, die ihre Neigungsfläche uns zuwendet, indem sie nach ihrem westlichen, etwas höheren Abstnrzrand, dem Berg Zion, hinaufzieht, übrigens kaum zu unterscheiden vom übrigen, gleich dürren, nur mit Oliven bestreuten Höhenland. Dagegen fehlt ihr ein natürlicher Wall nach Norden, und dort beim Damaskusthor, zur Rechten, sind von jeher die Eroberer, Römer und Kreuzfahrer, eingedrungen.

Zunächst fesselt uns der weite grüne Raum, dicht hinter der Stadtmauer, aus dessen Mitte sich die schöne, dunkle Kuppel von Omar's Moschee erhebt. Es ist die Stelle von Salomonis Tempel, Berg Moria. Der Platz ist noch immer so heilig, daß jeder Wasserträger euch verächtlich zurückstößt, wenn aus den dunkeln, überwölbten Gassen von Jerusalem sich euer verstohlener Blick in den Moscheegarten mit seinen Arkaden und Fontainen gewagt hat. In der christlichen Grabeskirche dagegen versteht sich die öffentliche große Prügelei der verschiedenen Sekten, Griechen, Armenier ꝛc. alle Ostern von selbst, bis die türkischen Gewehrkolben Frieden stiften. Die Mauer des Moscheegartens über'm Kidronthal, also zugleich die Stadtmauer, ruht auf mehreren Lagen ungeheurer Blöcke. Man sieht in diesen alten Quadern wohl mit Recht den Unterbau der salomonischen Tempelterrasse. Alle Freitag halten die Juden Klage hinter diesen Blöcken.

Obgleich jede kleine Höhle des Oelbergs durch die christliche Tradition natürlich eine heilige Bedeutung gewonnen hat, erinnert er doch an einem Frühlingstag nichts weniger als an Blut und Thränen, sondern eher an's hohe Lied Salomonis, wo die Reben blühen, die Granaten ihre Gluthaugen öffnen. Die blauen Schwertlilien, drunten im Thal auf den Felsengräbern gebrochen, duften wundervoll. Ungeheure Eidechsen lauschen neugierig, fettschwänzige Schafe klettern herauf. Wenn wir uns aber setzen, dann sehen wir uns immerhin erst nach den schwarzen, fast fußlangen orientalischen Tausendfüßen um, ein Gewürm unangenehmen Anblicks. Drunten im Thal erzeugt links die Quelle Siloah, tief unter dem Stadtfelsen hervor, einige grüne Gärten, und wenn wir später hinaufstiegen bis zur Moschee, dann würden wir jenseits in's Wüstengebirge und auf den tiefen Spiegel des todten Meers hinabsehen, der zwischen seinem hohen, gelben, blauduftigen Gebirge da und dort zum Vorschein kommt.

Was wir jetzt aus der Stadt herüberhören, ist einzig die Sturmtrommel und das Hurrahgeschrei türkischer Truppen, die nach preußischem Reglement sich in fingirten Bajonettangriffen üben. Wenn wir schnell einen Blick in die heutige Stadt hineinwerfen wollen, so denken wir uns die schmuzigen, vielfach überwölbten Gassen, steil, ruinenhaft, aber belebte Bazars oder gedeckte Budenstraßen. Der Beduine im braunweißen Sack kauft hier sein Kopftuch mit den rothen und gelben Franzen; schwarzlockige Bursche mit blendend weißen Zähnen grüßen uns, denn sie sind von jenen, die uns Geleit gaben am todten Meer. Die Pilger sind wieder fort, sind uns begegnet in endlosem Zug zu Kameel, zu Pferde, zu Fuß, die steilen Felsenpfade herunter, die aus der herrlichen Ebene von Jaffa auf's Gebirge von Jerusalem heraufführen, Pilger im schwarzen Kopfbund kleinasiatischer Griechen, im buntgestreift seidenen katholischer Araber aus Syrien, im schwarzblauen ägyptischer Kopten ꝛc., die alle mit Weib und Kind zu Ostern kommen. Aber zurück bleiben die Juden in langem Gewand und langen Locken.

Zur Zeit Christi waren ohne Zweifel die jetzt nackten Abhänge des Oelbergs von dem Wasser der Teiche und dem noch fließenden Kidron benetzt. Gärten von Granat-, Orangen- und Olivenbäumen bedeckten mit einem düstern Schatten das enge Thal von Gethsemane. Der Held des Kreuzes konnte hier sich verbergen zwischen den Wurzeln einiger Bäume, zwischen den Felsen des Baches, unter dem dreifachen Schatten der Stadt, des Berges und der Nacht. Er konnte von hier aus die Schritte seiner Mutter und seiner Jünger belauschen, welche des Weges daher kamen, um ihren Sohn und ihren Meister zu suchen; die gegen sein Haupt sich erhebenden Drohungen, der laute Aufruhr der Stadt, drangen zu ihm herüber und vermischten sich mit dem klagenden Rauschen des Kidron, welcher seine Wogen zu seinen Füßen hinrollte; hier, in dieser stillen dunkeln Einsamkeit durfte auch das stärkste Menschenherz, das je für die Welt geschlagen, in seiner Verlassenheit erbeben und, von dem Schatten des Todes umweht, zu seinem Gott beten: „Herr, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir!"

Wir steigen höher. Eine Viertelstunde über dem Standpunkt des Zeichners liegt der Gipfel des Oelbergs; das Thal Josaphat, in welchem das jüngste Gericht in Scene gesetzt werden soll, gähnt aus einem dunkeln jähen Abgrund herauf. Jenseits springt die Stadt vor uns auf, ohne daß dem Auge ein Dach oder ein Stein entginge, wie der erhaben gearbeitete Plan einer Stadt, den der Künstler auf einem Tische ausbreitet. Es ist nicht mehr ein formloser verworrener Haufe von Staub und Trümmern, auf welchen einige Hütten von Arabern hingeworfen oder wo ein Paar beduinische Zelte aufgeschlagen sind; nein, es ist eine licht- und farbenschimmernde Stadt! Ihre blaue Moschee mit weißen Säulengängen, ihre tausend strahlenden Kuppeln, die Façaden ihrer goldgelben Häuser, ihre alten Thürme, und endlich mitten in dem Ocean von Häusern eine schwarze gedrückte Kuppel von größerem Umfange als die andern, und überragt noch von einer zweiten weißen, das heilige Grab und die Schädelstätte deckend, sie verschwimmen und versinken in einem unendlichen Labyrinth von Kuppeln, Gebäuden und Straßen. Das ist die heilige Stadt, von der Höhe des Oelbergs gesehen. Sie scheint noch in dem alten Glanze der Prophetenzeit zu strahlen oder nur auf ein Wort zu warten, um aus ihren siebzehn Zerstörungen wieder in blendender Schönheit hervorzugehen und jenes neue Jerusalem zu werden, „das aus dem Schooße der Wüste in leuchtender Klarheit aufsteigt". Indessen, wenn man sie aufmerksamer betrachtet, findet man, daß es in der That weiter Nichts ist, als eine schöne Vision der Stadt Davids und Salomo's. Kein Geräusch erhebt sich mehr auf ihren Märkten und in den Gassen, keine Straßen mehr führen von ihren Thoren nach Ost und West, nach Süd und Nord, nur wenige Pfade schlängeln sich auf's Gerathewohl zwischen den Felsen hin, und es begegnet einem Nichts als etwa ein halbnackter Araber, auf seinem Esel reitend, oder ein Paar Kameeltreiber von Damaskus, oder eine Gruppe Weiber aus Bethlehem oder Jericho, auf ihren Köpfen Körbe mit Trauben von Engaddi oder mit Tauben tragend, die sie unter den Terebinthen außerhalb der Stadt an diesem Morgen

zu verkaufen gedenken. Links von der Plattform, dem Tempel und den Mauern von Jerusalem senkt sich der Hügel, welcher die Stadt trägt, und zieht sich, nach unten breiter werdend, in sanften Abhängen hin, welche hie und da durch Terrassen von rollenden Steinen gestützt sind. Dieser Hügel trägt auf seinem Gipfel einige hundert Schritte von Jerusalem eine Moschee und eine Gruppe von türkischen Gebäuden, welche einem europäischen Flecken mit seiner Kirche und seinem Glockenthurm nicht unähnlich sehen. Es ist Zion, die Burg, das Grab Davids, von wo aus die Töne des göttlichen Sängers, das Saitenspiel des Dichterkönigs erklangen. Die Burg Davids beherrschte das damals grünende Thal Josaphat. Eine weite Oeffnung in den Hügeln nach Osten führt den Blick von Abhang zu Abhang, von Gipfel zu Gipfel, von Wellenlinie zu Wellenlinie bis zu dem Becken des todten Meeres, dessen schwere dicke Wasser in der Ferne die Strahlen des Abends wiederspiegeln. Es gleicht, von hier aus gesehen, den schönsten Seen Italiens oder der Schweiz; sein ruhiges Wasser schläft zwischen den hohen Gebirgen Arabiens, die alpenartig hinter seinen Fluthen sich aufthürmen, und zwischen den pyramidalen, schlanken und schimmernden Gipfeln der Berge von Judäa.

Das Rathhaus (Court-House) in St. Louis.

Nicht weit von dem stattlichen, jüngst vollendeten Bau, der auf unserem Bilde prangt, steht eine niedrige Hütte, einstöckig, mit einer gedeckten Gallerie; in der Nähe liegen noch mehre kleine Häuser, zum Theil windschief, halb in Verfall und mit verwitterten Schindeln bedeckt. Das sind die ehrwürdigen Patriarchen des großen Stammes menschlicher Niederlassungen, der in diesem Jahr sein hundertjähriges Jubelfest begeht. Um jene armseligen Hütten herum hat sich eine prächtige Stadt gelagert, die schon heute zu den wichtigsten Handelsplätzen der Erde gehört und einer so großartigen Zukunft sicher ist, wie wenig andere Städte; sie wird einst ihre Einwohner nach Millionen zählen.

DAS COURT-HOUSE IN ST LOUIS

Der weite Westen am rechten Ufer des Mississippi war einst im Besitze der Franzosen, welche nach dem siebenjährigen Krieg diese große und schöne Provinz Louisiana verloren. Zu ihr gehörte auch das heutige Missouri. An den Strömen erhoben sich einzelne kleine Festungen zum Schutz der Ansiedler gegen die Indianer, aber die Franzosen sind von jeher ein zum Kolonisiren ganz untaugliches Volk, und in ihre Ansiedelungen ist weder in Canada noch am Illinois oder Mississippi Aufschwung gekommen; sie verstanden es nicht, eine der fruchtbarsten Regionen zu benutzen und blieben Ruderknechte, Pelzjäger oder höchstens Ackerbauer, die in altväterlicher Weise ein kleines Feld bestellten.

Solch ein Pelzhändler war Peter de Laklède, der mit den Indianerhorden am Missouri einen Tauschverkehr trieb. Im Spätherbste des Jahres 1759 kam er mit einigen Gefährten von einem Streifzuge über die Prairien und auf den Flüssen an den Mississippi und suchte dort eine geeignete Stelle zu einer Faktorei. Seine Wahl fiel auf den richtigen Punkt, und als er eine Blockhütte gebaut hatte, dämmerte in ihm eine Ahnung von dem großartigen Geschick auf, das jener Einöde verheißen ward. Laklède sprach zu seinen Gefährten: „Hier, an der Vereinigung des Missouri mit dem Mississippi wird eine Stadt erwachsen, hinter der alle anderen im Westen weit zurückbleiben müssen." Aber freilich verflossen drei Menschenalter, bevor die Prophezeihung in Erfüllung gehen konnte. Im Jahre 1760 wurden die Hütten gebaut, deren wir oben erwähnt haben, und man gab ihnen den Namen St. Louis. Allmählig fanden sich ein paar hundert französische Canadier ein, welche der Herrschaft der Engländer sich entzogen hatten, man umgab die Hütten, deren Zahl noch nicht einhundert betrug, mit Erdwällen und Pfahlwerken, um gegen einen Ueberfall der Wilden gesichert zu sein, trieb einigen Fruchthandel auf dem Strome, aber von einer Erkenntniß und Benutzung der Welthandels-Lage war man weit entfernt. Wie wenig Kern und Mark in den französischen Ansiedlern war, ergibt sich schon daraus, daß St. Louis 1810 noch nicht 1400 Einwohner zählte. Damals war Louisiana schon in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen, aber die Wanderung nach dem Westen ging nur in spärlichem Maß über die Staaten Ohio und Kentucky hinaus; denn man hatte treffliches Land in genügender Auswahl zwischen dem atlantischen Meer und dem Riesenstrom des Westens. So erklärt sich das träge Anschwellen der Stadt, welche 1820 erst nur 4123 Einwohner zählte. In dem folgenden Jahrzehnt erhielt sie gleichfalls nur so geringen Zuwachs, daß die Ziffer von 1830 erst auf 6700 gestiegen war.

Von da an aber beginnt eine wunderbare Umwandelung. Der gesammte Westen gewann ein neues Ansehen, seitdem der Dampf die Fahrzeuge auf seinen Strömen beflügelte, die Eisenbahnen die Entfernungen verkürzten und die Einwanderer in immer mächtigeren Schaaren eindrangen. Auch über Missouri flutheten sie hin und brachten dasselbe rasch zur Blüthe. Im Jahre 1810 betrug die Gesammtbevölkerung erst 20,000 Seelen, 1830 war

sie auf 140,000 angewachsen; dann aber kam das Gros der deutschen und angloamerikanischen Einwanderung; 1850 hatte der Staat, dessen Flächeninhalt 3180 deutsche Geviertmeilen beträgt, schon 683,000 Seelen, und die Zählung, die im laufenden Jahre vorgenommen werden muß, ergibt sicherlich über eine Million.

Das ward binnen einem Jahrhundert aus der Ansiedelung von acht oder zehn Pelzjägern, mit welchen Laklède vor hundert Jahren einige Bäume fällte, um Hütten zu bauen; die noch in Menschengedenken unbedeutenden und unbeachteten Kolonien weniger, in träger Einförmigkeit hinlebender Franzosen, die kleinen Nachen und Flachboote, die dann und wann auf dem Mississippi trieben, haben dem bunten Getümmel einer großen Weltstadt und den Flotten schwimmender Paläste, deren oft mehr als hundert zu gleicher Zeit am Hafendamme ankern, Platz gemacht. Nur mit Mühe finden wir die Nachkommen jener französischen Ansiedler aus der betriebsamen Bevölkerung der heutigen Stadt noch heraus. Sie verlieren sich spärlich in der Masse anders redender Menschen, und es ergeht ihnen fast wie den Indianern, die auch immer weiter zurückgedrängt werden und erfahren müssen, daß die Weißen ihnen einen Jagdgrund nach dem andern nehmen. Auch die Spanier können sich nicht behaupten, wenn sie mit den rührigen Angloamerikanern und den fleißigen zähen Deutschen ein und dasselbe Land theilen. Vor einem halben Jahrhundert war am ganzen Mississippi die französische Sprache herrschend, in St. Louis war sie noch vor dreißig Jahren, als die ersten Deutschen sich dort niederließen, im Umgangs- und Geschäftsleben durchaus vorwaltend, und heute ist sie aus dem öffentlichen Verkehr verschwunden und auf die häuslichen Kreise einiger hundert Familien beschränkt, welche sie als ein Andenken an ihre Väter bewahren, aber im öffentlichen Leben sich der englischen oder deutschen bedienen müssen. Es ist in der That auffallend, daß das französische Element im Mississippithale so wunderbar rasch verkommt. Es ist von der dortigen Kulturentwickelung gänzlich unberührt geblieben und anstatt durch das Vorwärtsstreben der Amerikaner und Deutschen zu frischer Thätigkeit aufgestachelt zu werden, klebte es beharrlich am Althergebrachten und schloß sich ab. So ist Blatt nach Blatt von der französischen Lilie abgefallen und ihre Wurzel nicht nur in St. Louis, sondern auch in New-Orleans dem Vertrocknen nahe. Und was ist aus den Spaniern in Texas, Neu-Mexiko und Kalifornien geworden? Es ist wenig mehr von ihnen übrig, als der Name mancher Stadt, der melodisch dem Ohr klingt, aber die spanisch redenden Leute verschwinden. Mit unwiderstehlicher Kraft, mit einer unbegrenzten Strebsamkeit streckt der germanische Riesenstamm, welcher sich nach der neuen Welt verpflanzt hat, seine Wurzeln und Zweige von einem Weltmeer zum andern; Indianer, Franzosen, Spanier sind gleich den Schmarotzerpflanzen, die er erstickt. Vor dem stürmischen Unternehmungsgeiste der Angloamerikaner, vereint mit der Thätigkeit und Beharrlichkeit des Deutschen, müssen alle schwächeren Volkselemente weichen, alle fremdartigen Kulturbestrebungen unterliegen.

In St. Louis selbst sind unsere Landsleute zahlreicher, als die jeder andern Nationalität. Sie haben sich durch ihre Tüchtigkeit allgemeine Achtung errungen und gelten durchschnittlich für solide Kaufleute und Handwerker. Sie sind die Vertreter der Aufklärung, aufrichtige Freunde republikanischer Freiheit, Vorkämpfer des humanen Fortschritts, dem Schwindel in Geschäft und Politik abhold, mit andern Nationen verträglich, halten das alte Vaterland in Ehren, fördern Bildungsanstalten, sind bei allen nützlichen Unternehmungen betheiligt und pflegen deutsches Familienleben. Sie erringen sich Wohlstand und viele sind reich. Von den französischen Creolen sind nur einige lediglich durch glückliches Spekuliren, namentlich in Bauplätzen, keiner durch Thätigkeit, zu großem Vermögen gelangt, manche von ihnen treiben nach wie vor den Pelzhandel. Die Angloamerikaner haben vorzugsweise den Großhandel in ihren Händen, halten Gasthöfe, besitzen Dampfschiffe, Eisenbahnen, Bank- und Wechselgeschäfte; sie beleben die Spekulation, leiten Handel und Industrie, spielen in politischen Dingen die ersten Rollen; viele sind unverschämte politische Schwindler und Stellenjäger, und diese benutzen zu ihren Zwecken die auch dort, wie in ganz Nordamerika zahlreichen Parias der celtischen Race, die rothhaarigen Irländer, so weit die Priester es zugeben. Dritthalbtausend Italiener hängen, wie das auch in andern Ländern ihre Sitte ist, an gewissen Beschäftigungen, für welche sie eine besondere Vorliebe haben, z. B. am Handel mit Südfrüchten und Delikatessen. Einige Tausend Schweizer, meist fleißige, achtbare Menschen, schließen sich in St. Louis ihren deutschen Sprachgenossen an. Auch Tschechen, Böhmen und Ungarn leben in der Weltstadt am Mississippi, und selbst chinesische Kaffee- und Theehändler haben sich schon vor Jahren dort eingefunden.

Imponirend überrascht den von Osten Ankommenden der Anblick der Stadt. Die Häusermassen erheben sich in Terrassen vom Flusse und verlieren sich in fernem Nebel, aus dem Kuppeln, Kirchthürme und hohe Dampfessen aufragen. Eine Dampffähre landet den Reisenden, ganze Eisenbahnzüge, an dem linken Stromufer, der sogenannten Levée, mitten in einem unbeschreiblichen Drängen und chaotischen Gewirr, in welchem es kaum möglich erscheint, daß jeder Einzelne weiß, was er will. Da rollen schwere Lastwagen, die Fuhrleute schreien und treiben die Thiere an, der Staub wirbelt, die Dampfkessel der Schiffe brausen. Man kann diese Hafenstraße als ein ungeheures Schlachtfeld, nicht des Krieges, sondern des Friedens bezeichnen; die kolossalen Dampfer, welche in langer Reihe auf dem Wasser liegen, speien Waaren aus, um andere zu verschlingen. Es ist ein ohrzerreißendes Getöse. Nur am Sonntag ist Alles stille; dann hat, gleich seinen Bewohnern, das Ufer des Mississippi ein Feierkleid angelegt. Das Auge, das die Woche über so geschäftig auf der Erde sucht, schaut müßig nach der Sonne, die sich über die aus den Sümpfen von Illinois aufsteigenden Nebel erhebt und deren Strahlen in den Fluthen des majestätischen Stromes magisch erglänzen; nirgends ist Getümmel, der Staub ruht, der Him-

mel ist blau, weil der Athem der Essen ihn nicht schwärzt, die Räder klappern nicht, kein Fuhrmannskarren ist sichtbar; die verschlossenen Lagerhäuser sind verödet, die Lastträger fehlen; nur hie und da stehen verlassene Kisten und Ballen, die vielleicht armen Einwanderern gehören; leer ist das gepflasterte Gestade, auf dem an den Wochentagen die Erzeugnisse aus allen fünf Erdtheilen ein- und ausgeschifft werden. Aber am andern Morgen belebt es sich mit neuem Gewühl; dann erbraust die Levée wieder wie die Unterwelt, und der Mississippi ist schwarz von Kohlendampf umlagert wie der Styx.

Die Hafenstraße führt nach der höher gelegenen Haupt- oder Mainstraße. Dort nimmt der Kaufmann die Waaren in Empfang, welche aus dem Chaos an der Levée ihren Weg nach seinem Speicher suchen. Die Erzeugnisse aus dem tropischen Süden und Getreide des Nordens werden dort aufgestapelt, um in alle Welt weiter versandt zu werden. Auch noch weiter hinauf, in der zweiten Straße, wohnen viele Großhändler, aber zwischen und neben ihnen sehen wir viele Deutsche und hören vorzugsweise unsere Sprache in allen ihren Mundarten. Wir finden den deutschen Mittelstand, der es sich sauer werden läßt, aber auch zu Wohlstand gelangt, und nach vaterländischer Sitte „zum Seidel und Schoppen" geht, die aus Dutzenden von Schenkstuben winken. Dort können wir unter Landsleuten manche interessante Bekanntschaft machen. An einem Tische sitzen Männer, deren Scheitel bereits gebleicht ist; einst waren sie flotte Studenten, die mit dem Schläger wohl umzugehen wußten, zogen dann nach anno dreißig in die neue Welt und gehören in St. Louis zu den Alten oder Grauen par excellence. Mit ihrem Corpus juris und der leidigen Dogmatik ließ sich aber in Missouri nicht viel ausrichten; Steine klopfen, taglöhnern, die Bauarbeit an Straßen oder Häusern nährte ihren Mann besser, und Manche griffen zum Pfluge; waren die Leute nur sonst tüchtig, so schlugen sie sich durch die äußere Noth, meist bis zum Wohlstand. Neben den Alten sitzen dann „Achtundvierziger", die nun auch nicht mehr „grün" sind, sondern sich längst im neuen Vaterlande zurecht gefunden haben. Als sie das alte verließen, um in die Verbannung zu gehen, sagten sie wohl: „Wir kommen wieder, wenn's von den Bergen raucht!" Aber sie bleiben in Amerika, in welchem sie unter schwerer Mühsal sich nunmehr eine zweite Heimath erobert haben.

Wir gehen an den alten französischen Hütten vorbei, die sich inmitten einer so ganz modernen Stadt wunderlich genug ausnehmen, und steigen zur vierten Straße hinan; dort ist die Luft schon rein und Alles erscheint geräumiger; man glaubt sich auf einen Boulevard oder eine Frankfurter Zeil versetzt. Wir wandeln auf breiten Seitenwegen an glänzenden Kaufläden vorüber und biegen in die breite Straße (Broadway) ein, die sich nach dem Norden der Stadt erstreckt und einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Diese Straße führt ihren Namen mit vollem Rechte; sie ist an beiden Seiten überdacht und die breiten Seitenwege dienen den Fußgängern zum Durchgang, den Verkäufern als Ausstellungsplatz von Waaren. Sie bildet einen riesigen Bazar, auf

welchem man Alles findet, was überhaupt in den Handel kommt. Da sind Großhandlungen und Kleinhandlungen, Spezerei- und Kleiderläden; wir sehen einen mit getrockneten Hirschhäuten beladenen Wagen neben einem andern, der mit Obst gefüllt ist; neben Schuhen liegen Paradiesäpfel, Ochsenviertel, Hasen und Eichhörnchen neben Zwiebeln und Citronen, Hüte nach der allerneuesten Mode neben Tonnen voll Schweizerkäsen aus dem Emmenthale; lebendige Kaninchen werden neben krähenden Hähnen, Pökelfleisch und Butter feilgeboten; ein Mann, der Sodawasser verkauft, handelt auch mit wollenen Strümpfen, bei einem Kleiderhändler kauft man Kartoffeln. Mit Recht hat man diese breite Straße in St. Louis einen wahren Mikrokosmus aller menschlichen Bedürfnisse genannt. An Sonnabend-Nachmittagen ist sie am meisten belebt. Die Frau des deutschen Handwerkers, der daheim arbeitet, kauft ein Huhn für die Sonntagssuppe, während der amerikanische Feinschmecker im schwalbenschwänzigen Frack und Cylinder in eigner Person Prairiehühner und Wachteln sucht; der irische Arbeiter holt ein Stück Rindfleisch, der französische Creole einen Fisch. Vom breiten Wege gehen wir weiter nach dem obern Theile der Stadt und nähern uns dem Flusse. Dort sehen wir uns in eine Fabrikstadt versetzt; wir erblicken geschwärzte Backsteinkolosse, Gießereien, in denen die Maschinen brausen und zischen, überall Werkstätten Vulkans, in denen es rastlos hämmert und tobt. St. Louis ist nicht bloß Handelsstadt, sondern erhebt sich mehr und mehr zu einem großartigen Mittelpunkte der Industrie. Die Eisengießereien und Maschinenfabriken, deren Arbeiter in der Mehrzahl Deutsche sind, genießen einen vorzüglichen Ruf; die Verfertigung von Stearinkerzen und Seife, zumeist in deutschen Händen, ist von kolossalem Umfang; auch Baumwollwaaren- und Tuchfabriken von Bedeutung fehlen nicht.

Am deutlichsten für den großartigen Aufschwung der Stadt zeugen einige amtliche Ziffern. Diesen zufolge betrug das steuerpflichtige Grundeigenthum im Jahre 1842 erst 12,101,018 Dollars; es stieg binnen 10 Jahren um das Dreifache, nämlich 1852 auf 38,281,668 Dollars und hatte 1859 die Ziffer von 92,340,870 Dollars erreicht! Die Bewohnerzahl betrug 1840 erst 16,649 Seelen, und wurde am 1. December 1859 auf 180,000 Köpfe veranschlagt. Für solchen Zuwachs an Menschen müssen Häuser gebaut werden. Der Westen hat in Folge der großen Handelskrisis und nicht sehr ergiebiger Ernten schlechte Zeit gehabt, und doch zählen die Neubauten in St. Louis während der zwei letzten Jahre nach Tausenden, die darin angelegten Kapitalien nach Millionen. Allein im Jahre 1859 wurden nicht weniger als 2450 Neubauten unternommen, zu einem Kostenbetrage von 7,173,155 Dollars, die nicht fremdes Kapital sind, sondern Geld von Bürgern der Stadt. Die überwiegende Mehrzahl dieser Neubauten gehört unsern Landsleuten. Alle diese neuen geradlinigen Straßen wurden mit Schienen belegt, Pferdebahnen, welche am Ende vorigen Jahres schon 24 englische Meilen Länge hatten.

Nicht in gleichem Verhältniß zu der materiellen steht die geistige Hebung des Platzes. An Bildungsanstalten fehlt es der Stadt zwar nicht, jedoch stehen sie, wie namentlich die Universität, leider unter der Leitung der Jesuiten, die in St. Louis sehr thätig sind. Sollte einst der viel gehegte Plan, in Nordamerika eine deutsche Hochschule zu gründen, verwirklicht werden, so würde diese gerade deshalb in St. Louis ihre rechte Stelle haben und ihre rechte Wirksamkeit finden.

An monumentalen Bauwerken ist St. Louis ärmer, als jede andere an Größe ebenbürtige nordamerikanische Stadt, denn es ist die jüngste unter seines Gleichen und hat zu viel mit den Anforderungen der materiellen Nothwendigkeit zu schaffen, als daß sich seine schöpferische Spekulation weiter erstreckte als auf Werke des Nutzens. Mehr als ein Werk des Bedürfnisses und öffentlichen Nutzens ist auch das neue, erst im vorigen Jahr vollendete Rathhaus nicht. Es wurde an der Stelle eines ältern unzureichenden Gebäudes mit einem Aufwand von $^1/_2$ Million Dollars errichtet und gilt, da lediglich die Ziffer den Werth in den Augen des Amerikaners bedingt, als ein Gegenstand des Stolzes für jeden Bürger von St. Louis. Mehr, als jene Ziffer, ist auch für unsere Leser von dem Gebäude nicht erwähnenswerth.

BETHLEHEM

Bethlehem.

Kinder, dies Bild gilt euch; die Großen haben so oft am Universum ihre Freude gehabt, daß sie es euch gönnen, wenn heute einmal an euch die Reihe kommt.

Im Garten unter dem Kastanienbaum ist für uns der schönste Platz. Seht nur, wie die Lust des neuen Lebens in den Baum gefahren ist, wie festlich er sich zur Frühlingsfeier geschmückt hat! Wie hundert weiße Wachskerzchen mit rothen Flämmchen ragen auf allen Zweigen seine herrlichen Blüthen zwischen dem jungen Grün empor, und so leuchtet er hinein in das Land, als winkte er allen Kindern wie ein mächtig großer Weihnachtsbaum.

Ja, wie ein Christbaum sieht er aus, und er steht gerade so da, als ob er uns daran mahnen wollte, in dieser Frühlingszeit an den schönsten Baum des Winters zurück zu denken. Und ist denn nicht jeder Baum wieder zum Kinde geworden? Betrachtet nur die alte Buche dort und die großen Linden, wie lustig sie mit ihren kleinen zarten Blättchen spielen! Wie sind alle die alten Bäume so jung geworden! Fürwahr, es ist eine Wonne, im Frühling zu leben, im Frühling des Jahrs und — im Frühling des Lebens!

Aber daß der Frühling des Lebens seinen schönsten Baum im Winter hat, das ist doch wunderlich, nicht wahr, Kinder? Nicht wunderlich, wunderbar schön und herrlich ist es, unser Weihnachtsfest zwischen dem Schmuck der Eisblumen am Fenster und dem knisternden Feuer im Ofen. Weißt du noch, wie du mit den Brüdern und Spielkameraden auf dem Weiher Schlittschuhe fuhrst, wo die schneebedeckten Tannen im Mondlicht glitzerten? Und wie die Gebetglocke läutete, da wurden die wildesten Buben so fromm, denn es ging ein Rauschen durch den Wald und der Kleinste von ihnen rief: Es ist gewiß wahr, jetzt hab' ich das Christkindlein gesehen, wie es mit goldigen Flügeln über die Bäume flog. Da lief Alles heim voll Freude, und richtig, da standen die Christbuden voll Lichterglanz und alle Aeltern sagten, der Kleine habe recht gesehen. Und die Mädchen sagten das auch, als sie vom Haine mit ihren Schlitten heim kamen. Also muß es doch wahr gewesen sein, denn die Freude war in allen Herzen groß und wahr. Ja, und die Budenreihen, die könnten zu keiner andern Zeit so schön strahlen, als im Winter zwischen dem Schnee der Dächer und dem Eis der Straße. Und wie geschwind geht's von einer Budenfreude zur andern, weil es so kalt ist, und was sehen die munteren Augen Alles mit Einem Blick, und was haben die Pfefferkuchen für einen feierlichen Geschmack, und die Schnurren und Pfeifen, die Trompeten und

Trommeln haben einen Klang, der so fröhlich macht wie das ganze Jahr nicht wieder. Auch das ist ganz gewiß, daß die vergoldeten Nüsse viel besser schmecken, als die gewöhnlichen zu anderer Zeit.

Wenn nun aber gar der heilige Abend da ist, da wundern sich die Schlittschuhe den ganzen Tag, denn sie bleiben im Schranke liegen, und die Schlitten stehen im Holzstalle, und Niemand fragt nach ihnen. Was fehlt euch denn, Kinder, daß ihr auf der Gasse so still mit einander plaudert? Und dort sitzen sie am Ofen und wispern sich in die Ohren? Was denn? Ja, das sind gar ernste Bedenken, ob das Christkindlein den rechten Wunsch des Kindesherzens wohl errathen hat, das sind tiefe Vermuthungen über die aufgefangenen Worte, welche die Aeltern und die großen Geschwister so unversehens haben fallen lassen, das sind beklemmte Zweifel, ob das Christkindlein wirklich dahinter gekommen ist, daß man da und da und da doch einmal nicht folgsam gewesen ist. Und immer näher rückt die Zeit mit dem entscheidenden Augenblick, und nun ruft man euch in's Haus, und da steht ihr vor der Thür, hinter welcher das große Geheimniß schon offenbar da liegt. O süße, das ganze Herz durchzitternde Pein des Harrens! Nur nicht zu lange! — Ach! Auf geht die Thür, und der entzückendste Lichtstrahl dringt in die glücklichsten Augen!

Ihr wißt's doch recht genau, wie schön die Christbescherung thut: ich sehe es an euren funkelnden Blicken. Nicht wahr, schon die Erinnerung daran macht ganz selig! Wahrlich, der Reichthum der ganzen Menschheit zusammen wiegt dieses Festes Freude nicht auf!

Denn bedenkt nur, Kinder, wie viel ihr eurer hier in eurem Heimathorte seid. Und in den Dörfern und Städten unseres Landes sind wieder viele Tausend Kinder, die sich zur Christnacht freuen, wie ihr. Und wieder, im ganzen deutschen Vaterlande, droben von den Küsten der Meere an bis hinunter in die Thäler der großen Gebirge, da geht's schon in die Millionen, und alle freuen sich am Christkindlein! Und jenseits unserer deutschen Berge und Ströme und jenseits des Meers wohnen auch Christen und lacht wieder vielen Millionen Kindern das Herz vor Weihnachtslust, wie uns! Wer zählt die glücklichen Kinderherzen nur von einer einzigen Weihnacht auf der weiten runden Erde zusammen! — Und das schöpft den Freudenbrunnen noch nicht aus, denn, Kinder, freut ihr euch denn allein? Freuen sich nicht eure Aeltern und großen Geschwister alle mit? Nun zählt einmal die Jahre aller Aeltern und aller Geschwister auf der ganzen Erde zusammen, die sich mit euch freuten, ach, gibt das eine Freudenzahl! Und das ist noch immer nicht genug! Wie ihr, freuten sich vor euch alle Kinder, seit Christus auf die Welt gekommen und seine Lehre der Menschheit verkündigt ist: das macht weit über tausend Weihnachtfeste! Wo wäre der Sterbliche, der die Zahl der Weihnachtfreuden der Menschheit ergründen, der die Augen zählen wollte, die je in Weihnachtwonne glänzten!

Da muß wohl jedes gute Herz fragen: Woher ist diese Freude gekommen?

Ihr wißt es alle, lieben Kinder, aber es ist gar schön und dankbar, sich immer wieder daran zu erinnern. Darum singen wir es uns, der Kinderfest-Dichter*) hat uns ja das Lied dazu gedichtet:

Im Morgenland, im gelobten Land,
Wo um die ragenden Palmen
Der königliche Sänger wand
Den ewigen Kranz der Psalmen,
Da wandern von Nazareth den Pfad
Maria und Joseph zu Davids Stadt.

Gen Bethlehem, nach Roms Gebot,
Daß sie geschätzet würden,
So wandern sie im Abendroth
Vorbei an Heerden und Hürden.
Die Herberg gibt nur ein Eckchen Raum,
Zum Lager nicht ein Flöckchen Flaum.

Da war Mariä Zeit erfüllt,
Sie drückt ein Kind an die Lippen
Und legt es, in arme Windeln gehüllt,
Auf das Stroh in einer Krippen.
Doch über der Krippe, in Himmelsfern',
Da strahlt des Kindes schöner Stern.

Den Hirten des Feldes ein Engel naht,
Umleuchtet von göttlicher Klarheit.
Und wie er mild zu ihnen trat,
Zu verkünden die göttliche Wahrheit,
Erschrecken die Hirten und fürchten sich sehr,
Doch der Engel verkündet die neue Mähr.

Da kamen die Hirten zur Krippe in Eil;
Und sie sahen, was die Engel verheißen,
Und knieeten nieder, das göttliche Heil
Zu segnen und zu preisen,
Und sie lobten und priesen mit lautem Schall
Den Herrn für das Kindlein im armen Stall.

Und Maria behält jedwedes Wort,
Von Engeln und Hirten gesungen,
Und birgt es im Herzen fort und fort,
Und keines ist verklungen!
Wir aber jauchzen, daß Jesus Christ
Uns immer neu geboren ist!

In der Freude unserer Herzen — auf nach Bethlehem! Kommt, Kinder, ihr geht alle mit!

Denkt euch einmal, ihr ginget aus einer Stadt auf's Land hinaus, und zwar heißt diese Stadt — Jerusalem, und das Thor, durch welches wir gehen müssen, um nach Bethlehem zu kommen, nennen sie das Jeffa- oder das Pilgerthor. Von da wandeln wir südwärts, schreiten über die Brücke des Gihonbachs und stehen hier vor dem Berge, auf dessen Zinnen einst der Böse den Herrn versucht hat. An diesem Berge des bösen Raths steigen wir rechter Hand hinan. Da gelangen wir zu einem großen Terebinthenbaum. Hier ruht es sich gut unter der heißen Sonne. Auch Maria und Joseph sollen mit dem Christuskinde in seinem Schatten ausgeruht haben. Seitdem knieten hier viele Tausend Pilger und beteten.

*) Friedrich Hofmann.

Jetzt gilt's eilen, Kinder, die vom Segen und Dank vieler tausend Millionen geweihete Stätte zieht mächtig das Herz. Die Gegend selbst wird anmuthiger, das Grün der Bäume schmückt sie häufiger. Den Weg belebt manche erhabene Erinnerung aus den kleinen Anfängen der christlichen Weltreligion und manche fromme Legende. Auch die Stelle zeigt man uns, wo die Engel den Hirten die große Freude verkündeten, die allem Volke widerfahren sollte, und das Dorf, wo jene Hirten wohnten. Wenn wir nur noch eine Viertelstunde vom Ziel unserer Wallfahrt entfernt sind, betreten wir einen holperigen Weg, der zwischen Weingärten und Olivenpflanzungen hinführt, und wandeln wir diesen eine kleine Weile, mit dem verhaltenen Athem und den gespannten Blicken der höchsten Erwartung, so steht plötzlich unser Bild vor unseren Augen. Da liegt das heilige Bethlehem! Mit seinen weißen Häusern und platten Dächern blickt es von den äußersten Kanten eines Bergrückens herab, der von Osten nach Westen zieht, lieblich hingelagert zwischen Feigenbaumgruppen und Oelbäumen, aber umgrenzt von Trümmern, die von glänzenderen Tagen des jetzt so kleinen, armen Städtchens zeugen. Wir sehen rechter Hand ein Häuflein Wallfahrer dem Thore zu ziehen, durch welches man von Jerusalem den Ort betritt; zur Linken erheben sich die burgartigen Massen des Klosters der Geburtskirche, im Hintergrund überragt von dem sogenannten Frankenberg und in weiter Ferne begrenzt von den Gebirgen Judäa's und des steinigen Arabiens, die das todte Meer umschließen.

Seht es euch recht mit dem Herzen an, liebe Kinder, dieses kleine Bethlehem, dessen Name so sinnreich „Haus des Brodes" bedeutet. So sieht es jetzt aus. Eine einfache Mauer umgibt das Städtchen, dessen Häuser sämmtlich massiv, aber unansehnlich sind, wenn auch sie, wie die Umgebung von Bethlehem, für den Fleiß und verhältnißmäßigen Wohlstand der Bewohner sprechen. Oliven-, Feigen-, Wein- und Getreidebau sind die Hauptnahrungszweige der durchaus christlichen Bevölkerung von ungefähr 3000 Seelen; nicht geringen Erwerb ziehen sie auch aus der Verfertigung künstlicher und feiner Schnitzereien, namentlich von Rosenkränzen, Krucifixen, Abbildungen der heiligen Stätten aus Olivenholz, Dattelkernen, Perlmutter und dergleichen. Der Mensch erfreut sich ja so gern an einem sicht- und greifbaren Erinnerungszeichen an geistige Größen und Ereignisse. Das Beste, das Unvergängliche, trägt jedoch Niemand anders, als im Herzen fort.

Damit wollen auch wir, liebe Kinder, von Bethlehem scheiden. Ehe wir aber die Blicke abwärts wenden von dem kleinen Fleckchen Erde, wo das verlorene Paradies der Menschheit noch einmal erschlossen worden ist, so antwortet, ihr Kinder, auf die Frage jenes kleinen Knaben des Weihnachtfestes: „Aber was wollen wir denn unserm lieben Christkindlein zum Geburtstag geben?" mit dem stillen Gelöbniß:

„Unser ganzes Leben!"

Ach, muß das herrlich auf der Welt werden, wenn einmal alle Kinder dies geloben und — alle Wort halten!

DIE SYBILLEN GROTTE BEI HOBOKEN

AM HUDSON

Die Sibyllengrotte bei Hoboken.

Hoboken ist das Ghetto der „Dutchmen", welche der stickende Staub, die versengende, von den hellen Häusermauern reflektirende Sonnengluth, das lärmende Gewühl der Fuhrwerke, der Rauch und das Getöse der Fabriken, Schmutz, Rohheit, Sittenverderbniß und wie die dunkeln Kehrseiten einer glänzenden Welt- und Seestadt alle heißen mögen, aus den Straßen Newyorks verbannt in die frische Luft, unter den reinen Himmel, in die Sabbathstille des anmuthigen jenseitigen Gestades des Hudson. Dort lebt der wohlhabende Deutsche, der Kaufmann namentlich, nachdem er sein Bureau in Newyork, den Behälter seiner Arbeit und Sorge, hinter sich hat, ein ächt deutsches Leben, mit allen Reizen der Geselligkeit, mit aller Innigkeit des Familienkultus, mit allen Vorzügen seiner Gemüthsbildung, die er aus dem Vaterland mitgebracht hat; nur hat sein äußeres Leben die edlere Form angenommen, welche von der Verfeinerung des Lebensgenusses, von der allgemein höhern Lebensstellung dort bedingt wird. Dem Yankee ist es in solcher Atmosphäre nicht wohl und der Deutsche ist ihm nicht gram, daß er ihn in seinem Hoboken nicht heimsucht.

Die Sibyllengrotte ist eine liebliche Uferpartie des Hudson an einem der besuchtesten Spaziergänge der Hobokener. An freundlichen Tagen kann man darauf rechnen, dort deutsche Familien-Pikeniks, Tanzpartien auf dem Rasen, spielende Kinderhaufen und Gruppen heiterer Spaziergänger anzutreffen, Erscheinungen, die anderswo in einer amerikanischen Stadt zum Unerhörten gehören. — Fraglich ist's freilich, wie lange noch der Deutsche ein solches Plätzchen der Zurückgezogenheit für sich bewahren kann, denn schon spricht man von Anlegung von Docks und Waarenhäusern an diesem Ufer des Hudson, da am gegenüberliegenden die sich drängenden Schiffe keinen Raum mehr finden. — Adieu dann, du verstecktes liebliches Plätzchen, du Grotte der Hobokener Sibylle!

Das Zillerthal.

Wenn du das Innthal hinauf wanderst in's prächtige Land Tyrol, und hast endlich den Ort Straß erreicht, so siehst du links ein weites lichtes Thal sich öffnen: dahinein geht unser Weg. Wie sanft und lieblich wandelt sich's hier! Wie lebensvoll und jugendkräftig ist Alles! Hast du je blumigere und saftigere Wiesen gesehen oder schwellendere Saatfelder? Wie ein Park steigen die Pflanzungen, die herrlichsten Ahorn-, Linden- und Wallnußbäume, hüben wie drüben den Bergabhang hinan. Nirgends ein kahler Felsen oder ein Bergriß, selbst die jäheren Halden überdeckt von einem Mattenteppich! Hie und da schaut aus grüner Gartenumgebung ein freundliches Dorf mit spitzem Kirchthurm hervor, während zahllose Einzelansiedlungen, in reizender Lage, bis zum Hochwald hinansteigen, über den die kahlen Zinken des Hochgebirges sich erheben. Schau, das ist das Zillerthal, das schönste Thal im ganzen nördlichen Tyrol, dazu bewohnt von den hübschesten, fleißigsten und lustigsten Menschen weit und breit. Du sollst dich davon überzeugen, wenn wir dort in Fügen, einem Hauptorte des Thals, Rast machen.

In Fügen ist's hübsch. Wie schmuck im Grün der Obstbäume die Häuser aussehen, mit ihren überhängenden Schindeldächern und den Blumengärtchen davor, in denen Levkoien, Rosen- und Nelkenstöcke prangen, die Lieblingsblumen des Tyrolers. Und wenn gar am Abend, besonders am Sonntag, Mädchen und Buben vor den Thüren sitzen, lachend und kosend, oder die Zither schlagend und Schnadahüpfln singend (du weißt ja von daheim aus, wie gern und schön man im Zillerthal singt!) — dann ist's allerliebst. Du darfst schon näher treten und sie begrüßen. Sie hören's gern, daß es dir bei ihnen gefällt, und bekräftigen es treuherzig: „Ja im Zillnthal isch fein!" Ja, wahrlich! und fein sind sie selber, die stattlichen Buben wie die rothbackigen Mädchen im netten Sammtspenser und kurzen Rock, auf dem Kopf den spitzen Hut, der die klugen Augen beschattet.

Willst du weiter, bis Zell, dem zweiten Flecken des Thals, oder bis Mayrhofen — wieder dieselben lieblichen Bilder, dieselbe krystallene Frische, dasselbe schimmernde duftige Grün, dieselben saubern, netten Dörfer, — und hinter Mayrhofen das Durthal, das Stilrupthal, den Zillergrund hinauf, wo die Ahornspitz, das Hörnlejoch, der Krimmlertauern mit ihren Schneefeldern und glänzenden Fernern emporragen, — die guten Leute zeigen dir wohl den Weg. Ich gehe diesmal nicht weiter mit.

FANEUIL HALL

BOSTON

Faneuil-Hall in Boston.

Ein weitläufiges Gebäude aus schlichtem Backstein, ohne besondere architektonische Schönheit, ohne Schmuck im Innern, mitten im Gedränge des belebtesten Stadttheils gelegen und umgeben von hundertjährigen Spuren der geschäftlichen Unruhe und Arbeit um die alltäglichen Bedürfnisse des Lebens — das ist Faneuil-Hall. Es hat keinen Reiz für die Phantasie des Künstlers, keinen für den Touristen, der ästhetische Eindrücke liebt.

Und doch ist dies schmucklose Gebäude der Stolz der Stadt Boston, und der Amerikaner, der die Geschichte seines Landes kennt, fühlt sich von Stolz und Ehrfurcht erfüllt bei dem Namen dieses Hauses. Und nicht bloß so in Amerika. Ueberall, wo patriotische Herzen für Vaterland und Freiheit schlagen, wo kühne Geister sich erheben gegen den Druck despotischer Gewalten, wo das Schwert gezogen ist zur Vertheidigung der ewigen Rechte der Menschheit — überall da wird der Name Faneuil-Hall verehrt wie ein Talisman heilbringender Bedeutung und entzündet in den Herzen die Flamme der Begeisterung, wie die Erinnerung an einen Washington, Franklin, Lafayette! — Warum dies?

Faneuil-Hall ist mit der Entwickelung des amerikanischen Volkes unauflöslich verwoben, es ist die „Wiege seiner Freiheit!" In den Versammlungen, die in den Räumen dieses Hauses gehalten wurden, äußerte sich zuerst und in der entschiedensten Weise die Meinung des Volkes gegen die wachsenden Uebergriffe der britischen Krone; hier hatten die Vorspiele der Revolution statt, hier wurde der Widerstand geschürt, der sich bald über das ganze Land verbreitete, hier erschollen die patriotischen Reden eines Samuel Adams und James Otis, der eigentlichen Helden von Faneuil-Hall, die durch die Gewalt ihres Worts das Volk von Boston zu jener Freiheitsliebe entflammten, die sich im großen Revolutionskampf durch so heroische Thaten kund gab. — Das ist's, was Faneuil-Hall dem Amerikaner theuer macht, theuer als ein Denkmal des Muthes und der Aufopferung, mit der seine Vorfahren

für die Sache der Menschenrechte und der nationalen Unabhängigkeit stritten, und so lange man Liebe zur Freiheit unter die edelsten Regungen der Menschenbrust zählen wird, so lange wird darum auch Faneuil-Hall als eine geweihte, der Menschheit heilige Stätte verehrt werden.

Verweilen wir einige Augenblicke bei den Tagen, in welchen Faneuil-Hall seine glorreichste Rolle gespielt hat. Eine der frühesten Veranlassungen zur Kundgebung des Volksunwillens über die Anmaßungen der königlichen Macht war, wie bekannt, die Einführung der berüchtigten Stempeltaxe. Diese Maßregel, die nichts als die Erpressung neuer Einkünfte für die Krone bezweckte, erregte allenthalben die stärkste Erbitterung und rief an mehren Orten Demonstrationen der entschiedensten Art hervor. In Newyork wurde das Stempelpapier öffentlich verbrannt, in Philadelphia läutete man die Trauerglocken. Nirgends aber so stark wie in Boston zeigte sich, von welch energischem Willen man erfüllt war, seine wohlverbrieften Rechte und Freiheiten zu schützen. Schon die erste Kunde von dem neuen Gesetz versetzte die Bevölkerung in allgemeine Aufregung. Als darauf — im August 1765 — die Stempelbeamten wirklich ernannt wurden, faßte man in großer Versammlung den Beschluß, die Durchführung des Gesetzes mit Gewalt um jeden Preis zu verhindern, und einige Tage später sah man, vor der Stadt auf einem öffentlichen Platze, die königlichen Beamten in effigie an einer hohen Ulme aufgehängt. Es war das Werk von bostoner Handwerkern, „Söhnen der Freiheit", wie ein damaliger weitverbreiteter politischer Verein sich nannte. Fast alle Geschäfte waren an jenem Tage geschlossen. Unermeßlich war der Zudrang der Menschen nach der improvisirten Richtstätte; die Behörden vermochten nichts dagegen zu thun. Am Abend trug man das Konterfei in Prozession durch die Stadt nach einer Anhöhe, verbrannte es hier mit feierlichem Pomp, demolirte das zum Stempelgebäude bestimmte Haus, schlug mehren Beamten die Fenster ein und kühlte in noch andern Akten der Gewalt seinen Unmuth. — Ein zweiter Auftritt von ähnlichem Charakter folgte wenige Wochen später.

Die Einsichtigern und Edlern unter Bostons Bürgern hatten mit diesen Exceſſen nichts gemein. Sie sprachen bei den Versammlungen in Faneuil-Hall ernst und entschieden ihren Abscheu aus vor allen unüberlegten gewaltsamen Vorgängen, die der Sache der Freiheit nur schadeten, und sie verpflichteten sich gegenseitig, allen Einfluß anzuwenden, um ähnliche Unordnungen für die Zukunft zu verhindern. Sie wußten, daß mit ungeduldiger, nervöser Hast nichts ausgerichtet werde, sondern daß nur ruhig besonnenes, auf Ueberzeugung gegründetes, festes und energisches Handeln zum Ziele führen könne. Die Grundsätze des ewigen Rechts, die Gebote des Gewissens waren die Richtschnur für ihre Handlungen, nicht die Leidenschaften des Augenblicks oder die vorübergehenden Interessen des Individuums.

Aus der Schaar dieser wackern Patrioten, die, von solchem Geiste erfüllt, die Leitung der Opposition in Faneuil-Hall in ihre Hand nahmen, heben sich zwei Gestalten besonders achtunggebietend und einflußreich hervor. Es sind James Otis und Samuel Adams, die durch ihre gewaltige Beredsamkeit bald mahnend, bald warnend, bald anfeuernd und begeisternd, immer aber unwiderstehlich auf das Volk von Boston einwirkten. Der Erstere, Otis, war gebürtig aus Barnstable, einer alten Stadt auf Cape Cod, und seine leidenschaftliche Natur scheint Nahrung gesogen zu haben aus den wilden Stürmen und den erhabenen Bildern des Oceans, in dessen Angesicht er aufwuchs. Mit der ganzen Energie seiner Feuerseele ergriff er die Sache des Volkes und behauptete seinen Posten an der Spitze der Patrioten, so lange er nur Kraft hatte, seine Stimme zu erheben. Der Lebensnerv in seinem Wesen war Haß und Opposition gegen jene Willkür-Herrschaft, die bereits einem englischen Könige den Kopf, einem andern den Thron gekostet hatte; dabei aber beseelte ihn eine so rein sittliche Begeisterung, daß er das theuerste Gut des Lebens zu opfern fähig war, wenn das Vaterland es gebot. Seine Reden rissen hin, entflammten, überwältigten. Wohl niemals hat das Gewölbe von Faneuil-Hall von ergreifendern Worten wiedergehallt, wie an jenem Tage, da James Otis die göttliche Gerechtigkeit anrief als Bundesgenossin der Sache der Volksfreiheit. — Eine Persönlichkeit von anderem Gepräge war Samuel Adams. Seine Erscheinung in den Versammlungen von Faneuil-Hall glich der eines Propheten. Er beherrschte die Meinung des Volkes durch den Ernst und die Tiefe seiner Ueberzeugung, durch die Würde seiner Rede und seines Benehmens, durch die Reinheit und Uneigennützigkeit seines Wandels. Jefferson nennt ihn einen großen Mann, weise im Rath, fruchtbar an Mitteln, unerschütterlich in seinen Vorsätzen. In Boston geboren, war Adams im Glauben und den Gebräuchen der Puritaner erzogen und blieb ihnen zeitlebens treu. Reichthum, Ehren, Ruhm hatten keinen Reiz für ihn. Aus innerem Antrieb aber widmete er sich der Sache des Vaterlandes. Seine Liebe zur Freiheit war gegründet auf den Felsen seiner Ueberzeugung, und nichts vermochte diese zu erschüttern. Dabei war er frei von jener Rauhheit und Strenge der Gemüthsart, die mit ähnlichen Charakterzügen so oft verbunden ist. Von seinen Lippen flossen die Worte der Ueberredung. Keinem lauschte man in den stürmischen Versammlungen von Faneuil-Hall mit größerer Aufmerksamkeit als ihm. Mit dem vollen Glauben an seine Person nahm das Volk seine Darlegungen auf, und selten wurde von ihm eine Maßregel in Vorschlag gebracht, die man nicht beifällig angenommen hätte.

Die Volksversammlungen unter der Leitung solcher Männer mußten bald bedeutungsvoll werden. Die erste wichtigere wurde durch die Nachricht veranlaßt, daß das britische Ministerium eine Truppenabtheilung nach Boston zu legen beabsichtige. Sie fand statt am 12. September 1768. Bei der Liebe zu religiösen Gebräuchen, welche der puritanischen Bevölkerung Bostons eigen ist, wurde dieselbe mit feierlichem Gebet eröffnet. Einer der hervorragendsten Geistlichen jener Tage, der beredte Cooper, gleich sehr erfüllt von Patriotismus wie von Fröm-

migkeit, legte die Leiden des Vaterlandes vor dem Throne des Himmels nieder und verknüpfte auf diese Weise die Sache des Volks mit Gottes Gerechtigkeit. Präsident der Versammlung war Otis. Nach allgemeinem Beschluß wurde eine Deputation, Samuel Adams an der Spitze, an General Gage, den Befehlshaber der englischen Truppen, abgesandt, um nach den Gründen zu fragen, aus welchen ein Truppenkörper nach Boston beordert sei. Die Antwort des Generals war unbefriedigend; er machte Ausflüchte, gab vor, in die Absichten der Regierung nicht eingeweiht zu sein. Die Stadt Boston wollte indessen nicht länger auf's Ungewisse hin warten, und sofort wurde eine zweite Versammlung in Faneuil-Hall veranstaltet. Jetzt traf man ernstere Maßregeln. Man wählte Abgeordnete zu einem Generalkonvent, um über den Frieden und die Sicherheit der Provinz zu berathen, und forderte in einem Rundschreiben alle Städte einzeln auf, ebenfalls Deputirte zu schicken. Zugleich empfahl man dem Volke, sich „männiglich mit wohl eingerichteten Schießgewehren und der nöthigen Munition auf alle Fälle zu versehen".

Noch ein wichtiges Ereigniß aus der Vorgeschichte der Revolution, das zu Faneuil-Hall in genauester Beziehung steht, wollen wir erwähnen: das Blutbad vom 5. März 1770. Die englischen Truppen waren bereits seit einem Jahre in Boston eingezogen, aber Frieden und Ruhe war nicht mit ihnen eingekehrt, und eine feindselige Gesinnung herrschte fortwährend zwischen dem Militär und den Bewohnern der Stadt. Die Folge davon waren zahlreiche Reibungen zwischen beiden Parteien, bei deren einer — es war am 22. Februar des genannten Jahres — ein junger Mann aus dem Volke war getödtet worden. Das Leichenbegängniß desselben gab den Bürgern wiederum zu einer großartigen Kundgebung ihrer patriotischen Gesinnungen Anlaß. Ausgehend vom berühmten „Freiheitsbaum", den man wie ein heiliges Symbol geschmückt hatte, und an dessen Fuß der Sarg auf einer Bahre ruhte, bewegte sich der Zug feierlich und würdevoll durch die Hauptstraßen der Stadt. Inschriften, die Freiheit verherrlichend und voll Haß gegen die Tyrannei, waren am Sarge angebracht. 500 Schulknaben schritten demselben voran; 6 derselben, die Kameraden des Gefallenen, halfen das Bahrtuch tragen. Eine große Anzahl von Bürgern folgten zu Fuß den klagenden Verwandten; Reichere beschlossen in 40 Wagen den Trauerzug. Diese Scene, welche der in den Herzen des Volkes schon lange brennenden Flamme neuen Brennstoff zuführte, war das Vorspiel zu ernsteren Auftritten. Die Erbitterung des Volkes wuchs und erreichte den höchsten Grad. Die Morgenblätter des genannten verhängnißvollen Tags (5. März) enthielten Berichte von mannichfachen Zusammenstößen zwischen Volk und Militär. Alles schien auf eine Katastrophe hinzudrängen. Die britischen Offiziere, einen Ausbruch fürchtend, ließen die Truppen früher als gewöhnlich ihre Quartiere beziehen. Gegen 9 Uhr Abends geriethen einige junge Leute mit einem Wachposten zusammen; man wurde handgemein, und einer der ersteren erhielt eine leichte Kopfwunde. Der Lärm hatte bald einen Haufen Menschen auf dem Platz versammelt, die Auf-

regung stieg, die Straßen füllten sich mehr und mehr, und als jetzt vollends die Glocken zu läuten anfingen, strömte das Volk von allen Seiten bei. Die Menschenmassen drängten dichter auf das Militär ein; man warf nach ihnen mit Holz und Schneeballen. Da fordern ein paar unberufene Stimmen sie auf, zu feuern. Die Soldaten, in der Meinung, das Kommando gehe von ihren Offizieren aus, und ohne Zweifel gereizt durch wiederholte Beleidigungen, gaben Feuer. Zwei oder drei schossen in die Luft, die übrigen verfehlten ihr Ziel nicht. Drei Männer blieben auf dem Platze todt; zwei andere erhielten tödtliche Wunden, an denen sie binnen Kurzem starben; noch andere wurden schwer verletzt. Jetzt kannte die Wuth des Volkes keine Grenzen mehr. Andern Morgens Volksversammlung in Faneuil-Hall! Alles eilte hin, die weite Halle war noch nie so gedrängt voll gewesen. Wie früher, eröffnete auch diesmal der patriotische Prediger Cooper mit andächtigem Gebete die Versammlung. Dann nahm das Volk die Sache in seine eigenen Hände und schritt, dem vor den Thoren stehenden Heere zum Trotz, zur Untersuchung der Vorgänge am verflossenen Abend. Verschiedene Zeugen wurden vernommen; es stellte sich heraus, daß tödtliche Drohungen von den Soldaten ausgegangen waren. Man stellte das Votum, „daß die Stadt unter allen Umständen von den Soldaten befreit werden müsse" — und eine Deputation ging ab, dem Befehlshaber der Truppen und den königlichen Civilbehörden dieses entschiedene Verlangen vorzutragen. Wirklich erreichte man seinen Zweck. Der kommandirende Offizier gab sein Wort darauf, daß die Truppen zurückgezogen werden sollten, und die Stadt sah sich bald von ihrer lästigen Bürde befreit.

Wir verfolgen nicht weiter die einzelnen Ereignisse, welche die Volksversammlungen in Faneuil-Hall als eine Vorschule der Revolution erkennen lassen, und berühren nur noch mit wenigen Worten die übrige Geschichte des Gebäudes. Seine Entstehung verdankt Faneuil-Hall einem französischen Hugenottenabkömmling, der, mit irdischen Gütern reich gesegnet, sein Glück im Wohlthun und in heilbringenden Stiftungen fand. Er ließ das Gebäude in den Jahren 1740—42 errichten und machte es der Stadt zum Geschenk, um sie mit einem angemessenen Marktplatz zu versehen, an dem sie bisher noch Mangel gelitten. Dieses ursprüngliche Gebäude wurde 20 Jahre später ein Raub der Flammen, von der Stadt jedoch sogleich wieder neu aufgebaut und endlich 1805 durch Anbauten und Hinzufügung eines dritten Stockes vergrößert. Nun hat es etwa 100 Fuß Länge und 80 Fuß Tiefe. Von den drei Geschossen wird das untere durch Waarenläden verschiedener Art eingenommen; im zweiten Stock befindet sich die große Halle von 76 Fuß in's Geviert, 28 Fuß hoch, mit Gallerien, die auf dorischen Säulen ruhen. In dieser Halle, dem Schauplatz der Volksversammlungen, hängt Washingtons lebensgroßes Bildniß. Im dritten Stocke befindet sich ein geräumiger Saal, in welchem die Landwehr sich in den Waffen übt.

Seinem, vom Gründer ihm vorgeschriebenen Zweck: für alle Zeiten den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet zu sein, hat man das ehrwürdige Gebäude treu erhalten. Alles, was seit 80 Jahren, auch nach der Re-

volution, in Nordamerika's Freistaaten sich Großes begeben hat, fand in Faneuil-Hall einen Widerhall; jedem Gefühl gaben dort große Redner einen Ausdruck; alle Parteien haben dort ihre Lehren und Ansichten auseinander gesetzt. Noch gegenwärtig ist Faneuil-Hall Zeuge der Triumphe der Beredsamkeit und des Patriotismus, und bei Gelegenheit irgend großer und wichtiger Fragen versammelt sich in seiner Halle die Bevölkerung Bostons. Wollt ihr eine Volksversammlung kennen lernen, die euch einen Begriff von der „strammen Demokratie" der alten Zeiten gibt, da irgend ein großer Redner mit „unwiderstehlicher Beredsamkeit" das Volk hinriß, so tretet ein in Faneuil-Hall am Abend irgend einer wichtigen Wahl. Dann ist die weite Halle von einer wogenden Menschenmenge bedeckt, wie von einem „Meer von Köpfen", Stunden lang geduldig lauschend einem Lieblingsredner des Tages, oder den Moment abpassend, bis irgend ein weiser Nestor ihrer Partei die Tribüne besteige. Die Gallerien sind von einer lebhaften, ungeduldigen und vorlauten Menge von Zuhörern und Recensenten erfüllt — während die milden Züge Washingtons von der Leinwand herabschauen auf das leidenschaftliche Getreibe der Parteien, als ob kein Sturm jemals die majestätische Ruhe seiner Seele trüben könne. Möge, wie in alter Zeit, immer nur die Wahrheit und das Recht den Sieg davon tragen in Faneuil-Hall! Möge man noch lange in seinen geweihten Mauern die Beredsamkeit des Herzens vernehmen, die Gedanken großer und edler Geister, die Weisheit erleuchteter Menschen! Möge man nie vergessen, daß die Atmosphäre der Freiheit Lebensbedingung ist für alle nationale Wohlfahrt!

Leipzig, das neue Museum.

Als ob auf den Blut-Feldern und Aschen-Hügeln der Völker die Blüthe des Friedens am herrlichsten gedeihe, so glückliche Kraft ist in die Triebe des Wachsthums und Wohlstands dieser Weltstadt gefahren. Von allen Städten des deutschen Bundes steht ihr nur Triest an überraschender Kraftentfaltung gleich. Die älteren Leser unseres Universums erinnern sich der Schilderung jener Stadt im vierten Bande (S. 21—25). Seit der Zeit sind neue Stadttheile und neue Vorstädte entstanden und bedecken nun den Boden, auf welchem damals noch der Pflug ging oder der sinnige Erdenwaller in schönen Gärten lustwandelte. Ueber ehemaligen Sümpfen erheben sich Paläste, und während die Stadt immer längere Arme nach den umliegenden Dörfern ausstreckt, rücken diese selbst der Stadt immer näher, so daß sie an Bauten und Bevölkerung schon jetzt weniger das Ansehen von Dörfern, als von kleinen Fabrik-Städten bieten und zu Leipzig schon jetzt in einem vorstädtlichen Verhältniß leben; die Zahl der Bevölkerung Leipzigs, welche in diesen Dörfern wohnt und deren arbeitsfähiger Theil jeden Werktagsmorgen zu allen Thoren der Stadt einströmt, beträgt über 16,000. Die Einwohnerzahl der Stadt Leipzig selbst hat 77,000 längst überstiegen. Die Zahl der bewohnten Gebäude hat sich seit 1837 von 1600 auf ungefähr 2200 vermehrt.

Die Ursache dieses außerordentlichen Wachsthums ist nicht weniger außerordentlich. Wir erkennen sie als das Vorgefühl einer glücklichen Stadt, welche einen drohenden Verlust der Zukunft frühzeitig durch die Eröffnung neuer, reichthumsprudelnder Erwerbsquellen zu ersetzen sucht. Weder der Handel noch das städtische Handwerk allein, weder die Messen noch der Fremdenverkehr allein, weder der Beamtenstand noch die Universität und andere höhere Bildungsanstalten allein hätten ein so rasches Steigen der Häuser- und Bewohnerzahl zu bewirken vermocht, wie bevorzugt Leipzig auch durch all das Genannte vor seinen Nachbarstädten erscheint; hierzu bedurfte es einer totalen Charakterveränderung der Stadt, des Vertilgens besonderer Kennzeichen ihres Signalements, das wir noch in der oben citirten Schilderung des Leipzigs von 1837 in folgenden Worten bezeichnet finden: „Als

Fabrikort war Leipzig immer unbedeutend, und Manufakturen haben hier, nehmen wir wenige aus, niemals rechtes Gedeihen gefunden.“ Dagegen kann der „Führer durch die Stadt“ vom Jahre 1860 sagen: Leipzig ist auch ein wichtiger Fabrikplatz geworden. Von den Tabak- und Cigarren- bis zu den künstlichen Blumenfabriken, von den Spinnereien bis zu den großartigen Anstalten der graphischen Künste hätten wir Hunderte und Hunderte von Erwerbszweigen aufzuführen, die Menschenhände zu Tausenden beschäftigen und ihre Erzeugnisse im Werth von Millionen nach allen Welttheilen aussenden. Und dies ist die wahre Quelle des Wachsthums von Leipzig. Jeder neu aufsteigende Fabrikschlot zieht einen neuen Kreis arbeitender Hände herbei, und immer dichter ragen diese Industriethürme empor und rücken die Soldaten des Kapitals auf dem Kampffeld des Fleißes vor.

Wer gegen die Fortschritte der Gegenwart in staatsbürgerlichem und volkswirthschaftlichem Wohle nicht blind und undankbar sein will, muß zuweilen einen Blick in die deutsche Vergangenheit werfen und auf den dornenvollen Weg, auf welchem unsere blühenden Städte groß geworden sind. Zu Leipzigs Entwickelung trug allerdings noch der ihm eigenthümliche Charakterzug bei, daß es seit lange das Unglück seiner durch Lage oder Pflege früher begünstigteren Nachbarstädte mit mehr als kaufmännischer Schlauheit zu seinem Nutzen auszubeuten verstand. Für die Zeit bis zum dreißigjährigen Kriege muß der Stadt aber zugleich die Ehre zuerkannt bleiben, daß ihre Bürgerschaft auf die Tapferkeit ihrer Männer so stolz sein konnte, wie auf die Festigkeit ihrer Mauern. Sie trotzten und widerstanden mancher Gefahr glücklich, der ihre Nachbarstädte erlagen, und hat so durch frühere Kriegstüchtigkeit viel von dem Boden gewonnen und bewahrt, auf welchem die friedliebenderen Nachkommen mit spekulativer Rührigkeit weiter bauen konnten. Ueberblicken wir im Flug die interessantesten Phasen ihrer Geschicke:

Nachdem die Stadt im 12. Jahrhundert von außen durch Kriege und Belagerungen, im Innern durch die steigende Macht des ihr aufgezwungenen Mönchsthums viel gelitten, verdiente sie sich bessere Tage durch ihre siegreichen Kämpfe für Heinrich den Erlauchten (1263). Dessen Sohn Dietrich der Weise ertheilte ihr nicht nur eine freie Municipalverfassung, sondern begünstigte insonderheit ihren Handel, indem er fremden Kaufleuten für sich und ihre Waarenlager vollkommene Sicherheit selbst für den Fall gewährte, daß er mit deren Landesherren in Krieg gerathen würde: eine für jene Zeit, wo stets zunächst des Bürgers und Bauern Gut und Leben für die Unbill des Fürsten herhalten mußte, ganz außerordentliche Vergünstigung. Die Kämpfe Albrechts des Unartigen unterbrachen die Blüthe der Stadt, und erst 1320 kam wieder dauernder Friede über das Land. In dieser Zeit wurden die Burgen der Raubritter in ganz Sachsen gebrochen, die Sicherheit der Straße befestigte den Handel, Leipzig wurde Stapelplatz für polnische Waaren, erhielt das Recht, Lehngüter zu kaufen, und die Macht, dem Uebermuth der Priester und Mönche Zaum und Zügel anzulegen. Von 1350—1362 verheerte die Stadt der schwarze Tod, Priestermacht und Aberglaube stiegen und Glück und Wohlstand sanken. Da half 1387 Merseburgs

Unglück der Stadt plötzlich wieder auf: ein Brand legte jene Rivalin Leipzigs großentheils in Asche, und nun verlegten alle fremden Kaufleute, die bisher dort ihre Niederlagen gehalten, ihren Sitz hierher. Das erste Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts erhob Leipzig zur Universitätsstadt, es erhielt eigene Gerichtsbarkeit, sah seinen Schöppenstuhl zu hohen Ehren gedeihen, und während die Hussitenkriege das flache Land verheerten, flüchteten die fremden Kaufleute ihre Waarenlager in seine festen Mauern. Schon damals nahmen die Jahrmärkte an Jubilate und Michaelis den Charakter von europäischen Handelsmessen an. Die Hebung des Meßverkehrs datirt jedoch erst von 1497, wo ein kaiserliches Privilegium der Stadt das Stapelrecht in einem Umkreise von fünfzehn Meilen bestätigte, ja, Kaiser Max I. verlieh ihr 1507 noch ein erweitertes Privileg, weniger aus Liebe zu Leipzig, als um die geistliche Herrschaft niederzudrücken, die in Magdeburg, Erfurt, Merseburg ꝛc. so warm saß. Das war der härteste Schlag für diese Städte zu Gunsten Leipzigs. Daß aber gerade diese Privilegien durch eine Bulle des Papstes ganz besonders gegen jeden Angriff gefeit wurden, sieht wie ein ironischer Streich der hierarchischen Politik aus. Offenbar muß Leipzig in dieser Zeit als ein besonderes Schooskind des Glücks und der Gunst der Mächtigen erscheinen. Es ging wohl vorbereitet den Stürmen entgegen, welche für Sachsen und ganz Deutschland aus der Reformation hervorbrechen sollten.

Es ist natürlich, daß der Handel nicht allein in Blüthe stehen konnte, ohne den Gewerben einen gleichen Flor zu verleihen. Zünfte und Gilden erhielten Vorrechte und standen im höchsten Ansehen. Und wie Leipzig selbst eine Spätfrucht ist unter den deutschen Städten und gleichwohl so gut zeitigt, so ist es auch mit der Buchdruckerkunst erst im Jahre 1480 bekannt geworden und hat in ihr dennoch allen Städten der Erde den Rang abgelaufen. Wie gerade kurz vor der Reformation und in den Reformatoren selbst der nationale Geist in Deutschland sich kräftiger, als seit langer Zeit, regte, so war auch das Schaffen und Streben des Bürgerthums ein erhöhteres. Die meisten deutschen Städte bieten in dieser Beziehung um die Zeit vor den großen Stürmen ein wahrhaft erhebendes Bild.

Da kam der dreißigjährige Krieg mit seinen Schlachten von Breitenfeld und Lützen und den unaufhörlichen Durchzügen, Gefechten, Belagerungen, Brandschatzungen, Plünderungen u. s. w. Die Stadt lag am Ende des Kriegs so tief herabgekommen da, der Meßverkehr hatte so ganz darniedergelegen, die Bevölkerung war so geschwunden, daß wieder viele kleinere und größere Nachbarstädte in Handel und Wandel an Leipzigs Stelle zu treten suchten, und manchen würde dies gelungen sein, wenn nicht im Jahre 1661 Kaiser Leopold I. alle Privilegien der Stadt neu bestätigt hätte. Der Rest des Jahrhunderts verlief ohne äußere Friedensstörung, aber desto reger wirthschaftete der Geist der Herrschaft und Selbstsucht in den Ortsbehörden und Geistlichen der Stadt.

Die Eigenmächtigkeit jener rang mit der Unduldsamkeit und bornirten Verketzerungs- und Verfolgungswuth dieser um den Schandpreis, und es gewannen ihn beide.

Das 18. Jahrhundert begann wieder mit Krieg. Karl XII. verfolgte den neuen Polenkönig, August den Starken, bis in seine deutschen Erbländer. Die klugen Schweden besetzten das friedliche Leipzig und schonten sein Blut, aber an seinem Gelde erfreuten sie sich ein volles Jahr. Man hätte mit den Kontributionen einen tapferen Krieg führen können; aber die Heldenperiode Leipzigs war längst vorüber, seine Festungsmauern gesunken, die Wälle in Promenaden verwandelt. Auch erhoben sich um diese Zeit die noch heute prangenden Prachtbauten der Stadt. Die Verbindung mit Polen führte neue Handelsvortheile herbei und die Zahl der Kaufleute wie der Meßbesucher stieg so sehr, daß im Jahre 1701 der erste Adreßkalender nothwendig wurde.

Hatten das Land Sachsen und die Stadt Leipzig schon unter August „dem Starken" kein großes Kriegsglück erfahren, wie viel weniger war von seinem Nachfolger, August „dem Schwachen" zu erwarten. Der Minister dieser gekrönten Null, der berüchtigte Graf Brühl, verschuldete unter tausend anderen dem sächsischen Volke angethanen Uebeln auch die feindselige Stellung Sachsens zu Preußen, und „der alte Fritz" war der Mann dazu, auf fremdem Boden für seine Kriegskassen zu sorgen. Zu Anfang des siebenjährigen Kriegs 1746 bezahlte Leipzig an Preußen eine Kriegssteuer von $2^1/_2$ Millionen Thalern, 1756 587,000 Thaler, 1757 $2^1/_2$ Tonnen Goldes und 2,100,000 Thaler, im Jahre 1758 nicht viel weniger, 1759 500,000 Thaler, 1760 300,000 Thaler, und von den im Jahre 1761 geforderten 1,100,000 Thalern und den für 1762 ausgeschriebenen 400,000 Dukaten gewährte der König nur einen Nachlaß. Neben diesen Kriegssteuern wurden noch die übrigen Abgaben und Lasten mit unerbittlicher Strenge beigetrieben, und dazu all die Einquartierungen, Durchmärsche, Krankenverpflegung, Seuchen und alle Leiden der Soldatenrohheiten im eroberten Lande! Das allein hätte genügt, die reichste Stadt zu ruiniren, zumal Leipzig, dem mit Störung seines Meß- und Handelsverkehrs noch besonders zu Leibe gegangen ward.

Fast noch verheerender, wie der Krieg, wurde für Leipzig der nun folgende Friede: das in den großen Staaten Oesterreich und Preußen eingeführte System hoher Schutzzölle sollte auch das kleine Sachsen beglücken! Ja, selbst die Durchfuhr belegte die Plusmacherei dienstwonniger Finanzleute mit schweren Abgaben, schnitt dadurch den Waarenzug von Leipzig sorgfältig ab und beschwerte den Speditions- und Transithandel mit lähmenden Ketten. Machte auch 1768 die Thronbesteigung Friedrich August's III. solchem selbstmörderischen Treiben der sächsischen Staatsweisen ein Ende, so ward ja der Stadt nicht einmal Zeit genug gelassen, um sich aus der tiefen Verkommenheit ihres Wohlstandes wieder zu erheben, denn ehe nur die so gewissenlos verschütteten Quellen ihres Lebenserwerbs zur Hälfte wieder zugänglich und fließend gemacht waren, brachen die Kriege der

französischen Revolution herein, von welchen nothwendig abermals Deutschland den größten und Sachsen den wichtigsten Theil innerhalb seiner Grenzen mußte wüthen sehen: bei Leipzig stehen die Ehrensäulen vom letzten Kampfe dieser großen wilden Zeit.

Am Ende der Kriege war Deutschland frei — von den Franzosen, Sachsen um drei Fünftel seines Gebiets und die Hälfte der Bevölkerung kleiner, Leipzig durch die preußischen Zollgrenzen vom größten Theile von Deutschland und durch ein nagelneues Verbrauchssteuersystem sogar vom eigenen Inlande abgesperrt. Unter der Last solcher Verkehrsfesseln wandt sich die Stadt fast zwanzig Jahre lang keuchend vorwärts, denn auch der sogenannte mitteldeutsche Handelsverein von 1828 war mehr darauf berechnet, die Staatenfinanzen, als den Verkehr zu heben. Erst nachdem Sachsen dem deutschen Zollvereine beitrat (1833), ergoß sich frisches Blut in Leipzigs Adern, regte sich in allen Geistern und Händen der fleißigen Stadt ein neues, schaffensfrohes Leben.

Den wichtigsten Einfluß übten diese Anfänge zu einer deutschen Einigung zunächst auf die Leipziger Messen, von deren jetziger Großartigkeit man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß durch sie jährlich an Gütern, namentlich Leder, Pelzwaaren, Tuchen, nicht weniger als 600,000 Centner nach Leipzig kommen, die von einer besondern Meßbevölkerung von 30,000 Menschen begleitet sind. Die ganze Stadt erscheint zur Meßzeit wie eine ungeheure Kunst-, Industrie- und Produktenausstellung, umringt von einem Gewühl von Kirchweihlust und Schaugepränge und durchwandelt von einem Durcheinander von Volksgenossen aller europäischen Zungen, Physiognomien und Trachten. Die Messen sind deshalb nicht bloß für die Männer des Geschäfts Tage der Arbeit und Spekulation, der Hoffnung und Sorgen, sondern für eine Menge schaulustigen Volks Tage des Genusses. Für das Leben Leipzigs sind sie die Lungen. Der Großhändler wie der Markthelfer, der große Hausbesitzer wie der kleine Hintermiether, der Fabrikherr wie der Waarenkrämer bauen ihre glänzendsten Hoffnungen auf die Zeit der Messe. Alle Unternehmungen, alle Einrichtungen werden nach den Messen gerichtet, die Meßtage sind die großen Feste im Kalender des Leipzigers, nach denen er rechnet und seine Zeit eintheilt; die Messen sind die Quellen seiner Freuden und Leiden, in der Meßzeit flieht ihn der Schlaf, da schlagen seine Pulse doppelt rasch, beflügeln sich seine Schritte, Alles tanzt gemeinsam um das goldene Kalb. Aber gerade diese Hast nach dem Erhaschen der reichsten Meßbeute grenzt bereits nahe an die Thorheit Desjenigen, der die Henne schlachtete, welche die goldenen Eier legte. Schon jetzt beschränken gerade die Meßfremden mit den vollsten Beuteln ihren Aufenthalt auf die kürzeste Zeit, ja, die wichtigsten Meßgeschäfte, die des Großhandels, werden abgeschlossen, ehe nur die Messe begonnen hat, und wenn die Centnerzahl der Meßeinfuhr auch gegen frühere Zeiten imponirt, so beweist dies nur eine Zunahme in der Summe des Geschäftsverkehrs, während der Geschäfte selbst jährlich weniger werden. Allerdings ist Leipzig's Lage jetzt eine für den Handel sehr bevorzugte, an dem Zusammenfluß des

Verkehrs von fünf Eisenbahnen; aber weder Dampfkraft noch Telegraphie stehen im Dienste der Centralisation, beide verallgemeinern die Wohlthaten der großen Produktion und des ungehemmten Verkehrs. - Deshalb, bei dem voraussuzusehenden Verfall der Messen möchten wir es das gesunde Vorgefühl einer glücklichen Stadt nennen, welches Leipzig instinktmäßig antreibt, die Fabrikstadt kräftig anfzubauen, noch ehe die Meßstadt zu verschwinden beginnt.

Wie weit dieser große Wandel der Zeit auch auf dem zweiten Gebiete, auf welchem Leipzig nicht bloß für Deutschland, sondern für einen großen Theil Europa's den Vorsitz führt, auf dem des Buchhandels und der Presse, seinen nivellirenden Einfluß ausüben wird, läßt sich noch nicht ermessen. In der Größe der literarischen Produktion suchen ihm seit Kurzem mehre Rivalen, wie Berlin, Stuttgart, den Rang abzulaufen, und selbst sein durch Herkommen fast monopolisirt gewesenes Speditionsgeschäft muß es bereits mit genannten Plätzen theilen. Einen Blick aber werfen wir gern auf dieses Gebiet, das in der That ein gerechter Stolz der deutschen Nation ist. Fremdes Unglück war auch hier Leipzigs Glück, denn ohne die allzutolle Wuth, mit welcher die im Jahre 1526 eingeführte und 1529 neu eingeschärfte allgemeine deutsche Reichsbücherceusur gegen Ende des 16. Jahrhunderts gehandhabt wurde, würde Frankfurt a. M. die Oberherrschaft über den Büchermarkt unverkümmert sich erhalten haben. Leipzig trat an seine Stelle, gab 1600 den ersten Meßkatalog heraus, hielt 1670 die erste Bücherauktion, begründete 1682 die ersten gelehrten Zeitschriften, 1789 die erste Modezeitung, 1796 die erste Literaturzeitung, zählte 1831 noch 79 und gegenwärtig 286 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, 45 Buchdruckereien, 99 Buchbinder, 16 Antiquare, steht hinsichtlich der Produktivität in periodischer Literatur (149 zugleich erscheinenden Zeitschriften) von keiner Stadt übertroffen da und zu den circa 16,000 Nummern seines jährlichen Meßkatalogs stellt es ein Kontingent von ungefähr einem Dritttheil.

Eine so großartige Werkstatt für die Apparate der Bildung konnte nicht ohne Einfluß auf den Stand der letztern am Orte selbst sein, und die Produkte des Buchhandels haben allerdings mehr zur Verallgemeinerung der Bildung im Volke beigetragen, als die Universität, die des konservativen Geistes ihrer Prager Begründer sich noch heute in offizieller Weise zu rühmen pflegt. Ueberhaupt ist die bessere Schulbildung auch in Leipzig neueren Datums und die Stadt verdankt sie weniger der Weisheit der Jünger ihrer Alma mater, als dem tüchtigen Bürgersinn, der endlich die wahre Quelle des Volksglücks erkannt hat und Allen zugänglich zu machen sucht.

Zu einem redenden Zeugniß solch tüchtigen Bürgersinns lassen wir uns schließlich von unserem Bilde führen.

Das stattliche Museum auf dem großen schönen Augustusplatze zu Leipzig verdankt seine Entstehung einzig und allein der großartigen Opferwilligkeit der Bewohner Leipzigs, und es verdient als die Schöpfung und die

That des ruhmwürdigsten Gemeinsinns eines gebildeten, tüchtigen und gesunden Bürgerthums seinen Ehrenplatz im Universum. Im Winter 1837 trat eine Anzahl Künstler und Kunstfreunde Leipzigs zu einem Kunstverein zusammen, der es sich zu einer seiner Aufgaben machte, den dritten Theil seiner Einnahme zur allmähligen Begründung eines Museums der Stadt zu verwenden. Die Theilnahme war eine allgemeine, und außer den Geldbeiträgen kamen auch bald Schenkungen von Gemälden dem Unternehmen zu Hülfe. Im November 1848 hatte man es bis zu 42 Oelbildern gebracht, die vereinigt mit jenen schönen alten Oelgemälden von Lucas Kranach, welche einst die Nikolaikirche geschmückt hatten, im ersten Stocke der ersten Bürgerschule für die Oeffentlichkeit ausgestellt werden konnten. Zu diesem kleinen Anfang kam die große Schenkung, welche den Bau des neuen Museums veranlaßte, ja überhaupt möglich machte: Heinrich Schletter, ein reicher Handelsherr, ernannte im Jahre 1853 die Stadt zum Erben seiner höchst werthvollen Sammlung von Gemälden der besten französischen Meister und dazu eines Grundstücks im Werthe von 45,000 Thalern, mit der Bedingung, „daß innerhalb von fünf Jahren ein für die Aufstellung der Sammlung passendes und würdiges Gebäude angekauft oder erbaut werde". Dies geschah; mit einem, durch Zuschuß aus dem Kommunalvermögen der Stadt bis auf 160,000 Thaler erhöhten Baukapital ward, nach dem Plane und unter der Leitung des Professors Ludwig Lange in München, der Bau ausgeführt und am 18. November 1858 eingeweiht und eröffnet. Mit der Schletter'schen Sammlung besteht nun die Gemäldegallerie aus 231 Nummern, und hierzu kam bereits eine neue, der vorigen an Werth kaum nachstehende Schenkung eines andern Leipziger Bürgers, Karl Lampe's, der dem Museum seine prachtvolle Kupferstichsammlung von mehr als tausend Blättern vermachte. Eine Sammlung von Gypsabgüssen von Werken der neueren und neuesten Kunst seit der Renaissance, im Erdgeschoß des Museums aufgestellt, ist im Entstehen.

Der Bau, sein Aeußeres wie Inneres, ist einfach in seinem Schmuck und tritt nicht mit der Prätension auf, selbst als ein Kunstwerk angestaunt zu werden. Es begnügt sich, die schlichte, jedoch würdige Wohnung der Kunst zu sein, und — mehr noch, wir holen uns aus diesen Hallen der Kunst einen politischen Trost: ein Volk, dessen Bürgersinn in solcher Art gebildet, aufopfernd, tüchtig und gesund ist, wird auch in der drohenden Zeit politischer Noth und Drangsal fest und wacker stehen bleiben; man beschaue sich nur recht die beiden Bilder, die an den entgegengesetzten Enden der Saalreihen hängen: des Paul Delaroche Napoleon auf der einen Seite, ein Bild des sittlichen und politischen Bankerotts, und ihm gegenüber Veit's Germania. — Man wandelt in und um Leipzig auf dem blutigsten Grunde der deutschen Geschichte; nur Schlachtendenkmäler schmücken die Hügel der Ebene; es ist schwer, durch diese Flur zu gehen, ohne daß die Bilder der Verwüstung Deutschlands uns vor Augen treten; aber eindringlicher spricht zu den Deutschen kein Denkmal aller Kriege, als diese beiden Gegenstücke im Museum zu Leipzig. Nicht die Saronia, nicht die Borussia oder Bavaria und wie die Dynastenfreundinnen in Stein

und Erz alle heißen, erheben den Schild vor solchem Gegner: Germania ist's, die das Einheitsbanner über die getrennten Millionen der Deutschen entfaltet, ihr Adler wird sie führen, ihren Farben werden sie folgen, und es wird die Wahrheit durch drei und dreißig Länder gehört werden müssen: daß die Menschheit aus Nationen besteht, deren höchster Beruf das Emporstreben und Emporheben zum Menschenthum ist, daß dieser göttliche Beruf von keiner Nation reiner erkannt und treuer erfaßt wurde, als von der deutschen, und daß demnach keine Dynastie der Welt sich einbilden darf, ihr Bestehen sei nothwendiger, als das einer solchen Nation.

Der Oetzthalgletscher.

Zwischen den Thälern des Inn und der Etsch, von der Melserheide hinüber nach dem Brenner, dort auf der südlichen Grenzwacht der deutschen Erde, in Mitten der Central-Alpen-Kette, steigt ein Kranz von Riesenbergen empor, die Spitzen des Oetzthales ummauernd, ein Hochland eigener Natur umschließend, und die höchstgelagerten Gemeinden Europa's, abgesondert von aller Welt, in sich bergend. Nach außen aber entsendet jene Strahlenkrone eine zahllose Menge eisbepanzerter Aeste und Zweige, zwischen denen die Thäler ihren Weg zur Tiefe suchen. Dieser Gebirgskörper Tyrols ist die Oetzthaler Gruppe, im ersten Rang der Alpenfürsten stehend. Will der Leser uns dahin folgen, so vertrauen wir ihn der kundigen Hand unsers wackern Landsmannes*) an, der Jahr für Jahr die Alpenwelt durchwandert hat, bis ihm im Abglanz der ewigen Ferner der Scheitel bleichte und auf der abschüssigen Bahn des Lebens ihm der Todesengel plötzlich den Alpstock entriß.

„Wohlgemuth verlassen wir an einem frischen Sommermorgen das Hauptthal der Oetz, um in das Heiligthum dieser hehren Gebirgswelt einzudringen, das, von gewaltigen Bergriesen gehütet, dem forschenden Auge noch nicht einmal eine Thalritze öffnet. Nur das Rauschen eines ungestümen Gebirgsbachs unterbricht die feierliche Stille, in der wir aufwärts steigen. Unvermuthet öffnet sich vor uns eine Lichtung; der Kirchthurm eines freund-

*) Adolph Schaubach in Meiningen, † 1850.

lichen Dörfchens ragt aus einem Hain von Obst-, Nuß- und Kastanienbäumen hervor und wunderbar kontrastirt diese überraschende Ueppigkeit mit den finster dreinschauenden starren Felsenzinnen, doch bald hinter den letzten Häusergruppen versperren die Riesen den Weg und das Donnern des Gebirgswassers verkündet, daß es auch einen Kampf mit ihnen zu bestehen gehabt, ehe es seinen Weg thalabwärts errungen. An und über Felsen geht es hinan. Bald gesellt sich zu dem Ernst und der Erhabenheit der Umgebung die Furcht und selbst der Schrecken. Nicht nur die am schmalen, über Bergstürze führenden Pfad errichteten Denkzeichen des Todes, sondern auch die eben erst von Felsmassen verschüttete Straße oder die noch von der verwitterten Wand herabrasselnden Steine beschleunigen unsern Schritt. Von den vielen Brücken, welche den Weg von einer Wand zur andern führen, starren wir in die tief unten wildschäumende Fluth des mächtigen Wassers, wie es seine weißgrünen Gletscherwogen über die Bergtrümmer wirft, welche die beiden es einengenden Thalwände ihm fortwährend entgegen schleudern. Die Brücke erbebt von dem Donner der Wogen und ihr eisiger Hauch durchschauert unsere Glieder. Ueber oder in der Felsenwand, unter deren Schutz wir weiter schreiten, erschreckt uns oft jählings ein Brausen, wie von einem Wildbach, der sich über uns herstürzen will — das neckende Echo des Thalbaches. Doch noch mitten unter dem Toben der Fluthen treten wir plötzlich aus dem Bereiche der Schrecken heraus in ein paradiesisches Gefilde. Die Berge weichen zurück, wohl drei viertel Stunden weit, die eben noch so wilde, nur mit Trümmern und Wogen erfüllte Schlucht breitet sich in eine weite Ebene aus, bis zu einer Meile hinan reicht unser Blick über eine freundliche, mit kleinen Häusergruppen überdeckte Fläche. Eben so freundliche Menschen, beschäftigt mit der Ernte des Flachses, begegnen uns und im Gasthause harrt unser ein Mittagsmahl, besser als wir in dieser von der Welt entlegenen und vergessenen Oase erwarten durften. Kaum verliert sich aber die letzte Häusergruppe, um eine altersgraue Kapelle geschaart, so umdüstern neue Schatten unsern Weg; das finstere Grau der Gneiswände wird nur hie und da vom lichteren Grün der Lärchen unterbrochen. Die Schlucht öffnet sich abermals zu einer kleinen Weitung, doch lacht uns hier nicht die Heiterkeit der eben verlassenen Zone entgegen; hoher erhabener Ernst umschließt die kleine Gemeinde dieses Beckens. Während bis hierher die hohen Bergrücken uns begleiteten, deren eisiger Kamm aus der Tiefe unsichtbar blieb, oder nur hie und da eine Gletscherzunge sich durch eine Schlucht herabstreckte, tritt uns hier, nachdem wir die Vorwerke verlassen, die eigentliche Veste dieser großartigen Alpenburg entgegen: schwarzgraue Giganten, schon in der Tiefe umlagert von großen Schneefeldern, nach oben umeist, im Hintergrunde dick umhüllt vom ewigen Winterkleid. Nur spärlich umziehen noch Getreidefluren den Fuß der Höhen, von denen allerorten Staubbäche niederrieseln, entsprungen aus den Eismassen, welche den Thalrand oft nur in blauen Kanten umsäumen. Wir stehen am düstern Saum jenes mächtigen Gebirgskranzes. Der Himmel trübt sich, die Felsen starren schwarz aus ihren Schneemänteln hervor, vom Wasser benetzt, die

Fluthen des Baches schwellen, nachdem er sich eine Enge durch diese Felsenmauern gebrochen. Lange blieb für den Fuß des Menschen kein Raum auf diesem Höllenwege, bis Mühe und Zeit den überhängenden Felswänden doch einen Pfad abrangen, den sie auf schwanken Stegen über schwindelnde Abgründe leiten mußten."

„Endlich haben wir uns durchgewunden durch die Schauer dieses Schlundes und betreten das Innere der Alpenveste, eine neue, völlig verschiedene, abgesonderte Welt. Die Region des Baumwuchses haben wir verlassen, nur hie und da bezeichnet eine sibirische Zeder noch im tiefen Schnee des Winters dem Wanderer den Pfad, wie die Palmen der Wüste dem Beduinen in seinem beweglichen Sandmeer. Hinter uns liegt die Region jener furchtbaren Abgründe und Felswände, denn statt der früheren Thalesspalten, deren Tiefe der wüthende Bergstrom ausfüllte, breitete sich jetzt ein sanfter Hügel über den ansteigenden Thalboden aus, Bergesgräber, überzogen mit dem saftigen Grün der Matten. Wolkenmassen stürmen heran, sie umfloren nicht mehr die hohen Gipfel, sie schweben als Nebelgebilde auf der Tiefe des Thales daher und umhüllen uns bald in nächtliche Finsterniß, bald lassen sie auf wenige Schritte kurzberaste und benetzte Felsenhügel erkennen. Fast erschreckt werden wir in dieser Einsamkeit durch eine abenteuerliche Gestalt, die wie ein Geist aus dem Nebel heraustritt — in einen weiten Mantel von Schafpelz gehüllt, den breitkrempigen Hut in der Stirn, von der schwarze lange Locken triefend herabhängen: es ist ein Schafhirt, der seiner ihm anvertrauten Heerde auf diese eisigen Höhen folgt. Immer heftiger brausen die dichter und dichter werdenden Wolken daher und schütten ihren Inhalt in Form eisiger Graupen uns entgegen, der Weg und die Hoffnung auf ein Obdach drohen uns, verloren zu gehen, da tönt der Klang einer Glocke an unser Ohr; er scheint aus einem grauen Felsblock herab zu kommen — wir entdecken in ihm einen fensterlosen gothischen Bau, aus dessen Spitzthurm die ernsten, aber gastlichen Töne zu uns niederwallen."

„Mit der Wald- und Frucht-Region liegt auch die Region der Gast-, wenn auch nicht der gastlichen Häuser hinter uns. Wir sprechen bei'm Pfarrer ein, der uns willig seine niedrige Hütte öffnet; freilich dürfen wir in ihm keinen Prälaten, also auch nicht dessen Tafel erwarten. Wenn der Seelsorger dort oben sich ein Festmahl bereiten will, muß er erst eine Jagd in's Gebirge machen, um vielleicht nach tagelangem Klettern eine fette Alpenmaus, ein Murmelthier, zu erlegen. Die Würze zu der Abendmahlzeit liefert die Erzählung der Abenteuer, welchen hier der Mensch im Winter und Frühjahr ausgesetzt ist. Um so mehr wundern wir uns, zu erfahren, daß gerade der tiefste Winter die Verbindung mit den unteren Thälern ermöglicht, daß alle Bedürfnisse des Lebens und der Wohnung in jener Jahreszeit heraufbefördert werden, und zwar durch jenen furchtbaren Schlund, in dessen Tiefe wir jetzt kaum hinabzuschauen wagen; wenn seine Katarakte erstarrt und mit Schnee überschüttet sind, wagt sich der Schlittenzug dieser Aelpler durch den gefährlichen Paß. Herbst und Frühjahr schneiden aber dieses Hochland gänzlich ab; selbst der Gemsjäger findet kaum einen zu erkletternden Stieg mehr dahin."

„Während der Pfaffe sein Gewehr in Stand setzt, um uns für morgen ein seltenes Gericht vorsetzen zu können, treten wir hinaus, das Wetter zu befragen. Eine düstere Winterlandschaft liegt vor uns; frischer Schnee bedeckt das kleine Gärtchen, und der durch die ziehenden Wolken dann und wann lugende Mond malt uns ein Bild, wie es die düsterste Phantasie kaum darstellen kann. Die graue, auf ihrem Vorsprunge beschneite Kirche, unter ihr die wenigen stillen, mit eingesunkenen Kreuzen bezeichneten Gräber; ringsum düsteres Grau, aus dem bald hier, bald dort ein weißes, an den Mond ragendes Berghaupt aufschwebt. Die tiefe Stille, obwohl in einem Dorfe, wird nicht durch Hundegebell gestört; der Aelpler ist schweigsam wie seine Natur; oben im Gebirge birgt er seine Heerde, wohnt dort einsam mit ihr oder kehrt allein und ermüdet in seine Hütte zurück, um sich durch Schlaf zum neuen Tagewerk zu rüsten. Von der Tenne läßt sich kein rhythmischer Taktschlag der Dreschr vernehmen, kein Wagen rasselt, es wiehert kein Roß, kein Brüllen des Rindes, kein Jauchzen fröhlicher Burschen erschüttert die Luft in diesen Höhen. Nur ein dumpfes Donnern verkündet bisweilen dem Menschen die Nähe der Fernerwelt. Der mittlerweile herzugetretene Geistliche verkündet aus dem veränderten Wolkenzuge gutes Wetter, und froh der Prophezeihung suchen auch wir das harte Lager, wohl die letzten Wachenden hier oben."

„Noch vor dem Grauen des Morgens stehen ein paar hochgewachsene Führer bereit, mit langen Alpstöcken und Stricken versehen, um uns auf die äußersten Fühlhörner der Erde, hinaus aus dem Bereich der Menschenwelt zu geleiten. Ein klarer Nachthimmel, an dem die Mondscheibe sich abwärts neigt, empfängt uns beim Hinaustreten. Mit Leichtigkeit geht es die Höhe hinan, hinter welcher die riesigen, jetzt geisterhaft beleuchteten Eisberge sich aufbauen. Um eine nahe Felswand biegend, betreten unsere Füße das blaue Getäfel eines Gletschermeeres. Weithin ausgegossen liegt der Ferner zwischen zwei Reihen solcher Schneehäupter, nur sanft ansteigend zum fernen Joch. Indem wir vorsichtig über den ungewohnten Boden wandern und sorgfältig die Klüfte, welche das Mondlicht beleuchtet, umgehen, blickt unerwartet vor uns aus der Tiefe das Bild des Mondes herauf, eine schauerliche Scene aus dem Polarmeer uns vorzaubernd. Eine Schlucht, tief im Gletscher eingewühlt, ist von einem See angefüllt, von blauen, Hunderte von Fußen hohen Eiswänden ummauert. Halb schon vom Wasser zernagt, erheben sich aus der Mitte seines Spiegels zahllose Eisblöcke von den abenteuerlichsten Gestalten, hier ein Obelisk, dort eine Pyramide, hier eine überhängende, jeden Augenblick den Einsturz drohende freistehende Wand, dort ein weiter Bogen, halb vom Mond durchschienen, Alles im Riesenmaßstab der Alpennatur. Die Führer lassen uns wenig Zeit für unser Staunen, um die schwierigsten Stellen noch vor den erweichenden und blendenden Sonnenstrahlen zu erreichen. Nachdem wir den festen Thalgletscher verlassen, geht es seitwärts steil hinan über ein morsches Felsenriff, dann über lockeres Schneeeis, das aber jetzt noch trägt. Die Morgendämmerung verdrängte schon das erblassende Mondlicht. Endlich, nach stundenlangem beschwerlichen Marsch, glauben

wir dem ersehnten Ziele nahe zu sein, ein Steinfeld nur trennt uns noch von dem höchsten Gipfel und lockt uns mit der Hoffnung, wieder festen Grund unter den Füßen zu bekommen, statt des treulosen, tiefe Abgründe verbergenden Schnee's; doch der erste Schritt zeigt uns neue Gefahren; es ist ein steiler, völlig verwester Felsblock, bang schauen wir zwischen den Trümmern hinab in nächtliche Tiefen und unsere Füße versinken im Schlamm. Nur mit größter Vorsicht und langsam, jeden Schritt mit dem Stock weiter tastend, wird die lose Stelle überschritten. Doch neue Täuschung, jener vermeintliche Gipfel ist nur ein Vorsprung, eine Schulter des Schneehorns, dessen Spitze unser Ziel ist. Neue langwierige Mühen und Gefahren bringen uns auch über dieses letzte Hinderniß und endlich ist die Spitze erklettert."

„Die stürmisch athmenden Lungen, die heftig schlagenden Pulse ringen mit den überwältigenden Eindrücken, die in demselben Augenblick durch das weitgeöffnete Auge in die Seele dringen. Alle jene Jochgipfel, die wir vom Thale aus anstaunten, die im Heraufklettern den Horizont beengten und mit jedem Schritt noch zu wachsen schienen, sind mit einem Male unter unsern Füßen zusammengestürzt und beugen demuthsvoll das Knie vor dem Beherrscher dieses Reichs, auf dessen Haupt wir uns geschwungen haben. Von hier, aus der Region des ewigen Winters, wo der Regen unbekannt ist und der Thau nur als eisiger Duft die Zinnen umsaust und beeist, schaut er, seine düstern Falten durch das dicke Winterkleid zeigend, herab auf sein Reich des ewigen Eises. In fernster Ferne liegt das Treiben der menschlichen Wohnplätze, die der durch die Schluchten irrende Blick nur hie und da ahnt. Erst weit, weit jenseits des Gipfelmeeres der Alpen, überschaut das Auge das Gebiet der Ebene, das auch noch der Herrschaft dieses Fürsten der Höhen unterworfen, selbst die Fluthen des Meeres, in denen sich seine Töchter baden, erreicht noch der Blick."*)

„Der Freund schöner Naturscenen, vielfacher bunter Panoramen, wie sie von den Hochgipfeln deutscher Waldgebirge wohlfeilen Kaufs das Auge erfreuen, wird an dieser Stelle nichts fühlen, als Reue über sein Wagniß und Angst vor der Rückkehr, aber der weiten Brust, der die kleine Welt da unten zu eng geworden ist, dem höher fliegenden Geist, der die Natur in ihrem ernsten, großartigsten Wirken belauschen will, dem wird's wohl und wohler werden in dieser reinen und leichten Luft der höchsten Höhen."

„Nur einfach ist die Zeichnung der Natur entworfen, in groben, großen, scharfen, deutlichen Linien. Es ist die Plastik des Schnee's im Großen, die uns da umgibt. Wer in seiner Heimath beobachtet hat, welche

---

*) Der Horizont der Wildspitze beträgt 30 Meilen und fällt daher noch 2 Meilen über Venedig hinaus, im Süden bis an die Apenninen, im Norden bis auf die rauhe Alb Würtembergs.

Schneegebilde ein einziger von Sturm begleiteter schneeiger Wintertag an Bäumen, Abhängen, felsigen Bergrändern aufbauen kann und dem die Phantasie dazu ausreicht, möge sich ein Bild von den Werken tausendjähriger Winterstürme zwischen zum Himmel ragenden Felsenkolossen zu machen suchen — von den Gebilden der Ferner. Hier die grünblauen Stufen eines Riesen-Amphitheaters, dort eben so gefärbte phantastische Windungen; sie hängen, schweben, klettern, schwingen sich über Abgründe, um Wände, durch Nadeln hindurch; das Auge begreift nicht, wo die hängende Masse ihren Haltpunkt hat, es wartet jeden Augenblick auf den Einsturz, und im nächsten Jahr zagt sie noch immer, den kühnen, verderblichen Sprung zu thun. Dort erblickt das Auge an der senkrechten Wand die Falten eines zusammengeschnürten Gewandes, von den flatternden, an den Schärfen der Wände sich brechenden Stürmen gefältelt. In der Tiefe endlich, wo, nicht zufrieden mit seinen Eroberungen im warmen Klima, der ewige Winter seine Herrschaft noch weiter auszubreiten sucht und seine vordringenden Heere, die Gletscher, je weiter sie sich hinab wagen, mit desto festerem Eispanzer gegen die feindlichen Sonnenstrahlen umgibt, wird der Schnee durch die Stürme, noch mehr durch die sich losreißenden Lawinen aufgehäuft und sendet in Eis verwandelte blaue Ströme durch alle Schluchten hinab in's Thal — seine Hülfstruppen zum Hauptheer."

„Wir kehren nach solchen Abschweifungen der Phantasie zu uns selbst zurück. Kein Wölkchen trübt den Himmel, der Dunstkreis ist rein, und dennoch ruft es uns endlich zu: hier ist deines Bleibens nicht; du lebst in Raum und Zeit — hier ist die Wohnstätte der Ewigkeit und Unendlichkeit. Kein Zeichen verräth den Fortschritt der Zeit; der Himmel gleicht einer ehernen Decke, die Sonne haftet glanz- und strahlenlos an ihm, erstarrt ist die Natur, keine, auch gar keine Bewegung bemerkt das Auge, nicht den leisesten Schall vernimmt das Ohr. Das Gefühl der Einsamkeit übermannt das Gemüth, die eigenen Pulsschläge erschrecken, es treibt uns eine unwiderstehliche Sehnsucht zum Leben von dannen, hinab von den Zinnen dieser hohen Burg des Todes. Auch die Führer mahnen zum Aufbruch und jetzt erst, während sie Stricke uns um den Leib legen, denken wir der größern Gefahren des Hinabsteigens. Doch der Sinn ist kühner geworden und schneller, als wir erwarteten, erreichen wir den Rand des Ferners, der hier im Süden plötzlich in schwindelnde Tiefe abbricht. Hier oben im Lichtglanz der Schneewelt und der sich neigenden Sonne erscheint die schon im Schatten hoher Wände ruhende Thaltiefe als ein nächtlicher Abgrund. Erst nachdem wir die höchsten Abstürze hinabgeklettert, der blendende Schnee und die Sonne verschwunden, hellt sich unsern Blicken da unten eine neue Welt auf. Freudig begrüßen wir das erste niedere Sennendach und trotz der völligen Abgeschiedenheit dieses Thals erscheint es uns doch mit seinen wenigen Heerden und Hirten gegen die eben verlassene Bergeswüste ein bevölkertes Land. Nochmals versperrt ein Felsendamm den Ausweg, jedoch nach dem Ueberstandenen gibt's für uns kein Wagniß mehr, auch auf den schauerlichsten Pfaden durchzudringen. Der Abendwind rauscht in den hohen Wipfeln ehrwürdiger Kastanien, als wir

hinaustreten in ein prächtiges breites Thal, kaum erkennen wir noch im röthlichen Dämmerlicht die unzähligen Burgen und Orte, Wohlgerüche des Südens umwehen uns, fröhliche Weisen dringen von Höhen und Tiefen an unser Ohr und durch ein Labyrinth von Weingärten eilen wir hinab in ein belebtes Städtchen, wo uns die Genüsse eines behaglichen Gasthauses erwarten."

„Wir hatten vom Oetzthal aus die Fender Wildspitze erstiegen und waren Abends glücklich in Meran angelangt."

Blick auf Hudson und die Catskill-Berge.

Wir führen unsere Freunde abermals zu einer Vedute vom „Rhein Amerika's", sicherlich einer der lieblichsten auf der an reizenden Bildern so reichen Strecke zwischen New-York und Albany, nicht als wenn wir neidisch wären auf den gepriesenen Strom der neuen Welt, denn sicherlich verleiht auch aus dem Füllhorn der Natur „das Vaterland die schönsten Gaben", sondern nur um zu erklären, daß die Amerikaner auch Ursache haben, auf ihre Natur und ihren Strom stolz zu sein und daß — man versetze sich nur nach dem Standpunkt unseres Zeichners — es sich auch in dem öden, kalten, vielgeschmähten Yankeelande schön wohnen läßt.

Hudson ist ein blühendes, Gewerbe und Schifffahrt treibendes Städtchen von 6000 Einwohnern, am rechten Ufer des Flusses, der ihm seinen Namen geliehen, 100 Meilen von New-York, und ein beliebtes Exkursionsziel für die zeitweiligen Müßiggänger der Weltstadt, die Sommers in den Catskill-Bergen ihre Villegiatur halten.

Das blanke Oertchen gegenüber heißt — anspruchsvoll genug — Athen, jedoch ohne die entfernteste Anwartschaft auf irgendwelche Beziehungen zu seinem Taufpathen.

HUDSON-CITY UND DIE CATSKILL BERGE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

NIAGARA FALL

·LI GEMEINE ANSICHT VOM CLIFTON HO··SE

Die Niagarafälle.

Wie die Alpen und das Meer, die Sahara und der Nil mit seinen Pyramiden, so gehört auch der große Katarakt Nordamerika's — der Niagara, d. h. „Donner der Gewässer", wie ihn die rothen Menschen tauften, die einst an seinen Ufern wandelten — zu den typischen Bildern der Größe und Erhabenheit, und wie sich in den kalten, starren und schweigenden Alpen in gewissem Sinne der stabile Charakter der alten Welt ausspricht, so bildet der Niagarafall, das majestätische Symbol der Bewegung, des nie rastenden Lebens und des widerstandlosen Fortschritts im Naturgemälde Amerika's einen vor allen andern charakteristischen Zug.

Weit, über alle Welt erstreckt sich des Niagara Ruhm. Ihn nennt der Knabe, wenn er das Gewaltigste bezeichnen will, von dem er gelesen und gehört hat und an dessen Vorstellung seine Phantasie erlahmt; — und wenn des Jünglings Gedanken bei den Herrlichkeiten der Natur verweilen, dann steht der Niagara vor seinem Geiste, von geheimnißvollem Zauber umflossen, und weckt in ihm die Sehnsucht nach den Weiten der Welt. Für Hunderttausende ist sein Anblick ein Ziel ihrer Wünsche, und ungeheuer ist auch der Strom von Pilgern, der nach diesem Wallfahrtsorte alljährlich sich ergießt. Aus allen Theilen der alten wie der neuen Welt kommen sie herau, Tausende und aber Tausende, deren einzige Hoffnung und einziges Interesse der Niagara ist. Gedrängt sitzen sie in den Waggons der Eisenbahn, die von Buffalo nach den Fällen führt, alle in ahnungsvoller Stimmung und mit gespannter Erwartung dem langersehnten großartigen Schauspiel entgegenharrend. Die Vorstellung desselben absorbirt alle andern Sorgen und Interessen. Näher und näher kommt man dem Ort. Die Unterhaltung stockt; man lauscht und lugt in die Ferne. Allmählig läßt sich ein dumpfer Donner vernehmen, wie bei uns an Sommerabenden, wenn am fernen Horizont ein Gewitter aufsteigt. Alles schweigt, selbst der nie rastende Yankee setzt hier seiner Geschäftigkeit eine Pause. Jetzt erscheint eine Art Nebelsäule, gleich stehenden wirbelnden Wolken.

„Das sind die Fälle!" heißt's und alle Hälse recken sich darnach aus. Inzwischen wird das Donnern von Minute zu Minute gewaltiger. Endlich ist das Ziel erreicht, die Wagen halten. Man springt heraus und eilt, Alles vergessend, zu den Fällen. So stehen in den Sommermonaten Tag für Tag die Schaaren der Neuangekommenen den Wundern dieser Wasserwelt gegenüber, befangen und halbbetäubt hineinstarrend in das unendliche Wogen, Stürzen, Donnern, Lichtglänzen und Wolkenwirbeln, das ganze lebensvolle, Geist und Seele durchdringende Schauspiel, bis man sich allgemach vom ersten Eindruck gesättigt fühlt und nun nach einem Unterkommen sucht in einem der zahlreichen Hotels, die den Niagara umstehen, um nach einiger Erholung die einzelnen Theile des gewaltigen Ganzen mit Muße zu betrachten.

Die Fälle des Niagara sind in ihrer jetzigen Gestalt das allmählige Werk von Jahrtausenden. Die ganze ungeheure Wassermasse, welche sich im Nordwesten der neuen Welt in tausend Flüssen und Seen ansammelt, findet sich zuletzt im Oberen See vereinigt, geht von da durch tiefe Durchlässe in den Huronsee, aus diesem in den Erie- und Ontariosee und ergießt sich endlich im St. Lorenzostrom in den Ocean. Wie jeder dieser Seen etwas tiefer liegt als der vorige, so steht auch der Wasserspiegel des Ontario 330 Fuß unter dem des Eriesee. Der Kanal, welcher beide Seen verbindet, ist der etwa 30 engl. Meilen lange Niagarastrom. Ruhig fließt er anfangs in seinem Kalksteinbette durch die ebene, mit dichtem Wald besetzte Gegend dahin, bis etwa in der Mitte seines Wegs die Ebene sich gegen den Ontariosee hin neigt und dadurch der Lauf des Stromes merklich beschleunigt wird. Diese Neigung der Ebene zieht sich wohl 7 Meilen lang fort, dann senkt sich mit einem Male das Terrain mehre hundert Fuß tief, in einer Ausdehnung von vielen Meilen, quer über den Strom hin. Auf der Kante dieser Absenkung starren hie und da Felsbänke zu Tage, deren Linie man diesseits und jenseits des Flusses weithin verfolgen kann. Durch dieses Riff mußte nun in der Urvorzeit der Niagara hindurch, und dann den kühnen Satz in die Tiefe machen, mit dem er den größten Theil der Höhe, um welche der Ontario tiefer liegt als der Eriesee, auf einmal hinabsprang. Gegenwärtig ist sein Ansehn verändert. Das ganze Bett und die Ufer des Flusses bestehen nämlich aus klüftigem Kalkstein, unter welchem Schichten weichen Schiefers liegen. Indem nun das Wasser in alle Fugen und Spalten der Kalksteinschichten eindrang und deren weichere Grundlage, den Schiefer, lockerte und losspülte; indem die zurückprallenden Wogen und die in ihnen treibenden Baumstämme unten mit ungeheurer unabläßiger Gewalt an die Felsen, an denen sie herabgestürzt waren, anschlugen: wurde erst der unten liegende Schiefer, dann eine Lage Kalkstein nach der andern unterwühlt, losgebrochen, herabgestürzt, zertrümmert und aufgelöst, und der Wasserfall rückte immer weiter nach dem Eriesee hinauf. Auf diese Weise entstand allmählig das jetzige Tiefthal, das von jener Absenkung des Bodens bis zum nunmehrigen Ort der Fälle in einer Länge von 7 Meilen in den felsigen Grund eingerissen ist, auf dessen Boden nun der Strom niederbraust.

NIAGARA FALL

HORSE SHOE FALL

Der ganze Katarakt wird durch eine kleine waldige Felseninsel, die sich aus dem Strom unmittelbar bei seinem Falle erhebt und Goat-Island (Ziegeninsel) heißt, in zwei ungleiche Hälften getheilt. Der stärkere Strom ist der auf der Canadaseite. Tobend und schäumend schießt das Wasser auf der geneigten Fläche vorwärts und fällt endlich, am Ende der Insel, 160 Fuß tief in einen Felsenkessel nieder, dessen weites Halbrund von einem Ende zum andern 1600 Fuß mißt. Dies ist der große canadische oder Hufeisenfall (Horseshoefall). Auf der amerikanischen Seite hat sich der Strom in mehre Arme getheilt, die brausend und pfeilschnell um und durch die Insel eilen, und zuletzt nahe bei einander von gleicher Höhe herabstürzen. Mit dem Hauptstrom fallen sie jedoch nicht in gleicher Linie, sondern in einem fast rechten Winkel und kehren so ihre ganze Breitseite von 800 Fuß dem jenseitigen Ufer zu. Die Breite der Insel zwischen beiden Fällen beträgt 1500 Fuß, so daß man vom äußersten Ende des amerikanischen Falles bis zum Ende des Hufeisenfalles eine weitgekrümmte Linie von ungefähr 4000 Fuß mißt.

Der Totaleindruck, den die Niagarafälle, von einem geeigneten Punkte aus betrachtet — wir wählen Cliftonhouse, ein großes Hotel auf der Canadaseite, dem „großen Falle" gerade gegenüber — machen, ist der der Grandiosität, verbunden mit einer unbeschreiblichen Lieblichkeit, die trotz aller Gewalt und donnernden Größe den vollen Zauber der Schönheit über das Ganze verbreitet. Mit unglaublicher Hast sieht man das Wasser herausschießen; dem Sturze nah sammelt es sich in einen einzigen festen Strom; auf der Kante scheint es zu stocken, als zaudere es, den Sprung zu wagen; dann senkt es sich mit stolzer Majestät und doch mit einer unendlich anmuthigen Bewegung steil hinunter in die Tiefe. So hat die Natur wie überall über ihre gewaltigsten Gebilde, über die Gletscher am Alpenjoch, über die Bergriesen der Jungfrau und des Montblanc, auch über den ungeheuern Sturz des Niagara noch ein Lächeln ihrer Anmuth gegossen, und je länger man in seiner Nähe weilt, um so gewisser zieht mit dem Gefühl des Feierlichen und Erhabenen, das den Beschauer nie verläßt, ein heiterer Friede, eine poetisch-frohe Stimmung in die Seele.

Ueberraschend ist die Leichtigkeit, mit welcher man allen Theilen des Niagarafalles sich nähern kann. Sonst sind Gegenstände übermäßiger Größe und Erhabenheit in der Natur so oft in unnahbare Abgeschiedenheit gerückt oder nur mit Anstrengung und Gefahr ist ihnen beizukommen. Wohl haben Menschen auf dem Gipfel des Montblanc gestanden, aber es war die Heldenthat kühnen Wagnisses und unsäglicher Anstrengung und kann nie Sache der Alltäglichkeit werden. Der Niagara dagegen ist bei aller Ungeheuerlichkeit zugänglich wie der Bach, der durch unsern Garten fließt; von allen Seiten, in der Höhe wie in der Tiefe, kann man ihm nahen; ja selbst unter dem Wasser gestattet er Zutritt. Daher die vielen reichen Einzelpartien, in die das Gebiet seiner Katarakte zerfällt, und die mehre Tage zu einem auch nur flüchtigen Genuß erfordern. Den vornehmsten der-

selben wollen wir hier unsern Besuch abstatten. Im Allgemeinen hat die amerikanische Seite der Fälle mehr Abwechselung und Mannichfaltigkeit, dagegen bietet die englische einen obgleich immer gleichmäßigern, doch auch immer gleich erhabenen Anblick. Man sieht von hier aus die Fälle stets in ihrer vollen Breite, während sie sich drüben, auf dem jenseitigen Ufer, sei es oben oder unten, immer nur von der Seite dem Beobachter darstellen.

Wir verlassen Cliftonhouse und folgen einem steilen Pfad hinab zum Strom unterhalb der Fälle. Ein Dampfer führt von hier zum andern Ufer. Wir ziehen jedoch vor, uns eine gute Strecke unterhalb des Falles in einem kleinen Boote in die auch da noch vielbewegten Wellen zu wagen. Wie eine Nußschale wird unser Fährniß in dem brodelnden Kessel hin und hergeschleudert, jeden Augenblick droht das wilde Element uns zu verschlingen oder an die Uferfelsen zu schleudern. Aber furchtlos halten wir das Steuerruder fest und gelangen glücklich in des Stromes Mitte. Hier, tief zu den Füßen der Fälle, von den Wogen geschaukelt, stellt sich uns das ganze Landschaftsbild in erschreckender Größe dar. Wir befinden uns in einem tiefen Felsenthal, zu beiden Seiten zerklüftete Felswände von 160 Fuß Höhe, vor uns der große Hufeisenfall. Rechts an der englischen Seite starrt das nackte finstere Gestein; diesem links gegenüber, auf Amerika's Seite, ist die Felswand wie mit einem breiten weißen Schleier durch den andern Fall verhangen, der, näher betrachtet, sich noch in verschiedene Ströme dicht neben einander zertheilt. Zwischen diesem und dem Hufeisenfall, dessen glänzende Wasserfluthen wie von der Hochebene eines Gebirgs herabströmen, sieht man die vordere Seite der grünbewaldeten Ziegeninsel, an deren äußerstem Ende nach dem großen Falle zu, mitten im Wasser, jedoch durch eine Brücke mit der Insel verbunden, ein steinerner Thurm sich erhebt. Hoch auf beiden Ufern erblickt man nichts als Waldesgrün, aus dem Gasthöfe, Mühlen, Landhäuser und hundert andere Gebäude wie weiße Thürme auf Berges Höhe emporragen. Der amerikanische Fall links prasselt auf gewaltige Felsblöcke herab; der große Hufeisenfall dagegen scheint in eine tiefe Kluft hinein zu stürzen. Zwischen beiden und von einem Ufer zum andern schäumt und brodelt die wildeste Fluth, und dicht vor den Fällen wogt und rollt hin und her ein Wolkenknäuel, der oben in der Luft wie durchsichtiger grauer Dunst, unten über dem kochenden, Schaummassen aufschleudernden Wasser wie dichtgeballter hellweißer Nebel erscheint. Und über all den schäumenden, tobenden, brausenden, zischenden und gischenden Wogen schwebt, wie ein Zeichen des Friedens, ein weit geschwungener Regenbogen; jede Sekunde droht ihn der Wolkendunst aufzulösen und vermag ihn doch nur feuriger anzufachen. — Auch ein niedlicher Dampfer fährt den Strom hinauf bis nahe an die Fälle hinan und die Fahrt auf demselben gewährt denselben Genuß. Nur dringt man noch weiter vor in den Nebeldunst und Wellenschwall und sieht sich zuletzt in Wolken, Wasser und Wogengebrüll ganz verloren. Wenn dann ein Windstoß die Nebelwolken zertheilt, dann sieht man auf einen Moment die glänzende Mähne des Niagara hoch oben schimmern — ein wunderbarer Anblick!

Wir kehren an's Ufer zurück und erklimmen die Höhe wieder. Dort ragt, dicht vor dem Hufeisenfall, der Tafelfelsen (Table rock), der die prächtigste Ansicht des Katarakts von oben gewährt. Er ist 115 Fuß hoch und ragt mit seinem obern Theile frei in die Luft hinein; nach unten ist er vom Wasser zu einer tiefen Höhlung ausgebrochen und ausgewaschen, über der sich von Zeit zu Zeit Blöcke los lösen und in den Abgrund stürzen. Der Gipfel des Felsen ist glatt wie eine Tafel, und der Blick von da in die Tiefe des Wasserfalls, mitten hinein in die gleitenden, schießenden, stürzenden Wogen, einzig. Dunkelgrün erscheint oben das Wasser und die Sonne spiegelt sich hell in dem steilen Katarakt; etwas tiefer ziehen weiße Schaumstreifen hin und her; unten ist Alles schimmernd weiß, zersplittert in Millionen von Güssen und Tropfen, während den Fuß des Wogensturzes, ewig über- und durcheinander sich wälzend, die weißen Schaumwolken umhüllen. Schaut man über den Fall hinweg nach seinem andern Ende, wo der Thurm steht, so erscheinen auf diesem die Leute auffallend klein und man erkennt daran erst recht, welche ungeheure Wassermasse sich dazwischen hinwälzt und wie hier, gleich wie in den Alpen oder auch in der Peterskirche, alle Höhen und Entfernungen das Auge so unglaublich täuschen. Dies ist wohl ein Grund, weshalb Manche, die mit einer fertigen Vorstellung zum Niagara kommen, beim ersten Anblick seiner Fälle sich getäuscht finden und erst nach genauerer Betrachtung das Wunder an gewaltiger Macht und eigenthümlicher Schönheit, an welche keine Vorstellung hinanreicht, sich ihnen enthüllt.

Wir dürfen die canadische Seite nicht verlassen, ohne noch einen Gang zu thun — vielleicht den fabelhaftesten, den man auf unserm Erdball machen kann: — die Fahrt hinter den großen Fall. Der Felsen, an dem das Wasser nieder fällt, neigt sich nämlich, wie der Tafelfelsen, etwas über, und da die ganze Wassermasse in einem festgeschlossenen dichten Strom steil niederstürzt, so bleibt unten zwischen dieser und der innern Felswand ein Zwischenraum, in den man, bei gesunden Nerven und guten Augen, mit einiger Vorsicht recht wohl eindringen kann. „Man wird dazu", erzählt ein Reisender, der diesen eigenthümlichen Gang wagte, „in einem Hause oben auf der Canadaseite ausgerüstet, indem man alle Kleidung sammt Hemd und Schuhzeug ablegt und ölgetränkte Jacken und Beinkleider anzieht. Auf einer Wendeltreppe steigt man aus dem Hause zum Strom herunter und klettert dann mühsam über und durch die Felsblöcke, zwischen Gestein und kochendem Wasser, dem Führer nach. Es kommen aber bald so viele Sturzbäder von oben herab, daß man am ganzen Leibe trieft, und ich fand es bequem, mich des widerwärtigen Matrosenanzugs ganz zu entledigen; nur die groben Filzpantoffeln zog ich wieder an, weil das Gestein unter den Füßen zu scharf war. Die Wasserstürze kamen immer stärker und bald befanden wir uns ganz hinter dem Wasserschleier. Dieser läßt nur ein fahles Licht durch und man fühlt anfangs einen eigenen Schauer, als schreckte die Natur des Menschen zurück, sich so mitten in ein Element zu wagen, in welchem sie nicht leben kann. Wir gingen eine ziemliche Strecke hinter dem Wasser weg, vorsichtig —

denn ein falscher Tritt hätte uns in den Abgrund gestürzt. Endlich ließ das stürzende Wasser keinen Durchpaß mehr. Da standen wir nun, mit den Händen uns am Gestein haltend, das Gesicht der ungeheuren, dicht vor der Nase wirbelnden Wasserwand zugekehrt. Der Athem wurde mir beklemmt und wir gingen etwas rückwärts, einen breitern Platz zum Stehen suchend. Streckt man die Hand oder den Stock hinein in den stürzenden Wasserschwall, so werden sie von ihm gewaltsam niedergeschlagen. Man steht offenbar auf einem vorspringenden Felsrande, vor und unter welchem sich noch ein weiterer Kessel aushöhlt, in den das Wasser fällt, sonst müßten die Wogen da, wo sie niederprasseln, stärker zurückprallen. Das Gestein an der Felswand hinter dem Wasser ist ziemlich locker und ich schlug mir mit leichter Mühe Stücke zum Andenken ab. Als wir endlich wieder an die freie Luft kamen, fühlte sich die Brust erleichtert und holte tief Athem. Es war mir, als wäre ich erst jetzt mit dem alten Niagara vertraut geworden." — Ein Seitenstück dazu ist auf amerikanischer Seite die sogenannte Windhöhle, eine Felsengrotte unmittelbar unter den Fällen, zu der man von Goat-Island aus auf hölzernen Treppen gelangen kann. Wagnisse dieser Art sind es, welche die Eindrücke des Niagara, die Größe und Majestät seines Bildes in der Ferne und in der Erinnerung wesentlich erhöhen.

Aber noch ist uns von diesem Bilde ein bedeutender Zug unbekannt: die Stromschnellen oberhalb der Fälle. Sie allein schon hätten den Fluß weit und breit berühmt gemacht. Sie entstehen, indem die ungeheure Wassermasse des breiten Stromes auf der schiefen Ebene, die, je näher dem Falle, um so mehr sich neigt, mit rasendem Ungestüm über die scharfen Felsblöcke dahintost, und von diesen in Strudel, Wirbel und Kreisel, in Schaum und Gischt gepeitscht und zerrissen werden. Die Hauptschnellen finden sich zwischen Goat-Island und dem amerikanischen Gestade, von wo mitten durch die Schnellen eine Brücke nach der Insel führt. Auf dieser Brücke zu stehen und hinein zu schauen in die unabsehbare, ruhelos wogende Wasserfläche, hinein zu horchen in das endlose Klingen und Rauschen der Fluthen, ist ein erhabener Genuß. Es ist, als hätte den Strom hier eine Ahnung seines Falles gepackt. Im tollsten Jubel kommen die Wogen herangeschossen, wie unbändige Riesenrosse mit fliegenden weißen Mähnen, schäumend, brüllend, hochaufsprühend. An einigen Stellen beharren die Wirbel und brechenden Wogenkämme mit dumpfem Gurgeln; die andern stürzen in wildem, verzweifeltem Drange weiter. Nur mit dem stürmenden Meer ist dieses Schauspiel zu vergleichen, und wie dieses gibt es eine Ahnung des Unendlichen, des uferlos ewig wallenden Weltalls.

Aber das Erhabene nicht allein, auch die ganze Lieblichkeit des Niagara häuft sich um diese Stelle, um Goat-Island. Schau das Grün der Bäume, deren Zweige am Rande des kleinen Eilands friedlich sich schaukeln über den rasenden Wellen; schau die stillen, heimlichen Plätzchen im östlichen Theile der Insel oder die schattigen Buchten auf der Südseite, wo unter dichtem Laubgewölbe der Strom sich einen engen Durchlaß gegraben hat;

DIE SCHNELLEN DES NIAGARA

Aus d. Kunstverl. d. Bibliogr. Institut in Hildburghausen

schau all diese Kontraste der wildesten Scenerien der Natur mit ihren sanftesten und lieblichsten Gebilden: — und du wirst die Schönheit und Poesie dieses Ortes tief empfinden. Dort kannst du unter den Bäumen sitzen, und während deine Blicke dem Laufe des Wassers folgen, das, eben noch zerrissen und gepeitscht in den Schnellen, jetzt, unmittelbar vor seinem Sprung in die Tiefe, eine merkwürdige Ruhe gewonnen hat und klar und lustig über den seichten Felsengrund dahin hüpft: — während dem hörst du aus ungesehener Tiefe herauf das majestätische Brausen des Katarakts. Es sind dieselben Wellen, die einen Moment zuvor sanft plätschernd deine Füße netzten und die nun, kaum 20 Fuß von dir entfernt mit ihren Millionen Schwestern über die Felsenbrüstung in den Abgrund stürzend, den ungeheuersten Wasserfall bilden. Hast du dich dann in den waldbewachsenen Flanken von Goat-Island satt ergangen, dann ersteige die Gallerie des steinernen Thurms, der, nach dem großen Falle zu, kühn auf der Felsenkante, über welche die Wasser hinabstürzen, errichtet ist. Da stehst du Aug in Aug mit dem Strom, du schwebst über dem Katarakt. Die Situation ist unbeschreiblich, und unbeschreiblich das Gefühl, das dich packt. Ein tiefes menschliches Interesse spricht zu dir aus dem feierlichen Wallen des Stroms, wie er dem Absturz sich naht, es ergreift dich wie eine Tragödie. Du siehst das Bild eines Helden, der ruhig und unaufhaltsam in sein Verhängniß geht. Aber verfolge ihn weiter, — bis zur Katastrophe; sieh ihn hinabtauchen in den unsichtbaren Abgrund, und erkenne auch in dem Regenbogen, der über der Tiefe schwebt, ein Symbol glorreicher Auferstehung. Wasser, das freundliche bewegliche Element, ist nicht allein das Bild des Lebens, sondern auch dessen, was dem Leben erst Werth verleiht — der Freiheit. Daher wird es jeder sinnvolle Amerikaner als eine besondere Gunst der Natur ansehen, daß gerade im Herzen seines Vaterlandes der mächtigste und prächtigste Katarakt der Erde stürzt und donnert.

Unterhalb der Fälle bildet das Strombett ein weites Tiefthal, in welchem die ganze Wassermasse etwa 5 Meilen weit fortschießt, rauschend und schäumend mit starkem Gefäll bis zum Wirbelpfuhl (Whirlpool). Das Felsgestade zu beiden Seiten bilden jähe Abstürze, hier zerklüftet, dort ausgewaschen; häufig ragt und hängt das Gestein in allerlei Platten und Zacken hoch über dem Strombett. Ueber der dunkeln Felsschlucht hängt, anderthalb Meilen unterhalb der Fälle, leicht und zierlich eine Drahtbrücke in einer Höhe von 230 Fuß über dem Wasser und mit 800 Fuß Spannung. Vor dem Wirbelpfuhl scheint unter dem Wasser das letzte Riff zu sein, über welches die Fluth fällt, um in einem ungeheuern Kessel in tausend Wirbeln umherzukreisen. Aus diesem fließt dann der Strom ruhig und glatt in verhältnißmäßig niedern Ufern hinab bis zum hellen Seespiegel des Ontario.

Pater Hennepin, ein spanischer Missionär, brachte zu Ende des 17. Jahrhunderts der Welt die erste Kunde vom Niagarafall. Jetzt ist die Umgebung mit Ansiedlungen aller Art reich gesegnet, besonders mit Gasthöfen, die den großartigsten Naturgenuß mit allem Comfort des Lebens zu verbinden möglich machen. Auch an Fabriken und Werkhäusern fehlt es bereits nicht. Im Uebrigen ist die Umgegend ohne Interesse. Das amerikanische Städtchen an den Fällen, eigentlich Manchester, gewöhnlich aber schlechtweg Niagara-Falls genannt, wurde 1809 angelegt. Es enthält eine Menge von Geschäften, Verkaufsläden, Werkstätten und Mühlen und läßt ganz das erregte amerikanische Leben und Treiben erkennen im Gegensatz zu dem gesetzten und ernsten Wesen der canadischen Bevölkerung am jenseitigen Ufer.

Interessant ist die Frage um die Zukunft des Niagarafalles. Da nämlich die einschneidende und spülende Thätigkeit des Wassers, welche bereits die tiefe Schlucht ausgegraben und den Katarakt um so viel dem Eriesee näher gerückt hat, unausgesetzt fort geht, so ist der Zeitpunkt unausbleiblich, in welchem der Strom sein Bette bis hinauf zu seinem Ausflusse ausgebrochen hat und zwischen dem Erie- und Ontariosee nichts mehr übrig ist, als eine lange tiefe Schlucht, in welcher die ungeheure Wassermasse schnell vorwärts drängt. Die Menschen werden dann in den Büchern lesen von der Herrlichkeit der Niagarafälle und sich die Stellen zeigen, wo vor Zeiten der Strom hinabstürzte; aber sie werden sich selbst des gewaltigen Schauspiels nicht mehr erfreuen. Nun, in unsern Tagen wird dieses Ereigniß nicht eintreten, auch nicht in den Tagen unserer Kindeskinder. Der Geolog Lyell berechnet, auf vielfältige Beobachtungen gestützt, daß der Strom, um zu jenem Ziel zu gelangen, 75,000 Jahre brauche, wie er 35,000 Jahre gebraucht habe bis zu seinem jetzigen Standpunkt. Nach den Meinungen andrer Naturforscher sind selbst diese Zeiträume noch viel zu gering angegeben. Tausende und aber Tausende von Generationen werden also noch ungeschmälert dieses prächtigste Naturschauspiel genießen können, und die majestätische Stimme des Niagara wird forttönen und — hoffen wir, nie ein Prediger in der Wüste — sein „Vorwärts" hineindonnern in die Lande und in die Herzen der Menschen.

DRACHENFELS am RHEIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instituts in Hildb.

L. Gentium sc.

Der Drachenfels am Rhein.

„Am Rhein!“ — Ob links, ob rechts am Ufer, das deutsche Herz pocht lauter, so oft es heißt: „am Rhein!“ Mit dem Rhein ist des Deutschen Herz zusammengewachsen, er ist die Liebe, die Sehnsucht, die Freude und der Stolz der Nation, — und der Quell dieser unbegrenzten Zuneigung liegt tiefer, als auf der Oberfläche der schönen Landschaftsbilder, die seine Gestade schmücken. Auch von den übrigen deutschen Strömen ist keiner, der ganz von landschaftlichen Reizen geflohen wäre, ja einzelne, wie Donau, Main, Elbe und deren Nebenflüsse prangen mit viel besuchten und bewunderten Bilderreihen, aber nur die Bewohner ihrer Gebiete, ihre einheimische Umgebung nennen sie ihr eigen und sind stolz auf sie: der Rhein allein ist das Herzensgut aller Deutschen, das beweist der Schatz von Liedern, mit dem die Nation ihren Liebling preist, das beweist noch mehr die geschichtliche Thatsache, daß einig die Deutschen stets am raschesten wurden, wenn der Rhein, Deutschlands Strom, bedroht war.

Um kein anderes Gestade ist so viel deutsches Blut geflossen, wie um das des Rheins, seitdem es jenseits der Vogesen zur Manie geworden, die französischen Grenzpfähle in der Mitte des Rheinbettes zu suchen. Vor den Zeiten Ludwigs XIV. und des dreißigjährigen Kriegs galt der deutsche Strom als ein ungefährdetes Kleinod des Reichs, hielt doch der Kaiser mit Straßburg den Schlüssel zum Rheinthor in fester Hand. Aus jenen Tagen klingen auch die Rheinlieder offenbar harmloser. Erst dem bedrohten Rhein wandte die Nation sich mit einem Gemeingefühle zu, dessen man sie kaum noch für fähig hielt: sie fand sich wieder in der gemeinsamen Sorge um einen großen vaterländischen Verlust. Die nationale Erkenntniß der natürlichen Zusammengehörigkeit der alten staatskünstlich getrennten Reichsglieder entsprang aus der Gefahr, die den Rhein bedrohte, und gleichzeitig quoll aus dem Volksherzen die romantische Liebe zum Rhein mit frischer Kraft. Und jeder scheele Blick Frankreichs machte in ganz Deutschland den alten Zorn auflodern um die Schmach, daß trotz 1813, 14 und 15 die Fluthen des deutschen Rhein noch immer welsches Land bespülten, fester und fester wurzelte die Ueberzeugung, daß keine Sicherheit um Deutschlands Macht und Friede sei, bis Arndts Wort sich erfülle: „Der Rhein ist Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“

Wenn wir aber dennoch mit wachen Augen erkennen müssen, daß in deutschen Landen offene Feinde deutscher Vaterlandsliebe ihre gräflichen Häupter auf den Schultern tragen, und offener Verrath am Vaterland von solchen gezettelt wird, die berufen sind, über des Vaterlandes Sicherheit zu wachen; wenn die Nation wieder einmal

erfahren muß, daß man da, wo man vor zwanzig Jahren am lautesten „Sie sollen ihn nicht haben ꝛc." singen ließ, jetzt Mißtrauen und Verfolgungssucht gegen Männer nährt, deren Verbrechen abermals darin besteht, Deutschland einig, groß und stark zu wollen; wenn man noch heute nicht zu der Einsicht fähig ist, daß der Bestand der deutschen Nation wichtiger ist als Alles, was sonst noch innerhalb der Nation Bestand hat; wenn endlich vor der erschreckenden Nähe und Wucht der Gefahr die Diskussion über den Schutz der Grenze von einem grünen Tische zum andern getragen wird, während das alte Mainz, das wehrlose Bollwerk Deutschlands, der letzte Schlüssel des Rheins, in süßem Friedensschlummer rostet — da ist's wohl erklärlich, warum in Unmuth und Sorge des ganzen Volkes Blick und Herz sich wiederum nach dem Rhein wenden.

Jedes Rheinbild ist jetzt ein beredter Sprecher für nationales Bewußtsein und von jedem Ufer unseres Stromes dringt uns eine Fülle deutschen Geistes, eine Innigkeit deutschen Gemüths entgegen, im Leben des Volks, in seinen Sagen, seinen Liedern, in seiner Arbeit, seiner Lust und seiner Klage. Unser Bild führt uns in das Paradies des ganzen Rheingebiets, zum Siebengebirge und seinem gefeiertsten Felsenkranze. Zwischen Bonn und Unkel sammelt jeder Rheinreisende seine herrlichsten Erinnerungsschätze, das Auge schwimmt in einer beständigen Wonne des Schauens; da, wo das Siebengebirge mit seinen Felswänden an den Strom herantritt, sammelt der sonst alpenrüstige rasche Strom seine grünen Wasser zum klaren stillen sinnigen See, als ging es ihm recht schwer an, von dieser Stätte zu scheiden; hier sann und sang ein Dichter:

„Der burggekrönte Drachenfels
Ragt hoch am vielgewundnen Rheine,
Es spült die Fluth des mächt'gen Quells
Um weinumrankte Felsgesteine;
Die Hügel all im Blüthenglanz,
Die Felder reich an Korn und Weine,
Die Städte rings im bunten Kranz
Mit ihrer Mauern weißem Scheine:
Dies Alles eint zum Bild sich hier,
Ach, doppelt schön, wärst du bei mir!

Wie stolz der Fluß hier schäumt und rollt,
Welch Reiz auf diesem Zaubergrunde!
Denn, tausendfach sich schlingend, zollt
Er neue Schönheit jeder Stunde!
Ach, könnt' ich immer leben hier!
Klingt seufzend es aus jedem Munde;
So theuer der Natur und mir
Ist wohl kein Ort in weiter Runde:
Doch glänzte mehr der Strand des Rheins,
Ach, säh dein liebes Aug' in meins!

Für den zu Berg Fahrenden ist der Drachenfels mit dem schräg gegenüberliegenden Godesberg das malerische Thor der schönen Rheingegenden, — so sagt Simrock, der Dichter und Sagensänger des Rheins.

Die sieben Bergzinnen, welche dem Siebengebirge den Namen geben, sind bekanntlich der Nieder- oder Nonnenstromberg, der Himmerich, der Oelberg, der Löwenberg mit der Löwenburg, der Wolkenberg mit der Wolkenburg, der Strom- oder Petersberg und der Drachenfels mit seinen Burgtrümmern, der zu einer Höhe von 1473 Fuß angegeben wird.

Von diesen Sieben ist der Drachenfels der besuchteste. Sein Panorama ist, gerade seiner geringen Höhe wegen, durchaus malerisch schön. Für den rechten Genuß der reizenden Inseln, welche hier der Rhein umschließt, der vielfachen Windungen, mit welchen er in der blühenden Ebene zwischen Bonn und Köln dem Blick entschlüpft, für die Betrachtung der Dampf- und Segelschiffe, welche uns wie Kähne, und der Kähne, die uns wie Nußschalen vorkommen, ist dieser Standpunkt der geeignetste. Noch geeigneter ist er, um in die deutsche Sagen- und Heldenzeit zurückzuschauen. Dahin führt schon sein Name und seine Umgebung. Nach der ältesten Sage war es der berühmte Held Siegfried, König im Niederlande, welcher sich mit dem hiesigen Drachen in Händel einließ; anders ist die spätere christliche Auffassung, welche neuerdings erst durch einen Bauersmann aus Honnef einen praktischen Abschluß erhalten hat. Nach seiner Meinung fiel der Drache des Berges so lange alle vorüberfahrenden Schiffe an, bis endlich einmal ein Boot voll Pulver daher schwamm, das, vom Feuerathem des Drachen entzündet, ihn zerschmetterte. Der Untergang des Ritter-, insbesondere des Raubritterthums durch die Schießwaffen, hat somit ebenfalls seine Sagengestaltung am Rhein erhalten.

Noch bedeutender tritt die deutsche Heldensage hier auf. Der zweite große Held unserer epischen Lieder, Dietrich von Bern, verrichtet hier glänzende Thaten: er bestand hier den Kampf mit Herrn Eck und seinen Brüdern Fasolt und Ebenrot, die es mit den neun Königinnen vom Grippigenland hielten. Diese wohnten auf der Drachenburg. Das deutsche Heldenbuch erzählt ihr Schicksal in dem Gedichte: Ecken Ausfahrt. Wir erkennen hier die riesigen Gestalten der Nibelungenwelt wieder, denn: „nachdem Dietrich Ecken im Zweikampf getödtet und seine Rüstung angelegt hatte, stürmt er, das Haupt des Erschlagenen in der Hand, den Drachenfels hinan, dessen Weinterrassen ihm als Stiegen dienen.“ Welch Bild eines Recken, der über solche Felsentreppe schreitet! Und wie herrlich steht diese Kraft der Dichtung den Burgen des Rheins! Die germanische Phantasie schwelgte hier in ihrer liebsten Lust.

An die Drachensage erinnert ferner noch am Drachenfels das Drachenblut und das Drachenloch. Jenes ist der köstliche Wein, der Bleichart, der in der Domkaule wächst, welche unter den aufstarrenden, zackigen, vielfach zerklüfteten Trachytporphyrmassen, die gleich Schilden die südliche Seite des Drachenfelsen decken, den Raum zeigt, wo man die Steine zum großen Dom in Köln gebrochen hat. Und wer in ein Glas voll dieses Weins in der Christnacht die Rose von Jericho stellt, wenn noch so welk und dürr und mit gesenkter staubiger Krone, der wird sehen, was unser Freiligrath sah:

In dunkler Röthe lodert sie und flammt
Wie sie geflammt auf ihrer Heimath Triften,
Und um der Blätter königlichen Sammt
Weht als ein Opfer ihrer Krone Düften.

Das Drachenloch ist eine Felsenhöhle und war wohl lange der Schrecken der Wanderer, bis die Steinbrecher des Dombaues sie mit dem Rauche ihrer friedlichen Feuer schwärzten. So mußte auch dieses Stück Romantik aus dem Siebengebirge entweichen. Aber ein schönes Volkslied bewahren sich diese Berge noch bis heute; es ist der nachbarlichen Löwenburg eigen:

Verstohlen geht der Mond herauf,
Durch Silberwölkchen geht sein Lauf.

Er steigt die blaue Luft hindurch,
Bis daß er schaut auf Löwenburg.

O schaue Mond durch's Fensterlein,
Schön Trude lock mit deinem Schein.

Und siehst du mich und siehst du Sie,
Zwei treure Herzen sahst du nie.

So innig und sinnig liebt man am Rhein! — Ja, den ganzen theuren Strom entlang ist jede Regung der Natur und der Menschen deutsch, und um so lebhafter begrüßen wir auf dieser Felshöhe ein Denkmal, das von dem letzten Kampfe um diesen Liebling der Nation zeugt: dort ragt die Pyramide empor, welche an den Rheinübergang von 1814 erinnert und dankbar der Landwehrmänner gedenkt, welche in jener für Deutschlands Geschichte ewig geweiheten Neujahrnacht ihren Tod fanden.

Das heutige Geschlecht wird hinter den Kämpfern jener Befreiungsjahre nicht zurückstehen: es fühlt sich stark wie sie und wird, der Alten würdig, sein Kriegsfeld behaupten, wenn abermals der alte Wahn die Welschen berhören sollte, die Grenzen ihres Reichs über die Häupter von vier Millionen Deutschen hinweg nach dem Rhein verlegen zu wollen.

Wir sind seit jenen Befreiungskriegen durch zwei Revolutionen und drei Reaktionen gegangen, eine harte Schule, aber wir haben Etwas gelernt. Wir wissen, daß in der letzten Stunde der Gefahr das Werk unserer Widersacher, das im trägen Frieden wie Unkraut das Volkswohl überwuchert hat, zu Schanden werden muß, daß der Geist der Nation es ist, der dann zu Hülfe gerufen wird, und daß nur Dem das deutsche Führeramt gebührt, der diesem Geiste huldigt. Wie mächtig aber dieser Geist schon jetzt in der Nation lebt, das ist ausgesprochen so mannhaft, als es je in Deutschland geschah, die Nation hat sich wieder gefunden, sie grüßt sich wieder in ihren schönsten Festen, sie führt die entferntesten Söhne zusammen, die schroffsten Familienglieder reichen sich die Hand und lernen sich vertragen, lernen sich lieben, ja, — wiedergefunden hat sich die Nation, und sie wird sich nicht wieder verlieren. Und

MOLINE

ILLINOIS

...s Lithostanst. ... Instit in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

wenn wir in Deutschland so viele Antinationalgrafenfabrikationskönigreiche wie Bundestagsferien hätten, so soll das kein Jota ändern an unserem Wahlspruch:

Fürwahr, es soll der Rhein —
Und nicht bloß um den Wein —
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

H.

Moline.

In dem blanken Geschmeide, mit dem der Gewerb- und Kunstfleiß, der Erfindungs- und Spekulationssinn der jungen amerikanischen Republik den „Vater der Ströme" geschmückt hat, ist das im Sonnenlicht schimmernde Moline eine reizende Perle — ein Bildchen, so recht geeignet, zum Auswandern und Ansiedeln zu verführen. Keiner der Städte-Embryo's, welche so zahlreich aus dem nährenden Schooß des amerikanischen Westens entsprossen, hat sich so lieblich gebettet als das kleine Moline, und kaum eines seiner Geschwister hat solche ausgezeichnete Anlage, ein Riese in der Industrie zu werden, als dieses.

Drei Meilen oberhalb des Einflusses des Rock-River und des unseren Lesern schon bekannt gewordenen Rock Island City*), theilt ein langer bewaldeter Rücken den Mississippi in zwei Arme, deren einer in gewaltigen Schnellen über eine Felsbank herabstürzt. Schon die frühesten Ansiedler des Westens, Franzosen, legten hier Mühlen an, daher der Name des Ortes (Moulin), und den Nachkommen galt es geringe Mühe, dieses natürliche Wehr kunstgerecht zu verbessern und so die ganze Fluth des gewaltigen Stromes, vielleicht die größte Wasserkraft der Welt, sich dienstbar zu machen. An den Brüsten dieser kolossalen Schenkamme erstarkt denn das junge Moline, erst vor 15 Jahren gegründet, dergestalt, daß es seine um das Mehrfache älteren Nachbarn an industrieller Bedeutung bereits überflügelt. Sogar Eisenbahnarme strecken sich schon nach dem entlegenen Städtchen aus und werden dafür sorgen, daß bald kein Tropfen des Mississippiwassers mehr über die „Rapids" stürzt, ehe es die Schaufeln eines Triebrads bewegt, oder — durch die Tasche eines spekulativen Yankee sich ergossen hat.

*) XX. Band, Heft 12.

Innsbruck.

Nirgends im Süden unsres Vaterlandes geht's der Freude am Dasein so schlecht, als in Tirol! Von Thal zu Thal verfolgt sie der trübe finstere Geist, der in seinem blinden Antagonismus gegen alle „Weltlust" die beste Nahrungskraft der Seele aus den Herzen der Menschen reißt, und was diesem finstern Geiste entgeht, das ächzt unter dem allgemeinen Drucke, unter welchem in dem ganzen großen Oesterreich nun einmal kein rechter Mann des Lebens froh werden kann.

Diese Thatsache ist nicht das Werk eigenen Verschuldens; sie ist ein Unglück, dessen Spuren in der Geschichte des Landes nicht weiter zurückreichen, als seine lebendige Erinnerung.

Wie jedes Land, das sich herabgekommen fühlt, spricht auch Tirol von seiner guten alten Zeit und verlegt diese in das vorige Jahrhundert. In dieses zieht es auch die Herrlichkeiten früherer Tage mit herein und erhöht mit ihnen den schon in der Wahrheit liegenden Glanz jener Vergangenheit, der vorzugsweise fürstlichen Ursprungs war. Glanz und Glück wohnten allerdings geraume Zeit mit einander in Tirol. Habsburgische Erzherzoge hielten prächtig Hof in Innsbruck, Bergwerke und lebhafter Zwischenhandel machten reiche Leute zwischen den Bergen, andere Tiroler holten ihren Wohlstand „draußen im Reich" und weiter, sei's wie die Imster, durch Kanarienvögel, oder wie die Tessineser durch Heiligenbilder, die Märkte zu Botzen und Hall blühten, und die Stände hatten noch ein gewichtiges Wort zu reden in allen öffentlichen Angelegenheiten der gefürsteten Grafschaft. Damals hieß es „ein stolzes Leben im Ländl."

Dieses Glück stieg bergab, noch ehe das Jahrhundert geschieden war, aber nicht so steil, als seit dem weltberühmten Erhebungsjahre, seit „Anno Neun."

Wer heute auf der Wanderung zwischen den Bergen bei älteren Leuten sich nach jener Zeit erkundigt, in der Hoffnung, ein Paar Worte voll tirolischen Selbstgefühls aus gehobener Brust und mit leuchtenden Augen

INNSBRUCK

aussprechen zu hören, dem wird eine Täuschung widerfahren. Trüben Blicks, mißmuthig gebeugt, spricht man über Tage und Männer, die uns anderen Deutschen noch heute von der Glorie nationalen Märtyrerthums umflossen erscheinen, ja man grollt dort der großen Erhebung, wie dem Ausbruche sammt allen Folgen einer großen Thorheit.

Die Treue, mit welcher die Tiroler zum österreichischen Kaiserhause hielten, ist sprüchwörtlich geworden, sie tritt mit fast rührender Erhabenheit in des Landes Geschichte auf. Es ist nicht bloß dichterische Phrase: „das treue Land Tirol." Diese Treue entzündete auch die Kriegsflamme von „Anno Neun", sie hielt die Fahne am Berg Isel und stürzte die Leichen von Tausenden, Franzosen, Bayern, Sachsen und anderen Dienstpflichtigen Napoleons, in die Abgründe. Die Geschichte kann sich von dem Schmollen der Gegenwart über jene Zeit nicht beirren lassen, sie wird den Lorbeer der Helden rein erhalten. Der Schmutz der Folgen fällt auf andere Häupter.

Hätte aber auch nicht die Treue in Tirol die Stutzen von der Wand gerufen, so würde es die ungeschickte Weise gethan haben, mit welcher Bayern von dem Lande Besitz genommen. Der gute Wille des Königs Maximilian stand gedruckt und geschrieben auf dem Papier, aber wie führten seine Beamten und Offiziere ihn aus! Anstatt die durch den aufgezwungenen Herrenwechsel tief verletzten Gemüther versöhnlich zu behandeln, verfuhr die Brutalität wie in einem feindlich eroberten Land, und selbst wo die bayerische Regierung Akte wahrhafter Wohlthaten für das Volk anordnete, verwandelte die Rohheit der Ausführung sie in ihr Gegentheil. Man wollte jesuitische Finsterniß ausrotten, riß deshalb die für überzählig erklärten Heiligenkapellen und Kruzifixe nieder — und verkaufte das durch den Glauben geweihete Trümmerwerk an die Juden. Man führte das Impfen ein, aber nicht, indem man mit beruhigender Belehrung voranging, sondern indem man die Kinder den Müttern mit Gewalt entriß. Man führte die Konskription ein mit noch viel gewaltsameren Maßregeln; durfte doch ein Oberst Dittfurt sich öffentlich vermessen: „daß er mit seinem Regiment allein das ganze Tiroler Lumpenvolk in Unterwürfigkeit erhalten wolle." Eine vereinfachte und bessere Justiz und Verwaltung würde wohl wenig Widerstand gefunden haben, wenn nicht das altbayerische Landrichterthum die Zugabe gewesen wäre. Wo möglich noch verhaßter wußten sich die Rentbeamten bei der Einführung des neuen Steuersystems zu machen; ein solcher scheute sich nicht, laut zu drohen: „er wolle die Tiroler so aussaugen, daß sie zuletzt Heu fressen müßten", — und es war sicherlich, nach dem Siege der Tiroler, eine gelinde Strafe für ihn, daß er im Angesicht der triumphirenden Bauern ein Büschel Heu als Mittagsmahl verzehren mußte. Endlich, um das Maß des Unrechts und der Kränkung voll zu machen, wurde, gegen das königliche Versprechen, der Tiroler Landtag aufgehoben und endlich sogar der Name Tirols von der Völkerkarte ausgetilgt, das Land „Südbayern" genannt und, um den kräftigsten Trumpf auf diese Verhöhnung des Volksgefühls zu setzen, das Stammschloß Tirol an den Meistbietenden verkauft. Hätte die bayerische Regierung die Absicht gehegt, das Herz des Volks im höchsten Grade gegen sich zu erbittern und es

mit allem Zündstoff einer Rebellion anzufüllen, so konnte sie die Maßregeln dazu nicht sinniger treffen, als dies ihren Dienern bei der Ausführung der königlichen Regierungsbefehle gelang.

Da kam das Jahr 1809, und die Rachesaat trug ihre Ernte. Das Tiroler Trauerspiel ist unsern Lesern bekannt, es hat unter Dichtern und Geschichtschreibern seine verherrlichenden Männer gefunden. So großartig das Schlachtfeld, so großartig waren die Heldenthaten des Bergvolks, bis Beides, Land und Volk, dem Interesse der „höheren" Politik zum Opfer gebracht wurden, denn nie hat diese höhere Politik sich der niedrigsten Streiche geschämt, wenn dadurch die Folgen einer Verkehrtheit unschädlicher gemacht werden konnten, oder, wie man in preßfreien Ländern sich ausdrückt: wenn eine höhere Dummheit durch eine diplomatische Schlechtigkeit zu verdecken war.

Der Verlauf des Kriegs hat neben einer Reihe ewig denkwürdiger Thaten eine noch längere Reihe von Unmenschlichkeiten aufgestellt; mit dem Wüthen der Bayern gegen die Tiroler kann in neuerer Zeit nur das der Türken gegen die Griechen sich messen. So oft die Bayern siegten, ging ihr soldatisches Kämpfen in Zertrümmern, Vernichten und Morden aus thierischer Gier über. Feuer und Blut bezeichnete ihre Bahn. Auf Napoleons Befehl behandelte man die tapfern Tiroler Bauern als Räuber; Chefs de brigands hieß man ihre Anführer. Hunderte wurden an Bäume gehenkt und vielen Anderen die Hand auf den Kopf genagelt. So grausam zeigten sich die Tiroler nie, wie denn überhaupt das Volk in seinem Zusammenwirken sich immer edler beweist, als die geborenen Herren. Dagegen lag es in der Erbitterung, wie in dem neckischen Charakter der Tiroler, daß sie die Wuth der Bayern, die durch die vielen Verluste schon hinlänglich gereizt war, noch erhöheten. Dies entschuldigt jedoch höchstens den gemeinen Mann, nicht die dem entsprechende Aufführung der Offiziere und gar der Befehlshaber, und deshalb mag der Lorbeerkranz auf der Wrede-Statue in der münchener Feldherrenhalle noch so hell im Sonnenlicht des eitlen Ruhmes glänzen, das Blatt für seine Heldenthaten in Tirol bleibt ewig schwarz.

Nach dem großen Jahre kam, wie wir oben sagten, „der Schmutz der Folgen", oder, wie Ludwig Steub sagt: „es endete über zerknickten Hoffnungen, gebrochenen Herzen und beweinten Leichen." Ein Theil Tirols ward wieder bayerisch und bildete nun den Innkreis. Die Regierung that jetzt vernünftigere, menschlichere Schritte, sie legte sich nicht wieder allein auf's Abzapfen in einem Lande, das aus tausend Wunden blutete. Der damalige Oberkommandant des Inn- und Salzachkreises, der Kronprinz (König Ludwig) mit seiner schönen Gemahlin suchten mit demselben Eifer Versöhnung und Liebe im Volke zu verbreiten, mit welchem Freiherr von Lerchenfeld des Landes Verwaltung leitete. Der an sich natürliche Zusammenhang Tirols mit Bayern, der durch die gegenseitigen Bedürfnisse geradezu bedingt ist, würde durch die Macht der Interessen und der Gewohnheit befestigt worden sein, wenn die abermalige Scheidung nicht zu bald gekommen wäre und wenn man dem Lande und

Volke die Ehre des alten Namens gelassen hätte. Man glaubte eben in den höchsten Kreisen noch an die große Thorheit, daß es nur nöthig sei, einen Namen zu ändern, um ein Volk auszuwischen.

Das Jahr 1814 zeigte, daß Tirol noch lebte trotz der bayerischen Namensübertünchung; die Wiederkehr zu Oesterreich wurde mit unendlichem Jubel gefeiert, und als gar im Jahr 1816 Kaiser Franz nach Innsbruck kam, schien das ganze Land ein goldnes „G'wandl von Glückseligkeit" zu tragen. Aber wie bald verblaßte sein Schimmer!

„Die fromme Kirchlichkeit des Volks" war unter der bayerischen Aufklärungsbureaukratie am meisten gekränkt worden, und da die Priester und die Weiber bei jedem Volke von gewichtiger Stimme sind, so kehrte viel Freude ein, als die Klöster und Abteien sich wieder mit Kutten aller Art bevölkerten und die vielen bisher abgeschafften Feiertage wieder zu Ehren kamen. Dabei hatte es aber auch mit der Rückkehr zum Alten vor der Hand sein Bewenden. Die verhaßte Konskription ward offenbar von Oesterreich als ein willkommenes bayerisches Geschenk betrachtet, denn Kaiser Franz beeilte sich nicht nur nicht mit ihrer Abschaffung, sondern konskribirte selbst ein Tiroler Jägerregiment von fünfthalbtausend Mann, neben welchem immer noch 20,000 Mann bei Landesgefahr bereit sein müssen, denen, wenn's die Noth gebietet, das Volk in Masse als Landsturm nachfolgt. Dies, sowie die kostspieligen Befestigungen bei Briren und Finstermünz brachten sehr bald manchen Tirolerkopf zum Schütteln. — Im Gerichtswesen hatte Bayern den Organismus dadurch vereinfacht, daß es die, neben den 57 landesfürstlichen Gerichten, damals bestehenden 36 Pfandschafts-, 47 Lehen- und 31 Eigenthums-, zusammen also 114 Patrimonialgerichte aufhob. Oesterreich stellte sie alle wieder her und erhielt sie, bis sie selbst ihre Existenz für unnütz erkannten und allmählig aufgaben. —

Am schlimmsten ward den Tirolern mitgespielt, als sie über die unter Bayern stattgehabte Aufhebung ihrer alten Stände Klage führten, die im Jahre 1790 zum letzten Male von Kaiser Leopold zusammenberufen worden waren. Kaiser Franz stellte allerdings 1816 der Tiroler alte Verfassung wieder her und zwar „aus Gnade", jedoch „mit denjenigen Verbesserungen, welche die veränderten Verhältnisse und das Bedürfniß der Zeit erheischen." Aber so traurig sind diese Verbesserungen für die alten Freiheiten der Tiroler ausgefallen, daß der große Ausschußkongreß, der fortan die Stelle des offenen Landtags vertrat, und aus den vier Ständen der Geistlichen, Ritter, Bürger und Bauern unter obrigkeitlicher Aufsicht und Führung zusammengewählt und kaiserlich auf Lebenszeit für jeden Repräsentanten bestätigt war, dahin lebte, ohne im Volke Wurzeln schlagen zu können. „Das köstliche Kleinod" der alten Rechte war dahin, aber von Allem drückte nichts so schwer, als der Verlust des Steuerbewilligungsrechts. Wie oft und dringend auch der kaiserlichen Regierung dargelegt wurde: „daß Tirol für Oesterreich keine finanzielle, wohl aber eine große strategische Wichtigkeit habe und daß auf

diesem Grundsatze, den die erleuchtete Staatsweisheit aller früheren Regenten und Staatsmänner anerkannt, den die Geschichte so vieler Jahrhunderte und ganz vorzüglich die neueste Zeit als unwidersprechlich bewährt habe, die alte tirolische Verfassung beruhe", — man predigte in Wien tauben Ohren. Es blieb dem Lande kein anderer Trost, als das mit den andern Provinzen gemeinsame Schicksal, und die böhmische Klage: „Oesterreich braucht zu viel!" — Die Steuern wuchsen, wie überall, mit dem Staatsbedürfniß. Zu den vielen alten Gefällen kam 1818 der (früher von Tirol abgelöste) Papierstempel, eine Erwerbs- nebst einer Klassen- und Personalsteuer, 1821 das Tabaksmonopol, 1829 für die Klassen- und Personal- wieder eine allgemeine Verzehrungssteuer u. s. w. Außerdem blieb es den Gemeinden überlassen, die Kriegsschulden für das Jahr 1809 selbst zu bezahlen, und schließlich stieß die Weinausfuhr Südtirols nach Bayern fortan wieder an hohe Zollschranken.

Wer sich zwischen die grollenden Tiroler Landleute dieser Zeit noch das zahlreiche Personal der „Finanzler" (Gefällaufseher) zu denken vermag, dem wird es klar werden, wie im ganzen Lande das „Jahr Neun" um allen schönen Glanz kommen konnte. „Um wie viel sind wir nun besser daran, als Anno Acht?", so hörtest du fragen, und als einst ein Junger das viele umsonst vergossene Blut beklagte, brummte ein Alter: „O, laßt das Blut, — aber die Kosten!" — Das ist allgemeine Volksstimmung geworden, und sie gilt auch von den Städtern und „Herren", nur von letzteren in der Beziehung, daß sie froh sind, von dem „Bauerntrubel", der sie seiner Zeit so sehr gestört hat, nun gar nichts mehr zu hören. Es wird sich nun auch Niemand wundern, daß die jährlichen Sitzungseröffnungen des landschaftlichen Ausschußkongresses schließlich nur noch ein Schauspiel für die Kinder in Innsbruck abgab. Und als das Volk sich nach fast zwanzig Jahren zum ersten Male um den Kongreß bekümmerte, ein öffentliches Anliegen im Ständesaal zur Berathung kam, geschah dies weder zum Glück noch zur Ehre für Tirol.

Trotz des sechszehnten Artikels der deutschen Bundesakte und trotzdem Oesterreich das Präsidium des Bundestags führt und Tirol offiziell zu den österreichischen Staaten des deutschen Bundes gezählt wird, sollte die dort verheißene Glaubensfreiheit hier ihre Ausnahme finden. — Im Zillerthale gab es einige versteckte Dörfer, in welchen das Lutherthum sich in etwa hundert Familien insgeheim ausgebildet und forterhalten hatte. Diese trugen Verlangen nach einem Seelenhirten ihres Glaubens; — und Das war die ungeheuere Erscheinung, welche plötzlich den Landtagskongreß aus dem langen Schlaf erweckte. Denn eben weil sogar Kaiser Franz im Jahre 1832 bei abermaliger Anwesenheit in Innsbruck den Zillerthalern Das versprochen hatte, was ihr Recht war, religiöse Duldung, oder vielmehr Schutz ihres Glaubens innerhalb ihrer Heimath, so war der einzige wirklich geschehene Rückschritt zur guten alten Zeit bedroht. Fand sich nun auch im Landtage für die Zillerthaler ein warmer Vertreter in dem edlen Bürgermeister Maurer von Innsbruck, so erlag er doch dem Gegner derselben, dem Herrn

von Giovanelli, und dessen Kraftspruch: „Besser die Zillerthaler zum Henker, als ein lutherisches Tirol!" — Dies ward denn auch der Wille der getreuen Stände (in welchen „viel unmännliche Herzensschwäche und viel sanfter Servilismus" herrschend geworden war), dem der Kaiser seine Genehmigung ertheilte. Im August 1837 zogen 399 Seelen, Männer, Weiber und Kinder, vom geliebten Land der Väter fort nach Schlesien, wo Preußens König ihnen eine neue Heimath geöffnet hatte, der sie in treuer Erinnerung den Namen Hoch-, Mittel- und Nieder-Zillerthal beilegten.

Ein Jahr nach diesem traurigen Tiroler Seitenstück zu den Salzburger Auswanderungen des vorigen Jahrhunderts erhielt Tirol für seine christliche That ein entsprechendes Geschenk: die Jesuiten, und das verdankte es demselben Freiherrn von Giovanelli, dem damals der ihn vortrefflich charakterisirende Ausspruch in den Mund gelegt worden ist:

„Selbst Kaiser Franz war mir noch zu josephisch,
Die Klerisei ist mir zu wenig pfäffisch,
Der Papst auch ist mir nicht genug Papist,
Und Christus selbst mir fast zu wenig Christ."

Auf sein und eines andern Jesuitenfreundes, eines Grafen Reisach, Betreiben ward im Jahr 1838 nicht nur die Theresianische Ritterakademie, sondern auch das Gymnasium zu Innsbruck ihrer Leitung übergeben, wozu im Jahr 1844 noch ein neugebautes und gestiftetes Konvikt für 300 Zöglinge kam. Fünf Väter waren im Jahr 1838 „schlechtgenährt, demüthig, anspruchslos" zu Innsbruck eingezogen, und schon 1845 waren es ihrer achtzig „wohlgehaltene, machtbewußte, ausgreifende Herren."

Im Jahre 1840 betrug die Zahl der Geistlichen in Tirol 2924, darunter etwa 500 Mönche; außerdem noch 400 Nonnen. Wie hat diese fromme Schaar in dem Volke und für das Volk, zu dessen Seelenheil sie verpflichtet ist, in der That und Wahrheit gewirkt bis zur Gegenwart? Was hat ihnen in diesen 20 Jahren das Volk Tirols zu danken? Welches Ziel hat sie mit ihm verfolgt?

Mit kurzen Worten: Ihr Ziel war das des Hofs und Beide erkannten als den besten Zustand des Alpenvolks — „einen tiefen, aber seligen Schlummer, über dem das mütterliche Auge der Regierung wacht." Und um dieses Ziel zu erreichen, gab es keine besseren Mittel, als: — „Beschwichtigung jeder innern Erregung, hermetische Abschließung gegen außen und eine entsprechende Erziehung durch Kirche und Schule". Das Ergebniß dieser Bemühungen ist — das Tirol der Gegenwart.

Der Zustand dieses Alpenvolks ist eine Trauer für ganz Deutschland. Denn wenn irgendwo im Bauer ein gesunder Kern zu finden, so war dies in Tirol. Hier mußte nicht, wie in vielen anderen Theilen Deutschlands, spät erst das Joch der Leibeigenschaft und anderer Knechtschaft abgeschüttelt werden, frei saß der Mann auf seinem Eigen, die Pflicht der Landesvertheidigung erhielt ihn wehrhaft und gab ihm das rechte Bewußtsein der selbstständigen Kraft, er verschaffte seinem Stande Achtung und war stolz auf ihn. Legt man zu dieser innern bildungsfähigen Selbstständigkeit ein frisches, kräftiges Volksleben, mit Allem ausgestattet, was dazu gehört, mit sinnigen Ueberlieferungen, schönen Gebräuchen, heitern Festen, so kann man leicht der Ansicht werden, daß der Tiroler Bauernstand viele Aussicht hatte, ein Musterschlag zu werden, wenn man zu rechter Zeit seiner vernünftigen Entwickelung ihren Weg gelassen, seine geistigen Kräfte gefördert, seinen Bildungstrieb entfaltet hätte. —

Von alle Dem geschah das Gegentheil. — Man überlieferte dieses so glücklich begabte Volk einer Priesterschaft, die in ihrer geistigen Armseligkeit sich zu keiner höheren Ansicht zu erheben vermochte, als der: daß das ganze reiche Volksleben in Tirol ein Verderbniß sei. Der Spruch „Ora et labora" sollte fortan die ganze Lebensregel für das Volk enthalten, aber in der Verdeutschung: „Arbeite und bete, alles Andere ist vom Uebel".

Es ist für ganz Deutschland eine gerechte Klage, daß eine lange Zeit hindurch für die Verkümmerung des geistigen Lebens unseres Landmannes zu viel gethan wurde, und es ist dies nicht Alles auf das priesterliche Kerbholz zu schreiben. Auch das weltliche Regiment half dazu, und am ungünstigsten wirkte in dieser Richtung die Einführung eines fremden Rechts. Sein Recht, selbst mit ein Urtheilsprecher zu werden, und seine Pflicht, das Recht mit zu wahren, mußte er hingeben an den Zwang, fremden Richtern blind zu gehorchen; zu dem blinden Gehorsam gesellte sich aber die schlimmste Zugabe: daß der Bauer keine Idee mehr hat von den Gesetzen, unter denen er lebt, und jedem Schreiber anheim gegeben ist, der ihn ausbeuten will. — Mit der edlen Gewohnheit des Volks, die Ueberlieferung seines Rechts zu hüten, ging auch die Sorge um andere Ueberlieferung verloren, namentlich um die der Sagen und Geschichten der Vorfahren und all der reichen Schätze der Volkspoesie, die in alten schönen Sitten und Gebräuchen wurzelte. Hier riß man viel Herrliches mit der Wurzel aus, um das verödete Feld des Volkslebens für immer brach liegen zu lassen. Es hat viel Mühe gekostet, den Bauer, der einst so gut wie der Edelherr der Träger der geistigen Errungenschaft der Nation war, hinab zu drücken bis zu der Stufe der Beschränktheit in allen geistigen Dingen, auf welcher er so lange stand und in vielen Ländern noch steht.

Kehren wir von dieser allgemeinen Bemerkung zu unserm Tirol zurück, so finden wir sie gerade hier am meisten bestätigt. Dort ist Alles, was außerhalb der Kirche liegt, von gar keinem Werth, und die Sin-

nigkeit des Volkslebens gilt für sündhaft. Erst begann dort die „Aufklärung" ihr Zerstörungswerk gegen all die heidnischen Sagen und Geschichten. Dann kehrte man sich eben so feindlich gegen alles Eigenthümliche in den Sitten und Gebräuchen. Hier wie dort trifft diese Volkserziehung der Vorwurf mit Recht: aus der Physiognomie des Landes viele schöne Züge weggestrichen zu haben. Aber das ist noch lange nicht das Schlimmste. Die Geistlichkeit verlangt, nachdem die Aufklärung das Ihrige gethan, mehr: das Tiroler Volk soll von allem Irdischen abgewendet und aller Lebensfreude entwöhnt werden. Man predigt im ganzen Lande gegen das Sündhafte weltlicher Freuden, deren vorübergehender Reiz mit langen Jahren im Fegefeuer, mit höllischen Flammen und unter den Martern der Teufel abgebüßt werden müsse, man verbietet der Jugend des Landes, sich an der süßen Wehmuth der Zither zu erfreuen, man sagt dem Bauern, seine Lieder, selbst die unschuldigsten, seien dem Seelenheil gefährlich, man hat fast überall im Lande den Tanz verboten — so prahlt jetzt mancher Pfarrer in Tirol, daß man in seinem Sprengel außer der Kirche das ganze Jahr hindurch keine Geige höre. Selbst bei den Hochzeiten hat eine lautlose Völlerei die heitere Fröhlichkeit von ehemals verdrängt. Das alte, frische, saftige Leben, Kraft, Regsamkeit und freudiges Selbstgefühl werden zum größten Theile dahin gegeben, um stumpfer Ruhe und gedankenloser Abspannung die Stelle zu überlassen; es ist darauf abgesehen, daß der „lustige Tirolerbue" bald anfange, eine Fabel zu werden.

Aber gelingen wird es dennoch nicht, weil es nicht gelungen ist, alle Fenster gegen Deutschland zu verrammen, denn von dort dringt mancher Lichtstrahl störend in das Priesterwerk des Alpenlandes ein. Es konnte den helleren Köpfen im Volke nicht entgehen, daß vor dem zunehmenden äußeren Gottesdienste, vor den das gesammte öffentliche Leben beherrschenden Wallfahrten und Prozessionen, Andachten und Missionen die Schule nützlicher Bildung verkümmere, daß Schreiben und Rechnen vor Katechismus und Gebetlein zurücktreten müssen; und immer mehr bricht sich in dem jüngern, strebenden Geschlecht die Ansicht Stenb's Bahn: erstens, daß sich ein Volksleben, daß sich Bildung und Entwickelung durch den Kirchendienst, durch Andacht und Frömmigkeit nicht ersetzen lassen, und zweitens: daß auch hinsichtlich Tirols die Regierung am besten thäte, sich mit der Intelligenz der Zeit aufrichtig zu verständigen. Erst wenn nicht mehr das priesterliche Wort gilt: „daß man ohne die da draußen in Deutschland am besten fortkomme", — wenn nicht mehr der wahre Freund unseres Alpenvolks unter Schillers „Auf den Bergen wohnt Freiheit" den Seufzer setzen muß: „Ja, aber so hoch oben, wo der Mensch nicht mehr fort kommt"; — wenn nicht jeder neue politische Schritt vorwärts von Seiten der Gebildeten durch die Priester dem Volke als religionsgefährlich verdächtigt werden kann; — wenn nicht mehr vom Volke in jedem Gebildeten ein „Herrischer" gehaßt wird; — wenn die Bauern nicht mehr (wie noch 1849) gegen Konstitution und Preßfreiheit gestimmt werden können, weil das nur „ein Profit für die

Herren" sei; — und wenn nicht mehr die Tiroler in Kriegsgefahr (wie 1859) schmollend und bedingungsweise für ihren Kaiser zur Waffe greifen: erst dann wird auch die Lebenslust wieder frei einher gehen zwischen den Bergen, sie wird die verdüsterten Herzen besser, die Augen heller machen, den Ruhm der Helden von „Anno Neun" wird nicht mehr der Schimpf der Enkel besudeln, und ganz Deutschland wird sich wieder seines lieben, treuen, biedern Tirols freuen, wo jede Lippe für deinen Gruß keine Klage mehr hat, sondern das frohe Wort: „Es geht jetzt alm besser!" —

Kommen wir aber endlich zu Innsbruck selbst, dem Oenipontium der Alten! Sein Aeußeres kennzeichnet es sogleich als ehemaligen Sitz regierender Fürsten und Lieblingsort eines wohlgehaltenen Priesterthums. Schlösser und Kirchen sind der Hauptschmuck der Stadt. Zur Rechten des Inn liegt die Altstadt, die uns ganz das ehrwürdige Bild einer alten Stadt bietet: schmale hohe Giebel, vorspringende Erkerfenster, reicher plastischer Schmuck verleihen den Gebäuden den Charakter altpatriarchalischer Wohnlichkeit und anmuthiger Gemüthlichkeit. In der Bauweise der Neustadt dagegen macht sich moderner, italienischer Einfluß geltend, und sind die meisten Straßen in stattlicher Breite angelegt. Die Neustadt und die Kohlstadt sind mit der Altstadt durch mehre Brücken verbunden, deren jede dem umschauenden Wanderer ein freundliches Bild entrollt: vor seinen Augen laufen an beiden Ufern des Inn, in welchen hier der Sillbach einströmt, die Reihen heller Häuser und voller Baumgruppen dahin, während über all die Dächer und Thürme empor die Wächter des Thals ragen, die Bergriesen, auf deren Häuptern in 7- bis 8000 Fuß Höhe oft noch im Juni der Schnee in der Sonne glitzert.

Ein Gang durch die Straßen bietet dem Freunde der Kunst und Geschichte des Anregenden genug. Bald stehen wir vor Denkmälern, die uns in der That zu denken geben, wie die Triumphpforte mit den Brustbildern der Maria Theresia, ihres guten Franzl und ihres Sohnes Joseph, der trotz allerlei noch immer die alte Liebe Oesterreichs ist. In der Mitte zwischen zwei Brunnen erhebt sich die ebenfalls aus carrarischem Marmor errichtete Annensäule, und auf dem großen Rennplatz (in der Altstadt) reitet der Erzherzog Leopold V. auf seinem ehernen Pferde. Ein Tiroler, Kaspar Gras, hat die Statue geformt und Heinrich Reinhard sie in Erz gegossen, Alles zu Anfang des 17. Jahrhunderts. In zahlreicher Versammlung finden wir die ehernen Herren in der Hofkirche zum heiligen Kreuz (Franziskanerkirche). Hier hat die Kunst fleißig gearbeitet, freilich, wie in allen alten Dynastensitzen, vorzugsweise im Dienste fürstlicher Eitelkeit. Den Kirchenbau (1553 bis 1563) leiteten Nikolaus Thuring und della Bolla, an Kaiser Maximilians I. berühmtem Monument (sein Leichnam ruht in wienerisch Neustadt) ist die Erzstatue des Kaisers von L. del Duca, die 24 Basreliefs sind von Alexander Collin aus

Mecheln und den Gebrüdern Abel aus Köln, die 28 gigantischen Erzstatuen von männlichen und weiblichen Vorfahren oder Verwandten des großen Habsburgers, die zu beiden Seiten und zu Häupten des Sarkophags aufgestellt sind, rühren von Georg Löffler und dessen Sohn her. Nicht weniger beachtenswerth erscheinen die Grabmäler der schönen Philippine Welserin und ihres Gemahls, in der sogenannten silbernen Kapelle, und die Denkmäler des Andreas Hofer und anderer seiner Kampfgenossen. Auch die übrigen zahlreichen Kirchen und Kapellen haben manches werthvolle Kunstwerk aufzuweisen.

Unter den weltlichen Gebäuden ragt vor allen die kaiserliche Burg hervor, gegründet von Kaiser Max (1494), ausgebaut von Maria Theresia (1766). Sie birgt den gewöhnlichen Schlösserschmuck von Familienbildern. Am Stadtplatz sehen wir das berühmte „goldene Dachl", ursprünglich die Residenz Friedrichs mit der leeren Tasche. Um dieses Schimpfnamens willen, den seine Feinde ihm beigelegt hatten, ließ er das kupferne Dach seines Schlosses vergolden und wandte daran die für seine Zeit außerordentlich hohe Summe von 200,000 Dukaten. Sauer verdientes Geld muß es nicht gewesen sein, sonst hätt' er ohne Zweifel etwas Gescheidteres damit angefangen.

Innsbrucks Lage ist eine günstige für Industrie und Handel, beide blühen auch nach den gegebenen Verhältnissen, d. h. soweit Blüthe möglich ist in einem Zustande allgemeiner Vertrauenslosigkeit. Die rechte Blüthe wartet auf den Sonnenschein des freien Geistes. Die Zeit ist vorüber, wo man das Materielle pflegen und dabei den Geist zu Grunde gehen lassen kann; sie erheben sich und sinken mit einander: die Industrie erstarkt nur an der Wissenschaft, und die Wissenschaft gedeiht nur in der Freiheit. Das sind uralte, schon tausend Mal verbotene Wahrheiten, und sie sind Wahrheiten geblieben, während die tausend Verbote sich immer schließlich als Ausgeburten der Thorheit erwiesen haben.

Fast übersehen hätten wir die „Universität" mit den obligaten wissenschaftlichen Sammlungen, Bibliothek, reichhaltigem Kupferstichkabinet ꝛc. — Wir sind in Deutschland nicht verwöhnt, am wenigsten vom politischen Glück, aber die Ehre der freien Wissenschaft haben wir uns bewahrt, und ihr Einfluß auf das Leben und Schaffen der Nation ist unser gerechter Stolz. Wie wäre es möglich gewesen, von Heidelberg, Erlangen, Jena, Bonn zu reden und deren Universitäten nur als „Sehenswürdigkeiten" namentlich anzuführen? In Innsbruck ist aber die Hochschule der Wissenschaft nur ein leerer Schall, während sie die Seele jener Städte ist und die Liebe, der Stolz und Schmuck ihrer Länder. Der wissenschaftliche Ruhm dieser Länder hat in ihnen seine Wiege, die geistigen Wohlthäter derselben stiegen dort aus der Schule an das Licht. Der Bürger kennt die großen Namen, selbst dem Landmann treten sie immer näher, und die gesammte Jugend, nicht bloß die studirende, hat sie als edle Vorbilder vorliegen, erhebt sich an ihnen. Gilt auch den Bauern Tirols, ja gilt den Bürgern

von Innsbruck die einzige Universität des Landes als eine solche Perle, als ein so allgemein geliebtes Kleinod? — Nein, ja mehr als nein — das Gegentheil steht vor uns, ein erschütterndes, abschreckendes Bild: die Pflanzstätte ihrer Dränger, der „Herren", weiter sehen sie nichts in Innsbruck, und wer ermessen will, was Das bedeutet, der muß wissen, daß des tiroler Bauern heißester Wunsch in der Verzweiflung stets gewesen und noch ist: das „Herrn'derschlagen!" — Und so wird es bleiben, so lange man die Pfaffenschaft der Wissenschaft zum Wächter stellt, und so lange das Gotteswort: „Es werde Licht und es ward Licht" von der Priesterschaft versteckt und verleugnet wird. — Und gerade so lange wird Deutschland Trauer anlegen im Geist, so oft es an sein liebstes Alpenland gedenkt, an sein armes, schönes Tirol. H.

Scenerie am Hudson.

Zur Vollständigkeit unserer Gallerie von „Hudsonbildern", welche wir diesen Blättern eingestreut haben, darf der herrliche Ausblick von der Höhe von Weehawken nicht fehlen, einem freundlichen, fast nur von Deutschen angebauten und geschätzten Oertchen auf der rechten Uferbank des Flusses, zwei englische Meilen oberhalb New-York. Der dort eingeborne Großstädter ist zu bequemer Natur, um sich frischere Luft, freieren Athem, hohe weite Umschau mit der kleinen Strapaze eines Bergstiegs zu erkaufen: er bleibt am liebsten auf seinem flachen Manhattan-Island und sucht, nachdem er die Fesseln des Geschäfts abgestreift hat, die Freiheit für den Rest des Tages nicht weiter, als ihn der comfortable Eisenbahnwagen führt. Nur der Deutsche — und an dieser Stelle vorzugsweise der Handwerker und Fabrikarbeiter, — nachdem er Abends den Staub der Werkstatt abgeschüttelt, scheut die kurze Fahrt über den Fluß und den längeren Stieg bis zur Höhe nicht, um seinen eigenen Herd hoch über der dumpfen Atmosphäre und dem Geräusch der Weltstadt aufzusuchen.

MOSCAU

von der Kreml-Seite

Der Kreml von Moskau.

In der Staatskunst wie in der Baukunst bewährt sich als das Beste und das Dauernste nur — das Nationale. Beide Künste kehrten nach den mannichfachsten Abschweifungen immer wieder zum Nationalen zurück; an ihm erkennen sich die getrenntesten Glieder großer Völkerstämme wieder, und nach ihm drängen sie aus der längsten Geschiedenheit wieder hin, wenn sie an der Hand der Erfahrung und der Bildung zu der Einsicht gelangt sind, daß nur in ihrem eigenen geläuterten Wesen ihr Heil zu finden sei.

Dauer kann auch nur im Nationalen sein, weil dieses selbst nicht ein Werk der Menschen, sondern der Natur ist, und so lehrt uns auch die Geschichte, daß überall, wo ein Staat den Stürmen von Jahrhunderten Trotz bot, Bauriß, Steine und Kitt von nationaler Art waren. Daß aber jede ausgeprägte Nationalität ihre geistige Eigenthümlichkeit am reinsten in ihren öffentlichen Bauwerken verkörpert zeigt, ist ja allbekannt.

Bleiben wir zunächst bei unserem politischen Bilde. Es wird uns über die wahrscheinliche Zukunft unseres Gegenstandes die beste Auskunft geben, wenn wir Angesichts desselben das gewöhnliche Schicksal der Nationalität und der Nationen betrachten.

Am Anfang zeigt sich uns überall die Pflege des Beschränkten, die Ausbildung im Kleinen. Die einzelnen Völkerschaften regen ihre Glieder, versuchen ihre Kraft an jedem ersten besten Gegner und balgen sich wie muthige Jungen am liebsten mit Ihresgleichen. In dieser Zeit prägen sich die Eigenthümlichkeiten der Völkerschaften aus, welche zusammen den Charakter der Nation darstellen. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit derselben wird nur durch die Verwandtschaft der Sprache erhalten, und diese hindert nicht, daß die Händelsucht sich austobt von der Schlägerei bis zum Bürgerkrieg. Das Gefühl der brüderlichen Verbindung, der Blutsgemeinschaft aller Glieder einer Nation erwacht erst vor einer großen gemeinsamen Gefahr.

Die Völker allein sind nicht eroberungslustig, sie werden es erst durch ihre Führer. Innerhalb jeder Nationalität wüthet der Kampf um Erweiterung der Herrschaft erst, nachdem Dynasten sich an die Spitze der einzelnen Völkerschaften geschwungen. Da beginnt das Regiment der Herrschsucht und mit ihm die Blüthezeit aller ungezähmten Leidenschaften des selbstherrischen Willens. Hier öffnen sich die reichsten Fundgruben für die Poesie der Romantik, Volks- und Heldenlieder haben da ihre meisten Quellen. Diese Zeit innerer dynastischer Kämpfe

ist entscheidend für die Zukunft der meisten Nationen: zeigen sich die einzelnen Völker einander gewachsen an Macht, ist ihre Entwickelung eine ebenmäßige gewesen, so erstarken in diesen Kämpfen auch die Keime freien Bürgerthums; wirft aber eine Dynastie und ein Volksstamm die anderen Völker und Herren zu Boden, so ist wohl für die einheitliche Machtentfaltung gesorgt, die bürgerliche Freiheit dagegen findet einen um so härteren Stand, denn die Dynastie erobert nicht bloß, sie unterdrückt auch.

Sie unterdrückt aber in der Regel doppelt, politisch und moralisch. Denn überall, wo mächtige Höfe ihren Glanz entwickelten, umgaben sie sich mit einem Adel, der politisch sich vom Volk lostrennte, moralisch zum gefährlichsten Feind seiner Wohlfahrt wurde. Hof und Adel hörten auf, *national* zu sein. Durch den Hof ward das *Fremde* gepflegt und durch den Adel dem Volke aufgedrungen.

Es ist dies die Prüfungszeit der Nationalitäten, die allen gesunden und innerlich bereits kräftig entwickelten Nationen dennoch zum Heil gereicht, so betrübend sie in der Geschichte sich auch ausnimmt; denn Druck nach innen und Hohn von außen sind die besten Erwecker des nationalen Bewußtseins.

Dieser Gang des Schicksals zieht sich durch die Geschichte aller Nationen und ist bei vielen noch nicht beendet. Der Geist der Nationalität steht siegreich da in England und Frankreich, er trägt die Fahne zum Kampf voran in Italien, er ringt in Ungarn nach Anerkennung vor der Welt, er rüttelt an den Ketten in Schleswig und Polen, stürmt mit dem griechischen Kreuze des Slaventhums gegen die Pforte der Osmanen und läßt selbst Irland nicht zur Ruhe kommen.

Ein anderer ist dieser Kampf in *Deutschland* und wieder ein anderer in *Rußland*. — In Deutschland beginnt er mit der Reformation. Der germanische Geist empörte sich zuerst gegen die kirchliche Knechtung durch Rom. Luther zerbrach die geweiheten Ketten, und Melanchthon sprach den großen Gedanken einer *deutschen Kirche* aus. Die durch die Gemeinschaft mit Rom antinational gewordenen Kaiser zerrissen das Band geistiger Nationaleinheit der Deutschen, führten den dreißigjährigen Krieg herbei und vernichteten in dem unsäglichen Elend das blühende freie Bürgerthum; Höfe und Adel wurden französisch, verspotteten mit dem Begriffe „Volk" alles deutsche Wesen. Es gehörte eine französische Revolution dazu, um Fürsten und Adel zu demüthigen, und ein Napoleon, um die Nation bis zu ihrer eigenen Erhebung aufzustacheln. Die nationale *Unabhängigkeit* gegen das Ausland ward errungen, aber die nationale *Einheit* den Ansprüchen der Dynastien geopfert. Die Einlösung dieses Opfers macht den Kern der deutsch-nationalen Bestrebungen der Gegenwart aus.

Ganz anders in *Rußland*. Dort sind die Kämpfe zwischen den einst mächtigeren Polen und Schweden gegen die Russen längst vorüber, das Russenthum breitete sich mächtig aus und erstreckt seine Herrschaft über ein asiatisch-europäisches Weltreich. Rußland hat von keiner fremden Macht für seine nationale Unabhängigkeit zu fürchten. Zur Entfaltung solcher Macht bedurfte es jedoch *ausländischen* Geistes.

Das neue russische Kaiserreich ist erst 170 Jahre alt, also nur 94 Jahre älter, als die gleichmächtige nordamerikanische Republik. Beide Staaten hielten im Wachsthum gleichen Schritt. Das Wachsthum der Republik zog seine Hauptnahrung aus der Einwanderung, die strebsamen fremden Arme verbanden sich mit den im Lande geborenen „Bürgern zweier Welten", und so entstand, durch die Wallgräben der Meere geschützt gegen die Despotien und Monarchien des Aufgangs und des Niedergangs, das erste Wunder der letzten hundert Jahre, das mächtigste Staatsbollwerk für die bürgerliche Freiheit. — Auch in Rußland sehen wir fremde Kraft am Hebel der Macht. Peter, für Rußland der Große, nahm diese fremde Kraft zuerst in Dienst: es war die des deutschen Geistes.

Obwohl in Sitten selbst ein roher Geselle, hatte Czar Peter doch Scharfblick und Energie im rechten Grade, um mit der Nothwendigkeit zugleich den nächsten Weg der Kultivirung seines Volkes zu erkennen: er öffnete sich mit dem Schwerte des Eroberers die Bahn zum Meere, um mit den kultivirten Nationen des Abendlandes in unmittelbare Verbindung zu treten, ließ sich am Meere nieder, zog die Deutschen als Baumeister, Handwerker und Lehrer seiner Russen herüber, gründete in Petersburg die erste rein europäische Stadt seines damaligen Reichs, in welchem allenthalben noch das asiatische Gewand das alleinherrschende war, und ebnete den Boden für seine neue Pflanzung.

Dieses Ebnen für die Kultur war es aber, was ihn mit der Nationalität in Zwiespalt brachte, denn um jene zu fördern, glaubte er diese unterdrücken zu müssen. Und er that dies nach Despotenart und begann mit der Bildung des Menschen von außen: er ließ seinen Russen Bärte und Röcke stutzen. Und da es in der großen Masse des Volks bei diesem Abschnitt der Kultur verblieb, so hatte Peter hier die Liebe zum Nationalen mit der Erkenntniß desselben erst geweckt und die fremde Bildung um allen Kredit für die Zukunft gebracht. Nur in Petersburg prägte der neue Geist der Regierung sich auch dem Leben ein, Militär und Beamtenthum wandelten im fremden Schnitt, die bürgerlichen Gewerbe hatten fremde Vertreter, und Peters Zuchtruthe gewöhnte die aus dem Innern Rußlands massenhaft herbeigezogene Arbeiterbevölkerung an seine Civilisationsgebote. Petersburg ward die Fremdenstadt des Reichs.

Die Opposition liegt in der Menschennatur, kein Tyrann kann sie vernichten, auch die Macht der Czaren und ihres strahlenden Hofes vermochte den widerstrebenden nationalen Geist des Russenthums nicht zu bändigen: er fand seine Vertreter im alten Adel des Reichs und seinen Sitz in der alten Metropole Moskau, das fortan sich im Gegensatz zu Petersburg erst recht gefiel: es blieb die National-Hauptstadt der Russen. — Wie in Deutschland, so wurde auch in Rußland das nationale Streben gerade durch die provocirende Begünstigung des Ausländischen entfacht, aber nicht vom Volke konnte eine solche nationale Bewegung ausgehen, sondern nur vom Adel. Hatte nun auch stets eine russische Partei am Kaiserhofe einigen Boden, so scheint doch erst seit den Franzosenkriegen

ihr Ansehen sich festeren Grundes zu erfreuen, ja, Moskau selbst ist im nationalen Preise unendlich gestiegen, seitdem die Flammen von 1812 den Heiligenschein des nationalen Märtyrerthums um seine Mauern ergossen.

Es ist eine wunderbare Fügung des Schicksals, daß derselbe Napoleon, der alle Nationalität verachtete, mit allen Nationen spielte, alle ausnutzte und alle mit Füßen trat, zuletzt auch das schlummernde Russenthum erwecken und auf eine höhere Stufe erheben mußte. Es gibt kein größeres Bild in der ganzen Geschichte der letzten hundert Jahre, als Napoleon aus dem Fenster des Kreml auf das brennende Moskau blickend. Im Riesen-Epos des modernen Heros bezeichnet diese Flammensäule den Wendepunkt eines ungeheuren Schicksals, das den größten Verbrecher am Geiste der Freiheit über die Blutstätten von Leipzig und Waterloo zu seinem Felsenkerker im Ocean führte. Keine Flamme der Welt hat weiter geleuchtet, denn in Spanien wie in Deutschland strahlte sie an den Spitzen der Gebirge wider, Pyrenäen und Alpen glühten, alle Völker erkannten in dem Zeichen die Feuer der Freiheit, die eine höhere Hand geschürt. Und der Geist der Nationalität, der an ihrem Anblick in ganz Europa sich aufgerichtet, ist seitdem wach geblieben, hat rastlos gekämpft, ward wieder in blutige Fesseln geschlagen und ist wieder erstanden und wird ringen und rütteln an Thronen, Schranken, Ketten und Mauern, bis er, der Geist, der nicht erschlagen, ertreten, erwürgt werden kann, den letzten Sieg gewonnen hat.

Nur Siege der Nationen haben von je zum Heil, zum Frieden, zum Aufschwung der Seelen, zum Segen der Bildung geführt, während die Siege der Dynastien nur gar zu oft mit dem Blute der eigenen Völker die Kerkermauern der Fremden kitteten. Die Geschichte ist der Völker Zeuge für diese rettende Wahrheit. Glück und Frieden der Nationen sind fliehende, unstät umherirrende Engel, so lange noch *eine* Nation in Europa unter der Schmach der Dienstbarkeit gegen jegliches Herrschergelüste athmet, so lange noch *eine* Dynastie anders herrschen kann, als im Dienste einer Nation.

Auch Rußland steht nicht außer diesem großen Völkergesetz, das einst über ganz Europa walten wird, weil es vor Allem walten *muß* an dem Herde der Weltkultur. Das ist kein Dichtertraum, sondern das Ziel alles Geistesstrebens, auf dessen Fahne nicht Kaiserthum, nicht Papstthum, nicht Christenthum steht, sondern das erreichbar Höchste auf Erden, das — Menschenthum.

Müssen wir auch zugeben, daß in Rußland der Weg zu diesem Ziele noch sehr weit ist, so kann man doch jetzt schon nicht verkennen, daß in die Bahn dahin eingelenkt wird. Die nationale Richtung ist bis in die Kaiserfamilie vorgedrungen, das Volk beginnt seine moralische und finanzielle Befreiung vom Adels- und Regierungsdruck auf die ehrenvollste Weise damit, daß es durch seine Enthaltsamkeit die Steuern und Opfer der Branntweinpest vernichtet, und der Kaiser selbst schreitet gegen den Adel mit der Aufhebung der Leibeigenschaft vor. Dies

Alles muß das russische Nationalgefühl heben. Sollte nun eine solche Erhebung nicht zurückwirken auf das Nationalgefühl der durch Rußland unterdrückten Völker? Sicherlich wird sie dies, und um so tiefer, je mehr die große Idee des Panslavismus Hoffnung auf Verwirklichung erhält. Diese Hoffnung erfüllt aber mehr die russische Dynastie, als das russische Volk, das noch keine Ahnung zu haben scheint von den schweren Stunden, die ihm der Panslavismus einst bereiten wird. Auch hier wird „die alte Geschichte — immer neu" sein. Je größer das Reich an fremden Gliedern, desto gewaltiger die Macht des Herrschers gegen jedes einzelne Glied. Die Stammnation wird jedoch, je mehr gerade ihrer Nationalität geschmeichelt wird, um so früher empfindlich werden erst gegen ungerechten Druck, dann, fortschreitend, gegen Vorenthaltung gewisser Rechte u. s. w., und gerade im Herzen des Reichs wird die Kraft sich sammeln, die das Recht *fordert* und das verweigerte erzwingt. Nicht die Rebellion der unterdrückten Völker wird in Rußland zur bürgerlichen Verfassungsfreiheit führen, sondern die Revolution des Nationalrussenthums, und der Krater ihres Ausbruchs kann nirgends anderswo sein, als in *Moskau*.

Die Geschichte ist für die Gegenwart der Spiegel der Zukunft. Ein Blick in ihn belehrt uns, daß die Romanoffe nicht willfähriger mit freien Reformen sein werden, als ihre übrigen europäischen Geschäftsgenossen seit der Erfindung der Monarchie. Kein einziges freies Volk kann sich eines unblutigen Siegeskranzes erfreuen. Auch den Russen wird der Kampf um die staatsbürgerliche Freiheit nicht erspart; aber sie werden siegen, wie bisher jede große Nation gesiegt hat, und dann beginnt von Neuem, oder beginnt überhaupt die Blüthezeit der alten *Nationalhauptstadt* des Russenthums, der Stadt der Nationalkraft, die auf festem Boden steht, und sinken und versinken wird die prachtflimmernde Fremdenstadt Petersburg, das Schooskind der Fürstengunst, in den Sümpfen der Newa, aus welchen nur die Despotie sie hervorzaubern konnte.

Bis dahin strahlt die alte Czarenstadt in milderem Lichte als treue Hüterin der Heiligthümer der Nation und als Herrin des russischen Kapitoliums. „Nascha drewnaja stolnitza", *unsere alte Hauptstadt*, so nennt nicht nur der Moskauer, sondern jeder Russe die Czarenstadt an der Moskwa und jeder behauptet mit Stolz, daß kein Fremder fühlen könne, welchen Zauber diese drei Worte über ein russisches Herz üben: selbst diejenigen Russen, sagt Kohl, welche Moskau nicht gesehen haben, hängen mit eben solcher Liebe an ihm, wie an Gott, wie an dem Kaiser und wie an vielen anderen nicht von ihnen gesehenen Dingen. Man begreift daher, wie wichtig diese Stadt für Rußland ist, in welcher nicht nur 350,000 Menschen wohnen, sondern auf welche viele Millionen ein liebendes Auge gerichtet haben.

Da die Bedeutung Moskau's in der russischen Geschichte, sein großes Schicksal von 1812 und seine Wichtigkeit für Rußlands Industrie und Handel im dritten Jahrgange dieses Werkes vom Gründer desselben dargestellt worden ist, so wenden wir uns dem Hauptgegenstande unseres Stahlstichs, dem *Kreml*, allein zu, welcher seitdem (1849) das große Nationalfest seiner Wiederherstellung aus der Verwüstung von 1812 und im Jahre 1856 eine

neue Kaiserkrönung feiern sah. Wir beschränken uns jedoch auf eine Erläuterung unseres Bildes; zum Führer durch die zahllosen inneren Räume und Herrlichkeiten, Kirchen und Sammlungen ꝛc. bietet sich dem Leser unter vielen Reisebeschreibern auch unser Reisevirtuos Kohl.

Im Mittelpunkte von Moskau, zwischen der Moskwa und der Neglina und bei deren Vereinigung, erhebt sich ein Hügel und auf ihm die Burg oder Festung (tatarisch Kreml oder Kremlin) der Hauptstadt. Der Kreml hat die Form eines Dreiecks und den Umfang von einer Wegstunde. Wir laden unsere Leser auf die Moskwa-Rekoi-Brücke ein und lassen von unserem Führer uns den Prospekt erklären, der sich da vor uns aufthut. Wir folgen dem Führer mit unseren Augen „bis zur Spiegelfläche des Wassers. Sie bildet die unterste Linie. Aus ihr und von Wellen umspült steigt der mit Felsen umgürtete Kai der Uferstraße als feste Basis des Ganzen hervor. An diesem Uferrande läuft eine belebte Straße hin, die mit grünem Buschwerk und Bäumen besetzt ist, und darüber erhebt sich die hohe, weiße Mauer, die mit ihren Thürmen, Thoren und Zinnen den Fuß des Kreml vertheidigt. Dicht hinter der Mauer steigt es, wieder grün, noch höher empor, und über Rasensaum und Buschwerk strahlt uns endlich die Gebäudemasse des Kreml mit ihrer Farbenpracht von Roth und Gold, Silber, Weiß und Grün wie eine Krone entgegen, aus deren Mitte, Alles überragend, die Thurmsäule des Iwan Welikoi sich erhebt. Imposant und gebietend greift in das Gewirre der vielen kleinen Gebäude des Alterthums die neue Zeit ein mit der gewaltigen Masse des großen, von Alexander gebauten Palastes (Bolschoi Dworetz), und über alle religiösen und weltlichen Bauwerke wölben sich die zahlreichen goldenen und silbernen Kuppeln der Gotteshäuser. Wir stehen vor einem Bilde, das trotz der eingedrängten italienischen Palastfaçaden uns plötzlich weit und immer weiter aus Europa entfernt: die glänzende Pracht wie die Formen der national-russischen Bauten versetzen uns nach Asien. Und unverkennbar ist der asiatische Einfluß nicht bloß in dieser äußern Herrlichkeit, sondern auch in den schlanken, minaretartigen Thürmen, die hier oft die Stelle der schlichten Kuppeln der byzantinischen Architektur einnehmen; ganz eigenthümlich dem russischen Baustyle ist aber die Verschmelzung verschiedener Einflüsse zu einem Ganzen. Grundlage, innere Eintheilung und Anordnung der Kirchen lehnen sich ganz an die byzantinischen Vorbilder an, im Aeußern aber herrscht die Freiheit frommer Laune, die in ihren Nachahmungen beliebig zutastet und die eigene Erfindung keck dazwischen stellt: da sehen wir Kuppeln, thurmartige Aufbauten und schlanke Minarets, die Kuppeln von vielerlei Form, bald halbkugel-, bald ei-, bald birnförmig, bald byzantinische, bald italienische, bald arabische und bald ganz barbarische Ornamente und Alles voll stechender Farben. Aber aus dem Ganzen blickt ein nationaler Wille, wir sehen den Ausdruck eines eigenen Geistes, der in diesen Monumenten seines Nationalheiligthums selbstbewußt und mächtig vor die Welt tritt."

Finstermünz.

Viel enger, düsterer und schauerlicher, als unser Bild uns zeigen kann, ist der Engpaß, in welchem der Weiler Finstermünz liegt. So hart am Ufer des Inn treten die steilen himmelhoch aufragenden Felsenmauern an einander und so schrecklich und schroff recken noch hoch über sie hinaus ihre Nachbarn die granitnen Glieder, daß bis zu den Menschen, die bei der Brücke ihre Wohnungen gebaut, nur im Hochsommer wenige Stunden des Tags der Strahl der Sonne dringt. Die Brücke selbst führt durch den steinernen Wartthurm aus Tirol nach Engadin; der Weg ist dem Menschen geöffnet, aber nur so weit, daß er jeden Augenblick geschlossen werden kann. Zu dem Trotz der Natur stellen hier die Gewaltigen die Zeichen ihres Trotzes, durch die der Eindruck auf das menschliche Gemüth noch finsterer wird in dieser Schlucht „mit den wilden braunen Felsen, aus denen sparsam die Tannen aufsprießen, mit dem rauschenden Flusse tief unten und der schmalen blauen Himmelsdecke oberhalb, zusammen mit den einsamen Nestchen, die sich die Menschen in diese drückende Enge hineingebaut" (Steub). Jeder Wanderer eilt hier rascheren Schrittes vorwärts, um das jenseitige Ufer zu erreichen, wo das Schlößchen Siegmundseck am Felsen klebt und wo einst eine Klause stand, die das dringendere Bedürfniß des Verkehrs zu einem Bräu- und Wirthshaus erweitert hat.

Wir gehen nicht vorüber an der gastlichen Thür, über welcher das Schild mit dem Bräubottich hängt, aus welchem ein Paar Gerstenähren erblühen; hier reden die Männer gern von der Vergangenheit der Länder, welche jetzt nicht bloß durch die Schranken der Bergwelt, sondern noch feindlicher, als durch diese, durch Herrschaft, Religion und Sprache von einander getrennt sind.

Das Engadin stand in früheren Zeiten mit dem Vintschgau Tirols in engster Beziehung; im Unter-Engadin bis Pontalto hinauf galt tirolische Herrschaft, während dagegen die Bischöfe von Chur mit dem Krummstab bis nach Meran hin walteten. Auch die romanische Sprache und mit ihr Sitte und Art des Volks war noch über beide Thäler dies- und jenseits der Felsensperre verbreitet. Dies dauerte bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein. Da erglänzte der Widerschein von der Schweizer Freiheitssonne auch an den Engadiner Gletschern, das Volk der armen Thäler wandte sich den rhätischen Bünden zu und verfiel somit dem Zorne Oesterreichs, das sich auch in diesem Erdenwinkel die Gewalt nicht so leicht entreißen ließ. Von den vielen kleinen Fehden der erbitterten Nachbarn schweigt die Geschichte, obwohl sie an Blut und Unglück reich waren. Unvergessen sind nur die größeren Kämpfe. Der erste heißt der Hennenkrieg, welcher im Jahre 1478 ausbrach, weil die Engadiner

den Hühnerzins verweigerten, welchen die herzoglichen Beamten für die Fastnacht forderten. Wohl drangen die Tiroler unter Roland von Schlandersberg mit großer Macht in's Engadin, aber der Sieg blieb ihren Feinden, nachdem Gebhard Wilhelm, der Stolz von Ramis, den gewaltigen Martihans von Raudersberg unter der brennenden Burg von Tschanuf im Zweikampf erschlagen hatte. Nicht glücklicher war Kaiser Max im Jahre 1499, wo er, mit den Eidgenossen zerfallen, den letzten Versuch machte, die wankenden oder verlorenen Rechte im Engadin zu befestigen oder wieder an sich zu bringen. Diesmal schritten die Ladiner zum Angriff, verheerten das Thal, verbrannten Nauders (die jetzige Landgerichtsstadt am Finstermünz), gewannen die in diesen Bergen gar berühmte Schlacht auf der Malser Heide und legten zum Triumph alle Orte des oberen Vintschgaus in Asche. In demselben Frühjahr waren auch die Bergknappen von Schwaz sammt der Tiroler Landwehr in der blutigen Schlacht bei Fratenz den Waffen der Schweizer erlegen. — Die Wunden solcher Kämpfe fressen am tiefsten in die Herzen und bluten oft Jahrhunderte nach. — Es wäre somit für das Volk beider Thäler kein neuer Haß zur Trennung nöthig gewesen, und doch ward erst der tiefste Spalt zwischen beiden gerissen durch die Reformation: Die Engadiner wurden calvinisch und hielten an ihrer romanischen Abkunft fest, die Vintschgauer blieben katholisch und kehrten sich von dieser Zeit an mehr und mehr dem deutschen Wesen zu. — Und so ist das Verhältniß zwischen beiden bis auf den heutigen Tag geblieben, ja, es ist in dieser jüngsten Zeit noch schlimmer geworden, seitdem der Romane sich mit seinen Gefühlen ganz dem Italiener anschließt und der Haß desselben gegen alles Deutsche mit seinem alten Groll gegen Oesterreich zusammenfließt.

Nachdem das Engadin verloren war, wendete Oesterreich bedeutende Summen auf die Befestigung des Engpasses. Etwas oberhalb des Weilers, am rauschenden Stillebach, ist die, was Bau und Lage betrifft, unüberwindliche Veste Finstermünz gebaut. Sie besteht ganz aus grauem Granit und ist in den Felsen zum Theil eingehauen, zum Theil von ihm überragt; namentlich ist das Proviantmagazin ganz in den Berg eingesprengt, oder vielmehr in eine mächtige eingesprengte Höhlung so eingebaut, daß zwischen der Mauer des Magazins und dem Mutterfelsen ein gangbarer Stollen hinzieht, der jenes vor Feuchtigkeit bewahrt. Die Veste, eigentlich, wie Steub sich ausdrückt, nichts weiter, als ein ungemein fest gebautes Haus voll Schießscharten, voll Kanonen, Mörser und anderem Gewehr, bestreicht allerdings alle Punkte des Thals, beherrscht also den Paß vollständig und versieht hier denselben Dienst, wie das noch mächtigere Befestigungswerk oberhalb Brixen; beide werden von Kriegsleuten für genügend erklärt, um jedem Feinde, er komme vom Norden oder vom Süden, den Durchzug durch die Centralkette der Alpen in Tirol zu verwehren.

So meinen die Kriegsleute und betrachten die Werke ihrer Baukunst mit Wohlgefallen. Und doch hängen sie an den Riesenmauern des Hochgebirgs wie Kinderspielzeug, — und sind denn solche Vesten in Ländern, wo die stärkste Burg, die Treue des eigenen Volks, gebrochen ist, mehr werth, so lange man noch nicht Automaten

RUINEN VON BEL BAR.

erfunden hat, welche ohne menschliches Zuthun in ihnen den Dienst verrichten? Wo stehen die Zwingburgen der königlichen Macht von Neapel? Wo die des Papstes, der einst über Kaiser gebot? Wer herrscht in den berühmten Bollwerken des lombardischen Landes? Wo sind ihre Vertheidiger geblieben? —

Wir gehen einer Zeit entgegen, welche vor Allem das Heerwesen umgestalten wird. Wie das Werbesystem der Konskription gewichen ist, welche den Kriegsdienst für den Landesherrn zur Pflicht der Landeskinder und zum Gesetz des Landes erhob, und wie dann dieses Fürstenrecht der Konskription gezügelt werden mußte durch eine Verfassung, welche dem Volke das Recht der Steuerverweigerung gab, um ungerechtfertigter fürstlicher Kriegslust einen Riegel vorzuschieben: so wird man endlich auch bei uns den letzten Schritt vorwärts thun und, nach dem Vorgange freierer Gemeinwesen, jedem Staatsbürger, ohne alle Ausnahme, die Pflicht der Landesvertheidigung zuerkennen. Nur da, wo diese Pflicht zum Gesetz erhoben, erhebt sich auch für die Rechte des Volks ein wirksamer Schutz: ein Schutz nach innen und gegen außen zugleich. So wird es werden. — Die Bahn, welche von den Nationen täglich entschiedener eingeschlagen und fester betreten wird, kann kein anderes Ziel haben, als Sicherung gegen jede selbstherrische Laune wie gegen alle eigenmächtigen Gelüste der Machthaber; wo der Mann die höchste Ehre in die Wahrung seines Rechtes als Staatsbürger setzt, da wird es dem Lande nie an Vertheidigern fehlen gegen den äußern Feind, — wo aber ein Volk im Innern seine Ehre mißachtet sieht und von seinem Rechte schweigen muß, da werden die stärksten Vesten gegen außen nicht mehr werth sein, als neapolitanische Zwingburgen.

Die Ruinen von Bulgar.

Zwischen dem südlichen Ural, der mittlern Wolga und bis zu den Quellen des Don hin wohnte einst das Volk der Bulgaren von Asien, und Groß-Bulgarien heißt in der Geschichte das Land, dessen einstige Königsstadt wir im Bilde ihrer Ruinen vor uns haben.

Wir stehen vor dem Grabe einer Nation, die in ihrer Jugend gestorben ist. Trotz der vielen Münzen, Grabschriften und Städtetrümmer, welche von ihrem Dasein zeugen, finden wir nirgends schriftliche Denkmäler ihres Geisteslebens. Was wir von ihr wissen, lernten wir aus den Berichten ihrer Zeitgenossen, die in Berührung

mit ihr gekommen waren. Daher das tiefe Dunkel über ihrer Geschichte, das sich selbst bei ihrem Untergang kaum bis zur Dämmerung erhellt hat.

Der Name jener alten Bulgaren ist an der Stätte, wo sie Herren waren, verschwunden; armselige Hütten bedecken jetzt das Land, in welchem Nogaier und Tschuwaschen, Tschermissen und Mordwinen unter russischer Zucht hausen. Dagegen dauert der Name in Europa fort, wo frühzeitig ein gesunder vom alten Stamme losgelöster Zweig Wurzel schlug und, wie zur Erinnerung an die große, die kleine Bulgarei gründete. Während aber die Groß-Bulgaren fest am Islam hielten und in Vertheidigung ihres Landes und ihres Glaubens gegen Russen und Mongolen endlich erlagen, ergaben sich die Klein-Bulgaren dem religiösen Einfluß von Byzanz, gründeten dann ein selbstständiges bulgarisch-walachisches Reich, das sich gegen Byzanz hielt, bis beider Herrlichkeit vor den Türken zusammenbrach, bewahrten trotzdem ihren Glauben gegen die fürchterlichsten Verfolgungen der Pforte und scheinen nunmehr berufen, demselben Rußland, das die Wiege ihres Stammes zertrat, den Weg nach Konstantinopel zu bahnen.

Wir kehren zu den alten Bulgaren zurück, von welchen arabische Schriftsteller des 10. Jahrhunderts uns die erste Kunde bringen. Sie sprechen bereits von ihnen als von den im alten Lande Zurückgebliebenen, denn der Auszug der Wanderschaaren nach dem Don und Dniester bis zur Donau war schon in den Jahren 500 bis 550 geschehen, als Anastasius Dicorus und Justinianus I. in Byzanz herrschten. Die Daheimgebliebenen nannte man fortan „weiße Bulgaren" oder auch „kamische", von dem Flusse Kama, an welchem ihre Hauptstadt lag. Sie waren offenbar ein rühriges Volk auf der Uebergangsstufe vom Nomadenthum zum Bürgerthum, d. h. zu festen Wohnsitzen, denn es wird von ihnen erzählt, daß sie im Winter in Dörfern und Städten weilten, im Sommer aber mit den Heerden in das offene Land hinausgezogen seien. Die Erzeugnisse ihres Landes (Juchten, Nüsse, Honig, Wachs, Rauchwerk) waren zugleich die Gegenstände eines über ihre nördlichen, südlichen und östlichen Nachbarn ausgebreiteten Handels; sie selbst waren die Vermittler zwischen den Russen, Wesen, Jugren und Khasaren bis nach Khowaresmien und Khorassan, brachten dem Süden die Pelze aus dem christlichen Norden und diesem die Säbelklingen aus dem mohammedanischen Süden und vergaßen sich selbst nicht in Beidem. Sie waren auch ein kriegerisches Volk; die Zeit für Kunst und Wissenschaft erlebten sie nicht. Selbst ihre Mauern und Moscheen waren fremde Werke, die meisten von Baumeistern aus Bagdad errichtet; und auch die Schrift, die sie gekannt haben sollen, scheint nicht über die nächsten Bedürfnisse des alltäglichen Verkehrs hinaus in Anwendung gekommen zu sein. Der Handel war wohl nur Tauschhandel; Juchten waren die Münze, in welcher sie die Abgaben an ihre Gebieter bezahlten. Der Verkehr mit so vielerlei Völkern mußte indeß eine durchaus eigenthümliche Bildung in ihnen erzeugt haben, und daß uns von dieser kein Zeugniß, kein Zug von eigener Hand erhalten worden, ist immerhin ein Verlust für die Geschichtskunde, den alle Bautrümmer des Landes nicht ersetzen.

An der Zerstörung ihres Staats arbeiteten zuerst, und viele Jahre vergeblich, die Russen; die Mongolen vollendeten sie in zwei Kriegszügen unter ihrem Anführer Subutai, von 1236 an, und Rußland wurde der Erbe der verödenden Hinterlassenschaft, die gleichwohl noch bedeutend genug erschien, daß Peter der Große seinen Regententiteln den eines „Königs von Bulgarien" hinzufügte.

Der alten Hauptstadt dieses Königreichs schreibt die Sage ein mährchenhaftes Alter zu: bald ein Enkel Japhets, bald Alexander der Große, bald ein König Kasir von Samarkand sollen die Gründer derselben gewesen sein. Auf Münzen kommt sie im 10. Jahrhundert, in russischen Chroniken erst 1360 vor. — Sie galt auch nach der mongolischen Eroberung noch für eine „große Stadt", obwohl ihre Bevölkerung nach einzelnen Verheerungen bis auf 10,000 zusammengeschmolzen war. Am raschesten sank sie, als sie ein Zankapfel der mongolischen Fürsten geworden war. Den Gnadenstoß gab ihr aber Tamerlan am Ende des 14. Jahrhunderts; den Untergang der goldenen Horde sollte sie nicht überleben.

Die gegenwärtigen Trümmer sind der Schmuck eines — russischen Dorfes im Gouvernement Kasan, Uspenskoie, das aber auch den alten Namen, in Bolgarü verwandelt, noch fortführt. Sie liegen innerhalb eines von einem Graben umgebenen Walles zerstreut, dessen Umfang ungefähr sieben Werst beträgt. Am besten erhalten sind zwei Thürme (Minarets) und von den Gebäuden das sogenannte schwarze oder Gerichtshaus, von welchem noch drei Stockwerke mit Thür- und Fensteröffnungen stehen, und das weiße Haus, das 82 Fuß lang und 36 Fuß breit ist und ein Bad gewesen sein mag. Wir sehen es im Vordergrund unseres Stahlstichs. An die Südseite jenes Walles stößt ein kleinerer, ein unregelmäßiges Viereck bildend und die „kleine Stadt" genannt. Der Umstand, daß sämmtliche Bauwerke aus behauenen Kalk- und Sandsteinen aufgeführt waren, trägt jetzt viel zu ihrer rascheren Zerstörung bei. Bulgar ist eine Fundgrube für die Neubauten in Bolgarü, — „neues Leben keimt in den Ruinen."

Wenn auch die Zeiten vorbei sind, wo die Dichter in jeder Ruine zu Elegien über die Hinfälligkeit alles Irdischen im Allgemeinen und das Hingefallene insbesondere glaubten begeistert sein zu müssen, so drückt uns doch unwillkürlich der Anblick solcher Trümmer der Vergangenheit in eine trübe Stimmung hinein: von einem großen, blühenden, mächtigen Volksleben nichts, gar nichts übrig, als die stummen Steinhaufen bei einem elenden Dorf! — Da liegt wohl die Frage nahe: Ist ein solcher Untergang eines dem großen Verkehr aufgeschlossenen Volkes noch heute möglich? — Wir rufen mit froher Zuversicht „Nein!" und blicken von diesen Trümmern getröstet und gehoben auf den Kulturgang der Völker von damals bis heute. Wer nur mit dem Maßstabe seiner Wünsche an die Beurtheilung der Gegenwart geht, nur nach Dem sich umsieht, was er noch vermißt, was alles noch besser sein könnte, den wird die heraufbeschworene Unzufriedenheit nur zu einem harten und ungerechten Wahrspruch führen können, der ihm das Vorwärtsstreben leicht als ein hoffnungsloses verleiden könnte; — wer

aber bis in jene Fernen der Vergangenheit die vergleichenden Blicke wirft, der wird den Fortschritten im Völkerleben Recht und Ehre lassen trotz einzelner schwerer Trauerfälle, er wird im Vorwärtsstreben eine freudige Pflicht erkennen, an den Sieg der Bildung und Freiheit glauben, — und dazu sind solche Ruinen gut und solche Bilder, die daran mahnen.

Der Katterskill-Fall.

Wer Amerika's Größe ermessen will, der folge seinen Wasserbahnen, die ihn auf den Wogen zweier Oceane entlang seiner Küsten, auf dem Rücken der Ströme nach den Tiefen seiner Gebirge, auf dem Spiegel der Binnenmeere zu den Reben und Fruchtbarkeit spendenden Brüsten des Landes führen; das Wasser ist aber auch der Wegweiser zu den Reizen seiner Natur; Wasser begleitet alle unsere Bilder aus der neuen Welt; wie Gottes Donner grollt es in den Stürzen des Niagara, wie eine Indianerklage flüstert's an den Bluffs des trägen Mississippi, wie Gnomenspiel rauscht's unheimlich in den Tiefen der Mammuthhöhle, und lustig tummelt es sich in den Bergen von Katterskill, wie die Legende vom Rip van Winkle, der dort mit den trunkenen Holländern die verhängnißvollen Kegel schob. —

Im 16. Band haben wir schon eine Schilderung von der Wasserpracht der Katterskille gegeben, wir fügen jenem Artikel dies liebliche Bild als Ergänzung hinzu. —

KATTERSKILL FALL.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. gr. Instit. in Hildbh.

BREGENZ

Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Bregenz.

Im östlichsten Winkel des Bodensee's, auf der westlichsten Spitze der österreichischen Lande, liegt es vor uns, und hinter ihm das Hochgebirg von Vorarlberg und der Schweiz, und vor ihm der Spiegel unseres herrlichen Schwabenmeers — dieses reizendste Fleckchen der deutschen Erde, wohl werth, daß man Beides von ihm kennen lerne, das Land und die Leute.

Vorarlberg ist der letzte Rest schwäbischen Besitzthums des Kaiserhauses, und so fest blieben in diesen Bergen die alten Familienzüge der Völkerschaften erhalten, daß noch heute der alemannische Vorarlberger neben dem nächsten landsmännischen Nachbar, dem Tiroler, als ein Anderer dasteht mit besonderen Eigenthümlichkeiten und bewußter Selbstständigkeit. Dreihundert Jahre Unterthanengemeinschaft haben beide österreichischen Völkerstämme einander nicht näher gebracht; noch heute fühlt der Tiroler sich abgestoßen von dem weltklügern Vorarlberger, der ihm der Freisinnigkeit und Ketzerei verdächtig erscheint und dem er Mangel an Aufrichtigkeit vorwirft, während der rührige Vorarlberger die trübselige Kopfhängerei und Demuth seines östlichen Gebirgsnachbarn belächelt und sich dem Schweizer verwandter fühlt, als überhaupt dem Oesterreicher und dem Bayern.

Wer aber kann von irgend einer Richtung heute die Grenze Oesterreichs betreten, ohne allenthalben derselben Erscheinung zu begegnen, und wer kann dieses große Reich betrachten, ohne erschüttert zu sein von den unerbittlichen Folgen der Vergangenheit! Ja, je begeisternder an dieser Stätte die Natur zu uns redet, je berauschendere Bilder die Silberspiegel ihrer Seen und Gletscher im frischen Rahmen der Auen und des Himmels uns vorzaubern, desto näher überkommt unser Herz der Zorn, der zu Gericht sitzen möchte über eine Starrköpfigkeit im Irrthum und Zähigkeit in der Selbstsucht, die so entsetzliche Thatsache möglich machen konnten, — die Thatsache, daß eines Reichs Hauptstadt wie ein feindlicher Dämon gerade gegen die Völker sich dräuend erhebt, welche die unerschütterliche Schutzwehr seiner Grenzen sein sollten! Und diese Völkermauer, anstatt sein Schutz zu sein, ist sie gerade des Reiches größte Gefahr, denn nicht gen Wien ist das Auge des Volks gerichtet, wo es die Burg seiner Zuversicht und seines Vertrauens erblicken sollte, sondern mit centrifugaler Gewalt strebt sein Herz dem Nachbar jenseits der Grenze zu, als ob ein böser Geist im Innern rase. Nicht nur Venedig, auch Südtirol streckt die

Arme sehnsüchtig nach Italien aus, in dem undankbaren Triest herrscht der fremde Geist, und die Freiheit von Montenegro strahlt dem Dalmatiner heller, als der Glanz der Hofburg in Wien. Die Kroaten träumen vom Panslavismus und hängen, gleich den Slavoniern, des russischen Kaisers Bildniß neben das Konterfei ihres Schutzheiligen. Der Grenzer steht nicht mehr feindselig am Donauufer, seitdem sein Erbfeind, der Türke, nur noch ein galvanisirter Leichnam ist, und er begrüßt im verfolgten Rajah einen armen, verwandten Bruder und beneidet den Serben um sein stolzes Selbstgefühl. Gegen Norden aber wird die Kluft noch tiefer zwischen Wien und dem Grenzlande jenseits der Karpathen, da sind für Liebe und Treue die Wege verschneit, so lange noch in polnischer Zunge auf Erden gesprochen wird, oder so lange das Glück der Völker nicht Eins ist mit dem der Throne.

Es wäre ein schweres Unrecht, zu behaupten, es sei je in Oesterreich nicht die Absicht des Throns gewesen, das Glück der Völker zu begründen, oder gar die Absicht, es nicht zu begründen. Die Geschichte zeigt uns eine unendliche Reihe von Gesetzen, Verordnungen, Maßregeln und Thaten, deren ausgesprochener Zweck kein anderer war, als „das Wohl der Unterthanen." Aber wie? Jedermanns Thun und Lassen in einen möglichst engen Kreis, in einen möglichst schmalen Kanal der Pflichten, der Bildung und Umsicht festzubannen, das war §. 1 der Staatsweisheit. Aus der Beschränkung aber erwuchs eine Beschränktheit, die dem Verlangen nach stets wachsender Steuerkraft schlecht entsprach. Wiederum sollten unzählige behördliche Anweisungen abhelfen; aber dicht neben dem Unterrichtenwollen erhoben sich geweihete Finger gegen jede geistig freiere Regung: bis hieher und nicht weiter! So stak dort fortwährend der Geist der Völker in der Zwickmühle ängstlich zugemessener Belehrung und rücksichtsloser Censur. Je verbotener aber die Frucht, desto emsiger ward sie vom wißbegierigen Volk gesucht. Von „draußen", aus dem Reiche drang allerlei Kenntniß und Erkenntniß neben den Schlagbäumen in das Land. Weil jedoch diese Bildung gesetzwidrig, weil sie eingeschlichene Kontrebande war, so mußte man von oben herab thun, als wisse man nicht, daß man unten so Vieles weiß. Dadurch entstand eine Sprachverwirrung, die endlich so weit führte, daß Regierung und Völker in fortlaufendem gegenseitigem Mißverständniß befangen waren. Das Volk stand der Regierung mundtodt gegenüber, es durfte kein Urtheil über ihre Handlungen wagen, obwohl es ihm weder an Einsicht, noch an Gelegenheit dazu gebrach. Der blinde Glaube sollte von der Kirche in das politische Leben des Volks hinübergeführt werden. Da aber die irdischen Dinge dem Blicke der Menschen nicht so weit entrückt sind, wie die himmlischen, so konnte der Glaube nicht bestehen, wo die Augen hell das Gegentheil sahen, zumal die Aepfel vom Baume der Erkenntniß dem Volke von allen Grenzen hereingeworfen wurden.

Wenn eine solche theatralische Behandlung der Politik vielleicht für den Charakter und Civilisationsgrad der Franzosen geeignet ist oder in fester Hand wenigstens eine Zeit lang gut thut, so erblicken wir in ihr ein großes Unrecht den Völkern Oesterreichs gegenüber, die theils, wie die Deutschen und Ungarn, zu ehrlich, theils,

wie die Mehrzahl der Slaven, zu ungebildet für solch ein Spiel sind. In dieser Beziehung besonders befand sich die Regierung Oesterreichs bisher auf einem schlimmen Irrwege.

Wo aber die Irrwege erkannt sind, da sollte der rechte Weg zum Heil von Staat und Volk nicht so schwer zu finden sein. Und man findet ihn ohne Mühe, wenn man nicht die Leuchte selbst verlöscht. *Dem Volke nur das Schloß vom Munde, und den Regierungen wird die Binde rasch von den Augen fallen!* —

Zwei Dinge sind es, für welche Völker zu begeistern und für welche sie zu jedem Opfer bereit sind: *Vaterland* und *Freiheit*. — Jedoch der Staat, weil ihn *eine* Krone beherrscht, macht noch nicht das Vaterland aus. Der Mann auf den jonischen Inseln und in Gibraltar läßt nicht Großbritannien, der in Schleswig nicht Dänemark, der in Nizza und Korsika nicht Frankreich, der in Posen nicht Preußen, der in Polen nicht Rußland als *sein* Vaterland leben. Sein Vaterland umfaßt dasjenige Stück Erde, auf welchem er geboren ist, soweit es von dem Volke seiner Sprache bewohnt wird. Man sträube sich, wie man will, gegen die Nationalitätspolitik: die *Nationen* sind von *Gott* geschaffen, die *Staaten* von *Menschenhand* gegründet, und Gottes Werk *allein* hat ewige Dauer. Wenn darum weder der Pole noch der Italiener, weder der Ungar noch der Slovene den Becher für Oesterreich als sein Vaterland erhebt und selbst die beamtliche Begeisterung in offizieller Pflichtschuldigkeit nicht bis zum ganzen Reich, sondern nur bis zur höchsten Person des Reichs emporsteigt, so beweist das am deutlichsten den Mangel am wesentlichsten Erforderniß eines festen Staatsbaues. Polen, Italiener und Slaven suchen ihr Vaterland außerhalb Oesterreichs, und selbst der deutsche Oesterreicher blickte schon einmal nach der Paulskirche in Frankfurt am Main erwartungsvoller, als nach der Hofburg in Wien. — Kann aber ein Staat diesen Mangel ersetzen? — Man entschädige die Völker, denen man kein Vaterland reichen kann, mit *Freiheit*. Oesterreich gebe den Ungarn, was es ihnen Höchstes geben kann: ihr Vaterland; und es gebe Deutschen, Polen, Italienern und Südslaven das Höchste, was es diesen bieten kann: verfassungsstaatliche Freiheit; dann und nur dann wird über den bunten Fahnen all der verschiedenen nationalen Landtagshäuser die Reichsfahne prangen Allen zur Ehre und zum Schutz. — Kein Volk ist unempfindlich für das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer großen Gemeinschaft, nur müssen ihm aus derselben nicht ausschließlich größere Lasten erwachsen; ein jedes Volk freut sich seiner Einheit mit einem an Gebiet, Macht und Ehre großen Staate, nur muß ihm dieser Staat auch größere Mittel und Wege zu seiner Wohlfahrt und größere Sicherheit der nationalen Selbstständigkeit und der persönlichen Freiheit bieten. — Wenn der *Pole* in Galizien und Krakau, der weder von Rußland noch von Preußen den Geist seines Volksthums geachtet und gepflegt sieht, diese Achtung und Pflege unter dem Kaiserscepter Oesterreichs gefunden, und zwar im Verein mit bürgerlichen und politischen Einrichtungen, und einer geistigen Erziehung, wie sie dem alten Polen geradezu unmöglich waren, so würden für den Kaiser keine treuere Kämpfer gegen einen nordischen Feind erstehen, als diese Polen. Wenn

die Slaven im Süden des Reichs, Dalmatiner, Kroaten, Slavonier u. s. w., die noch in den glücklichen Kinderschuhen des Volkslebens wandeln, unter weiser und liebevoller Anleitung der Krone ihr Volksthum ausbilden und zum Bürgerthum sich erheben könnten, geschützt in ihren Rechten und in ihrem Erwerb gegen jede Verletzung im Innern und durch die Macht des Staats ihres gesicherten Eigenthums und Lebens froh, — wo wäre der Boden, den die panslavistische Verführung finden könnte? Wenn in den italienischen Landen zu rechter Zeit nicht bloß für die möglichste Steuerkraft, für treffliche Straßen, Kanäle und Eisenbahnen allein gesorgt worden wäre, wenn die Krone den außerordentlichen Vortheil, den ihr das klägliche Beispiel des benachbarten Kirchenstaats und die politische Ohnmacht der anderen Klein- und Mittelstaaten geboten, in der rechten Weise ausgebeutet: wenn sie durch freie Institutionen den Stolz des Volks geweckt und genährt hätte, so würden die klugen italienischen Rechner auch den Vortheil eines so mächtigen Schutzes ihres Wohlstands gewürdigt haben: hätte sie den Italienern der Lombardei die Freiheit gewährt, so würde diese nicht durch die Freiheit ihr entrissen worden sein. — Wenn das Kaiserthum nicht abermals in Ungarn die Vaterlandsliebe polizeilich unterdrückt und als Majestätsverbrechen bestraft, sondern wenn es dieses köstliche Kleinod ehrt, wenn es den Nationalstolz des Ungarvolkes selbst zu ehren versteht, so darf heute noch der Kaiser, der dort König ist, mit gleicher Zuversicht, wie weiland seine große Ahne Maria Theresia, an das Schwert seiner Ungarn schlagen, wenn ein Feind die Grenzen des Reichs bedroht. —

Was von den genannten fremden Völkern Oesterreichs gilt, gilt auch von den deutschen: sie werden nicht mehr Preußen, Sachsen, Bayern um ihre Verfassungen beneiden, wenn ihnen eine österreichische für die deutschen Länder des Kaiserstaats gewährt wird, und auch Vorarlberg wird, selbst dem freien Schweizer gegenüber, mit dem Stolze der Genossenschaft eines großen, freien Völkerbundes unter dem Schutze einer mächtigen Krone, seinen Kaiser freudig leben lassen.

Wie strahlen vor solchem Bilde die Berge und der See! Nur wenn das Herz froh ist, spiegelt das Auge die Herrlichkeiten der Erde wider; wem aber kann in einem Reiche, in welchem — — —

So weit war geschrieben, und der begonnene Satz sollte mit den Worten enden: — in welchem schon das Besprechen freien Verfassungswesens für gefährlich erkannt und den Zeitungen verboten wird! — Da kommt die Kunde von dem Manifeste des Kaisers zu uns.

Sie kommt, obwohl längst ersehnt, dennoch unerwartet, diese Kunde von dem doppelten Ereigniß, daß Absolutismus und Centralisation in Oesterreich mit einem Federzuge vernichtet seien. — Warum jubelte nicht jede freie Seele laut auf bei solcher Kunde? Was drückte die Freude nieder? Welcher Schatten stellte sich zwischen den Kaiser und die Völker? — Es gibt in der Gegenwart Namen, deren Zug unter jeder Urkunde, und wäre sie vom edelsten Willen diktirt, immer den Verdacht der Unlauterkeit erregt. So auch hier. Dieselbe Hand, welche die

Verfassung des braven Hessenvolks zu Boden warf, hat hier ein verfassungs-ähnliches Schriftstück unterzeichnet, das einen völkerreichen Staat beglücken, ein sinkendes Reich erheben soll: kann eine Gabe rein sein, die von solcher Hand kommt? — Es ist nicht möglich, daß Trauben wachsen am Dornstrauch. — So grollten wir im Stillen, auf die verheißenen Landesstatute harrend, aber immer mit der fast ängstlich begütigenden Hoffnung, daß das Gegebene besser sei, als des unwillkommenen Namens Klang.

Da kam zum Manifeste und den Beischriften, welche den Triumph der Ungarn bezeugten, als Erstes das Statut für Steiermark und der Vorhang fiel für unsere Hoffnung und unsere Freude. Das aschgraue Mittelalter stieg, stolzierend in der ständischen Uniform, an das Tageslicht der Gegenwart, voraus die Geistlichkeit, dann der Adel, dann einige wohl filtrirte städtische Vertretung und ganz hinten einiges mehrmals durch den Wahl- und Reinigungstrichter durchgelaufenes Volk. Und für jedes Ländchen solch ein Ständchen! — Und wie sie sind, diese Stände, so ist auch ihr Dürfen und ihr Sollen: Keine freie, ehrliche, offene Vertretung der deutschen Völker Oesterreichs vor ihrem Oberhaupte und vor der Welt, sondern eine Anzahl gesetzlich streng von einander geschiedener regierungsbevormundeter Volksbeamtenversammlungen für allerinnerste Angelegenheiten! — Und, damit in der Jesuiten-Farçe auch der Hanswurst nicht fehle, dazu die befohlenen Illuminationen, welche der Hofburg zu Wien die Begeisterung der Völker im ganzen Reiche vorlügen sollen!

Leider war unser Artikel demnach nicht vergeblich geschrieben; wir beharren bei ihm Wort für Wort und rufen es nur um so lauter dir zu, du armes schönes verblendetes Oesterreich: so sicher du nicht abläßest, Wind zu säen, so sicher wirst du Sturm ernten!

Schade um das schöne Land und Volk, daß wir's nun nicht mit frohen Augen beschauen können. Das bittere Gefühl abermaliger Täuschung verhängt alle lachende Herrlichkeit mit dem Flor der Volkstrauer, und ständen wir nicht vor ihr, wir suchten sie diesmal nicht auf, die freundliche Stadt unseres Bildes.

Ich besuchte Bregenz von Lindau aus. Von dieser hellen und heitern Stätte trägt uns der Dampfer der waldigen Gebirgsbucht zu, nachdem wir an der schönen Villa Leuchtenberg vorüber gefahren sind. Je näher dem Seehafen von Bregenz, desto großartiger entfaltet sich das Amphitheater der Hügel und Berge, und endlich begrüßen wir die Stadt am Fuße des Gebhardsberges, an dem sich ihre gesunden alten Glieder wohlhäbig emporstrecken.

Bregenz ist ein Städtchen von etwa 3300 Einwohnern und zerfällt in die untere und obere Stadt. Die untere Stadt war ursprünglich eine Fischeransiedelung, klein und ärmlich, bis der Wohlstand sich hier niederließ und die eigentliche Stadt mit den zahlreichen Behörden, Aemtern und öffentlichen Anstalten hierher verlegte. Als

eine neuere Anlage hat sie weder Mauern noch Thore, und so gehören auch ihre Sehenswürdigkeiten mehr der Gegenwart als der Geschichte an. Hier finden wir, außer den öffentlichen Gebäuden des Staats und der Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, einige Fabriken von Bedeutung, das Schützenhaus als besuchswürdigen Vergnügungsplatz und die Kornhallen, beide am See und letztere seit dem Jahre 1548 jeden Freitag eine belebte Stätte für den Getreide- und Wochenmarktverkehr. Eine Kapelle am See erinnert an einen großen Sieg der Bregenzer über die Appenzeller im Jahre 1408, durch welchen die belagerte Stadt mit Hülfe der Ritter des schwäbischen St.-Jörgen-Schildes von schwerer Bedrängniß gerettet wurde. Diese Belagerung widerfuhr jedoch der obern oder alten Stadt, zu welcher wir jetzt hinaufsteigen.

Die obere Stadt, auf einem freien von zwei Bächen bespülten Hügel stehend, zeigt der Gegenwart noch stolz ihre Umfassungsmauern in alter Originalität. Nur die Außenwände sind gefallen und von den innern Bauwerken der Vorzeit das Rathhaus und die Burg der Grafen von Montfort, die hier residirten. Die Alterthumsforscher vermuthen aus einigen Ueberresten die Stätte eines römischen Kastells, denn man findet hier, wie auf der Stelle, auf welcher man die Ueberbleibsel vom alten Brigantium zu suchen hat (am Wege nach Lautrech, auf dem sogenannten Oelrain bis zur Riedenburg hin), noch viele und zum Theil sehr werthvolle römische Alterthümer. Zwischen der oberen Stadt und dem Kloster der Dominikanerinnen zu Thalbach erhebt sich auf einem reizenden Hügel die Pfarrkirche zu St. Gallus, in welcher der Reisende gern bei einzelnen Grabinschriften verweilt; so beginnt vom alten tapfern Oberst Schoch, der in der bregenzer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs eine Rolle spielte, eine Grabschrift:

Allhier in diesem Loch
Liegt Oberst Kaspar Schoch ꝛc. ꝛc.

Prachtvoll ist von diesem Friedhofe der Blick über den See und in das Rheinthal und rückwärts in die waldreiche Schlucht des Pfändergebirgs; noch umfassender aber finden wir ihn, wenn wir an dem Monumente des Feldmarschalllieutenants von Hotze (fiel im Jahr 1799 bei Schännis) vorüber den nächsten Weg auf den Gebhardsberg einschlagen. In einer halben Stunde erreichen wir die Felsenkuppe, auf welcher einst das Schloß Hohenbregenz prangte. Jetzt erinnern nur noch wenige Trümmer an dasselbe, und ein weithin berühmtes Wallfahrtskirchlein leuchtet mit seinen schlanken Thürmchen über dem grauen Gemäuer. Neben dem Kirchlein steht ein Wirthshaus mit einem Altane über jäher Höhe. Hier ist die Fernsicht nach drei Seiten frei und überraschend großartig, wenn sie auch die auf dem 3360 Fuß hohen Pfänderberge, dem letzten westlichen, fast ganz isolirten Ausläufer der vorarlbergischen Alpen, bei Weitem nicht erreicht. Wir sehen vor uns den See in seiner ganzen Länge bis nach Konstanz und bis an den Untersee, rechts das lachende Schwabenufer, links von der Rheinmündung bis Rheineck, wo die St. Galler Vorberge die Fortsetzung des Seenfers verbergen. Ein tiefer Grund, aus

Der KREML zu UGLITSCH

welchem die Bregenzerach hervor- und dem See zustürzt, scheidet den Bregenzerwald von den Vorarlbergen. Drüben öffnet sich das Rheinthal mit seinem Kranze von Hochgebirgen, und dorthin soll man beim Sonnenaufgang blicken, um die werdenden und vergehenden Farben, Formen und Lichter, im Thal und auf Höhen, eine täglich neue Schöpfung, zu bewundern.

Der Bodensee und sein Uferland gehören, wir wiederholen es, zu den schönsten Stellen der Erde. Hier ist Alles vereinigt, was Auge und Herz am höchsten entzückt: des Hochgebirgs Majestät, die Thäler und Ebenen, wo „wie ein Garten das Land zu schauen ist", die Pracht eines großen Wasserspiegels, und dies Alles in edelster Harmonie. Wir scheiden darum ungern von unserem Schwabenmeere, aber mit der Hoffnung, recht bald durch ein anderes Bild dahin zurückgeführt zu werden.

H.

Der Kreml zu Uglitsch.

Wohin wir auch wandern und blicken, ob in die nächste Nähe, ob in Fernen, wo nur selten der über den Globus hinschweifende Blick sich fest gehalten fühlt durch irgend ein großes Merkzeichen der Geschichte, überall stoßen wir auf Spuren untergegangenen Lebens. Es bedarf's nicht der Asche eines brennenden Vesuv, um die Stätten eines einst mächtigen Volksverkehrs der Nachwelt für Jahrhunderte zu verhüllen, auch nicht des Sandes der Wüste, welcher die Tempel der Götter, wie die Grabhallen der Könige und die Wohnungen der Armuth verschüttete, noch der Urwälder der neuen Erde, zwischen deren Baumriesen der Forscher die Trümmer großer Städte entdeckt, die Zeugniß dafür ablegen, daß eine hohe Kultur schon undenkliche Zeiten vor Columbus in Amerika geblüht habe. Es genügt, daß ein Land spät mit uns in Verbindung getreten sei, um uns Gelegenheit zu bieten, mehr als ein Herculanum und Pompeji für unsere Kenntniß neu aufzugraben und den unermeßlichen Schatz der Geschichte fort und fort zu mehren.

Zu den räumlich uns nächsten Ländern — die Nähe ist durch den eisigen Hauch der Politik von dort uns oft genug fühlbar gemacht worden — gehört das europäische Rußland, und doch wird es in vieler Beziehung erst jetzt unserer Kenntniß erschlossen. Dies gilt jedoch weniger von den neueren, Schweden, Polen und Türken abgenommenen Theilen des großen Reichs, sondern gerade von seinem Kern, dem ältesten Rußland der Moskowiter.

Jene neueren Reichstheile hatten entweder meist schon früher, namentlich durch die Hansa, unserm Verkehre offen gestanden, oder ihre Geschichte beruht auf älteren (wie z. B. von den Völkern am Pontus Euxinus selbst klassischen) Quellen.

Das alte Rußland ward uns erst durch die Hülfsmittel der neueren Zeit aufgethan, und zu diesen gehören vor Allem die Akademien und der Dampf. Jene, von kaiserlicher Munificenz reichlich unterstützt, sandten zuerst ihre Forscher und Sammler für Begründung einer umfassenden russischen Landes- und Volkskunde aus; ihrem einflußreichen und geschützten Wirken gelang die Entdeckung und Rettung mancher wichtigen Urkunden und die Bewahrung vieler Geschichtsdenkmäler in Stein und Pergament. Näher rückte uns dies Alles aber erst, seitdem die Lokomotive von Petersburg bis nach Moskau vorgedrungen ist und das Dampfschiff den Reisenden die Wolga hinauf bis nach Rybinsk führt. Seitdem taucht Stadt um Stadt vor uns auf, wie aus dem Strome der Vergessenheit, aus Vulkanschutt und Urwaldnacht emporgehoben, und überall erblicken wir zwischen dem lebendigen Treiben der Gegenwart die grauen ernst aufragenden Mahner an verschwundene Herrlichkeiten.

Vor ein solches Denkmal führt den Leser, damit er vergleichsweise auch einmal „russische Ruinen" schaue, unser Bild, das die Ueberreste des alten Kreml von Uglitsch zeigt. Wir müssen auf der Wolga noch über Rybinsk hinausfahren, wenn wir an die Stelle kommen wollen, wo die Koroschitschna sich in sie ergießt und wo die russische Kreisstadt Uglitsch (57° 32′ nördl. Br., 55° 59′ östl. L.) im Gouvernement Jaroslaw liegt. Diese Stadt scheint eine so tragische Geschichte, wie irgend eine in Deutschland, zu haben. Wie alle Fürstensitze, theilte sie zwar die Ehren ihres Herrn und blühte an der Sonne seiner Huld, hatte aber dafür auch alle Unwetter des Schicksals am schwersten mit zu tragen. So erlag sie schon 1370 der Brandfackel des Fürsten Michaels von Twer. Im Jahre 1456 wurde sie von dem Fürsten von Borowsk an den Großfürsten Wassilij Temnoj abgetreten, und sie muß in den nächsten anderthalb hundert Jahren ein Liebling des Glücks gewesen sein, wenn die Kunde wahr ist, daß sie vor der letzten Zerstörung durch die Litthauer, im Jahre 1607, nicht weniger als 30,000 Häuser, 150 Kirchen und 12 Klöster gehabt haben soll. Von jener Größe wären die Ueberbleibsel des alten Kreml nun die einzigen Zeugen. Die jetzige Stadt zählt 1100 Häuser, darunter 25 Kirchen, 2 Klöster und 3 Schulen, und, nach dem letzten Census (von 1855), etwas über 10,000 Einwohner. Sie besteht aus drei Theilen: Semljanoï-Gorod (Erdstadt), Possàd und einer Vorstadt; diese Alle mit einem Wall umgeben, der keine Ansprüche auf fortifikatorische Bedeutung macht. Desto bedeutender ist die Industrie, die im Verein mit dem Handel den Wohlstand der Stadt sichert; für Leder, Seife, Papier, Leinwand, Wolle, Getreide, Fleisch, kupferne und zinnerne Waaren ist Uglitsch der Hauptstapelplatz des Gouvernements und liefert für die Schifffahrt auf der Wolga einen stattlichen Befrachtungsbeitrag.

H.

DER SCHRECKENSTEIN
AN DER ELBE

Der Schreckenstein.

In imposanter Pracht erheben sich die Felswände der Elbe, da, wo sie aus Böhmen nach Sachsen eilt. Auf einer dieser Klippen, einem 600 Fuß hohen Klingsteinfels, welcher sich aus dem Gebirgszuge bis zur Elbe hervordrängt und beinahe senkrecht über den silbernen Wellen steht, lagern die Trümmer der böhmischen Burg Schreckenstein, ein herrliches romantisches Bild, noch immer stolz und hehr auf felsiger Höhe, wenn auch seit lange nicht mehr „den Feinden zum Schrecken".

Zwischen dem rechts aufgethürmten Burgfelsen, auf welchem die Reste des Hauptgebäudes stehen, und dem am linken Felsenrande sich hinziehenden Vorwerke hindurch, gelangt der Besucher zu einigen steinernen Stufen, welche zu dem höher gelegenen, gothisch gewölbten Burgthore führen; ehedem vertrat die Stelle dieser Stufen eine gesenkte Zugbrücke.

Die Ruinen lassen die Weitläufigkeit und die stattliche gothische Bauart der Burg noch wohl erkennen, der ehemalige Rittersaal vorzüglich zeigt noch Spuren seiner ehemaligen Einrichtung und bietet durch seine Fenster eine prachtvolle Aussicht in das tief unten liegende Flußthal. Zwar ist das Tafelwerk der Wände längst vermodert, die kühne Spitzbogenwölbung gebrochen, der blaue Himmel sieht ruhig hinein und die Sonne durchscheint ganz ungehindert das Innerste der Ritterhalle und der zerstörten Gemächer, aus deren lockerem Gestein Gras und Waldblumen sprießen. Eine Schenkwirthschaft hat sich hier eingenistet, wie ein Sperling im Adlerhorst. Schlichte Tische stehen da gereiht, rohe Holzbänke vertreten jetzt die Stelle kunstreich geschnitzter gothischer Sessel, statt zierlich mit Wappen und Sinnsprüchen ausgestatteter, gewaltiger Humpen, statt der reich ciselirten Silberpokale, klappern thönerne Krüge, klingen einfache Biergläser. Nicht die alten Schreckensteiner sind es, nicht stolze Wartenberger, nicht tapfere Kinsky's, nicht würdige Sprossen des Hauses Popel, die hier tafeln, Pfahlbürger sind es aus dem nächsten Städtchen, Badegäste aus Teplitz, neugierige Touristen und fahrende Landschaftsmaler. Sonnenschirme und Spazierstöcke aus gebrechlichem Rohr lehnen sich zutraulich in den tiefen Wandnischen, von welchen einst Schwerter, Lanzen und Schilde blinkten.

Das dachlose Gemäuer verlassend, schreiten wir über ausgebrochene Stufen zum Felsgipfel hinan, auf welchem uns das innerste Gebäude mit seinem noch immer hochragenden runden Wartthurme, mit der zerfallenden gothischen Kapelle und eingestürzten Kemnaten fesselt. Ueber Schutt und Steine, welche Moos und Gras bedeckt und Epheu umrankt, durchklettert man die öden Räume, aus denen hie und da der Blick durch einen Mauerriß oder ein gothisches Fenster in die lachende Gegenwart fällt, auf die amphitheatralisch aufsteigenden, pittoresken Bergketten, die braunen Felsen, die sonnigen Rebenhügel (auf denen der Schreckensteiner, einer der lieblichsten böhmischen Weine gedeiht), auf die hier und dort aus dem saftigen Grün hervorlugenden Dörfer und Weiler, auf die Thürme des freundlichen Aussig, auf die denkwürdige Wahlstatt des „Gotteskampfes von Predlic", wie die Hussiten ihren blutigen Sieg über die Ritter der blonden Katharine von Meißen nannten, auf den silbernen Fluß, der geräuschlos und schen an des Schreckensteins bemooster Sohle vorüber eilt. Schwanke Nachen gleiten über die Wellen, bewimpelte Fruchtschiffe und mächtige Holzflöße, lang und beweglich wie Seeschlangen. Dort eilt ihnen vorbei, schwarzen Qualm aus seinem Schlot speiend, das Dampfboot Bohemia, ein greller Kontrast zu dem verfallenden Reckensitz, von welchem wir herab blicken; kurz darauf aber sehen wir einen noch schnelleren Nahnboten der Neuzeit heranschnauben: der prag-dresdner Bahnzug brauset vorüber, eine beflügelte Wagenburg der Industrie.

Böhmens Chronik läßt im Jahr 840 die Burg als Grenz-Veste errichten. Von den Geschlechtern, welche seitdem da oben gehaust haben, ist wenig mehr bekannt, als daß sie, die Thorwarte des Landes, mit den geharnischten Buschkleppern, welche die Elbe auf und ab ihr Wesen trieben, in beständiger Fehde lagen und dafür von der Elbschifffahrt einen einträglichen Zoll erhoben.

Im Frühjahre 1426 erfüllte Waffenlärm die Gegend. Um diese Zeit finden wir Wlasek von Kladno als Herrn auf Schreckenstein, einen eifrigen Katholiken und einen der vornehmsten Parteigänger K. Sigismunds. Letzterer hatte Aussig nebst andern böhmischen Städten an Friedrich den Streitbaren von Meißen verpfändet und dieser meißnische Truppen in dieselben gesetzt. Die Taboriten und Waisen zogen im Frühling 1426 in Nordböhmen umher, die meißnischen Besatzungen zu vertreiben. Katharina von Meißen, Friedrichs entschlossenes Weib, rief in ihres Gemahls Abwesenheit ein bedeutendes Heer zusammen, das schwerbedrängte Aussig zu entsetzen und weiter in Böhmen vorzudringen. Ein Heer, welches auf 70,000 Mann geschätzt ward, darunter die Blüthe der meißnischen und thüringschen Ritterschaft, zog in drei mächtigen Haufen gegen Aussig, aber die in den umliegenden Bezirken zerstreuten Böhmen, schlennige Waffenhülfe aus Prag entbietend, sammelten sich zeitig genug, den Schaaren des Ritters Wresowec beizustehen. Die Böhmen besetzten, 25,000 Mann stark, eilig die Höhen bei den Dörfern Predlic und Herbic. Am Morgen des 14. Juni kam es zur Schlacht; sie war eine der blutigsten und für die Böhmen rühmlichsten im ganzen Verlaufe der Hussi-

tenkriege. Der erste Angriff der an Zahl überlegenen Meißner war fürchterlich. Im ersten Anprall rissen sie die vorderste Reihe der hussitischen Wagenburg nieder, von der zweiten jedoch empfing sie ein mörderisches Feuer aus Haubitzen und Feldschlangen, welche die Böhmen meisterlich zu bedienen wußten. Mit wildem Geschrei stürzten die Taboriten in die Gassen, welche ihr Geschütz in den feindlichen Massen gelichtet hatte. Ein Verzweiflungskampf entbrannte. Die Dreschflegelgarde Prokops that Wunder der Tapferkeit und „wo die Waisen dreinschlugen", heißt es in einem alten Liede, „dort floß das Blut in Strömen." Endlich wendeten sich die Meißner nach verzweifeltem Kampfe zur Flucht; müde vom Schlagen und verschmachtend vor Hitze und brennendem Durst, wurden sie schaarenweise die Schlachtopfer der Verfolger. Die Dörfer Predlic und Herbic wurden angezündet, und viele Meißner verbrannten in deren Häusern, in welche sie sich geflüchtet hatten. Beide Parteien hatten sich vor der Schlacht zugeschworen, keinen Pardon zu geben. Bei Predlic waren vierzehn Grafen und Hauptleute der Meißner von ihren Streitrossen gestiegen, steckten die Schwerter vor sich in die Erde und knieten um die große Meißner Heerfahne, um ritterliche Haft zu bitten, aber vergebens; sie fielen allesammt unter den Streichen der erbitterten Taboriten und Waisen; nur den Edelknaben, welche seitwärts bei den Pferden standen und die Stechhelme ihrer Herren hielten, schenkten die Sieger das junge Leben. Das Heer der Böhmen hatte einen verhältnißmäßig unbedeutenden Verlust erlitten. Die Meißner aber ließen 15,000 Gefallene auf dem Schlachtfelde, darunter 23 Bannerherren und sieben Grafen. Die Elbe war an diesem Tage vom Blute der Erschlagenen geröthet.

Die Herren von Schreckenstein mußten, um sich die Burg zu retten, nach jener unter ihren Fenstern geschlagenen Entscheidungsschlacht den Hussiten Bundesfreundschaft geloben.

Im dreißigjährigen Kriege besetzten im Jahre 1631 die Sachsen unter Arnheim den Schreckenstein, im Jahre 1634 die Schweden unter Banner, im Jahre 1639 ein Streifkorps vom Heere Torstensons und im Jahre 1648 des Obristen Coppy schwedisches Raubgesindel von der königsmarkschen Armada. Vom dreißigjährigen Kriege ab, wurde der Schreckenstein nur selten bewohnt und verfiel allmählig. Im siebenjährigen Kriege waren nur noch einzelne Gebäude unter Dach und ein Theil der Burg bewohnbar.

Während die Preußen im Jahre 1756 Aussig besetzt hielten, hatte sich eine Abtheilung Kroaten auf dem Schreckensteine eingenistet. Die kühnen Rothmäntler neckten den Feind durch häufige Ausfälle und Streifzüge und erschossen bei einem solchen den preußischen General Zastrow. Die Preußen griffen endlich die halbverfallene Burg energisch an, vertrieben die kroatische Besatzung, und ließen ein Kommando unter Major Eminger oben zurück. Nach der siegreichen Schlacht bei Kollin zogen die Kroaten wieder vor Schreckenstein, eroberten die Burg, und nahmen den Major Eminger mit 200 Mann Preußen gefangen.

Diese kriegerischen Scenen verscheuchten die letzten Bewohner des halbverfallenen Schreckensteins, und Zeit und Wetter vollführten fortan unaufgehalten ihr Zerstörungswerk. Wie das verwitternde Skelett eines mächtigen Giganten, starren nun Schreckensteins Ruinen von ihrer Klippe herab in den silbernen Strom, den diese Burg einst beherrscht, nicht etwa als ein Schlupfwinkel und Schlagbaum kühner Raubgenossen, sondern als ein stolzer Sitz der Tapferkeit und eine Brustwehr des Böhmenlandes, treu wachend an dessen wogender Pulsader, der herrlichen Elbe.

Davenport.

Mit diesem sinkenden Sonnenblick auf Wasser, Wald und Stadt scheiden wir von den verführerischen Gestaden des Mississippi: es ist das letzte Blatt aus der Mappe unseres Zeichners, die letzte Perle aus dem Geschmeide, mit dem unser Buch den „Vater der Ströme" geschmückt hat.

Davenport ist eine der jüngsten Ansiedelungen des fernen Westens, welche den Rang und das Prädikat einer Stadt beanspruchen. Noch 1837 umgaben diesen Theil der Ufer die Begräbnißplätze und Opferstätten der Sac- und Fox-Indianer und zeitweilig die Hütten abenteuernder Pioniere und Squatters. Ein Dolmetscher jener halbwilden Stämme, Le Clair, erhielt um diese Zeit von seiner Regierung ein Geschenk von zwei Quadratmeilen Landes, welches er an der Stelle unseres Bildes wählte und darauf, seinem Gefährten Davenport zu Ehren, die Stadt anlegte. Jetzt ist es ein wegen seines fruchtbaren Bodens, seines milden Klima's und seiner lieblichen Umgebung namentlich von unseren Landsleuten aufgesuchter und rasch prosperirender Platz, mit Dampfboot- und Eisenbahn-Station, eigenen englischen und deutschen Zeitungen und allen Erfordernissen städtischen Lebens und Komforts. Es zählte 1858 über 4000 Einwohner.

West-Point.

Außer Rußland und China hat kein anderer Staat der Erde ein so großes und massenhaft zusammenhängendes Gebiet wie der große nordamerikanische Bund. Ein Flächenraum von etwa 150,000 deutschen Quadratmeilen, breit hingelagert zwischen beiden Weltmeeren und gegliedert wie ein Athlet, bildet den Schauplatz des wunderbar regen Lebens und Treibens, in das wir schon zu verschiedenen Malen den Leser einzuführen Gelegenheit hatten.

Die Republik zählt heute reichlich 30 Millionen Seelen und hat sich im Laufe eines halben Jahrhunderts zur sechsten Großmacht in der Welt, zur ersten auf der westlichen Erdhälfte emporgeschwungen. So mannigfache Erklärungen zu diesem Wunder staatlichen Wachsens und Blühens wir in diesen Blättern auch schon gegeben haben — unser Bild führt uns einen neuen Faktor vor Augen, der nicht den kleinsten Antheil an der Wohlfahrt jener mächtigen Nation hat und um so sichtbarer an uns herantritt, als er einen schreienden Gegensatz zu einer Institution diesseits bildet, in welcher wir mit Recht die Wurzel unserer politischen Krankheit, den Grund zu unserer schreckhaft überhand nehmenden nationalen Entkräftung erkennen. Es ist das Heerwesen.

Während in Europa, das eine nur wenig größere räumliche Ausdehnung einnimmt, als Nordamerika, an zwei Millionen Soldaten unter den Waffen gehalten werden, und diese Bewaffnung nicht nur zu Friedenszeiten das Staatsvermögen verschlingt, sondern auch die produktive Arbeitskraft decimirt und jährlich hunderttausende der tüchtigsten Männerarme brach legt, unterhält jene Bundesrepublik eine stehende Armee von nur sechzehntausend Mann, und selbst diese Wenigen entzieht sie nicht dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel, wie das europäische Heerwesen es hundertfältig thut. Das verdient wohl in Anschlag gebracht zu werden, wenn man das rasche wirthschaftliche Aufblühen in Nordamerika sich erklären will.

Freilich befindet jener Staatenbund sich in einer andern natürlichen wie politischen Stellung, als die europäischen Monarchien. Diese überwachen einander mit scheuer Eifersucht; gegenseitiges Durchkreuzen ihrer Pläne, Verbergen ihrer Hintergedanken, einander belügen und betrügen gilt den meisten als das A und Z ihrer Staatskunst, und mehr als eine Regierung kann sich nur durch Bayonette aufrecht erhalten. Keine traut der andern, keine fühlt vor Krieg sich sicher und jede stellt die größtmögliche Steigerung ihrer Heereskraft allen andern Regierungspflichten voran, weil sie in dem mächtigern Nachbar vor ihrer Thür stets einen Feind erblickt. Diesen stillen Krieg Aller gegen Alle, diesen bewaffneten Frieden kennt Nordamerika nicht. Im Bewußtsein seiner Kraft und Stärke hat es keinen Nachbar zu fürchten, und ohnehin wäre das ganze übrige Amerika zusammengenommen den Vereinigten Staaten nicht gewachsen. Ihre nächsten Nachbarn sind Canada mit den übrigen britischen Kolonien, welche zusammen nicht viel über 3 Millionen Einwohner zählen, und das durch und durch zerrüttete Mexiko. Von beiden droht keine Gefahr und an der Küste sind die wichtigsten Punkte mit Festungswerken versehen. Wohl würde ein Feind, der über eine mächtige Dampferflotte verfügt, ohne Mühe an manchen unbeschützten Stellen eine Truppenmacht an's Land setzen, aber deshalb doch nicht auf dauernden Erfolg rechnen oder gar tief in's Innere dringen können, denn im Rücken bleibt den Nordamerikanern eine für alle Fälle gesicherte Operationsbasis, und das großartigste, nach wahrhaft national-rationellen Grundsätzen konstruirte Eisenbahnnetz setzt sie in Stand, ihre gesammten Streitkräfte binnen wenigen Tagen an jedem bedrohten Punkte zusammen zu ziehen. Eine noch größere Sicherheit vor den Angriffen und Interventionen fremder Staaten aber liegt in der Unfruchtbarkeit eines solchen Kriegs. Interessen hat keine fremde Macht dort zu vertheidigen und wo weiter nichts zu gewinnen ist, als bloße Waffenehre, behilft sich die heutige Diplomatie lieber mit fulminanten Noten und geharnischten Protesten — aus Papier.

Die einzigen Feinde, gegen welche die Bundesregierung ihre Staatsangehörigen zu schützen hat, muß sie im Innern des eigenen Landes bekämpfen. Sie hat sich der Indianer zu erwehren. Auf der östlichen Seite sind die alten Eigenthümer des Bodens im Fortgange der Zeit allmälig mit den Waffen ausgerottet worden, oder, bis auf kleine ungefährliche Ueberreste, verkommen, oder in Masse über den Mississippi hinüber in die westlichen Gebiete geschafft worden. Aber weiter gen Abend, auf den weiten Wiesensteppen, in den Gebirgsthälern, in der Hochwüste von Utah, in Oregon und Kalifornien, sind auch heute noch etwa 300,000 rothe Menschen vorhanden, unter denen je der fünfte Kopf ein Krieger ist. Je weiter und unaufhaltsamer die Weißen sich ausdehnen und vordringen, um so mehr fühlen die Indianer sich eingeengt und beeinträchtigt, um so mehr müssen sie zurückweichen. Manche Stämme sind binnen einem Menschenalter bis auf den letzten Mann verschwunden; der übrigen scheint sich eine dumpfe, anderer eine wilde Verzweiflung bemächtigt zu haben, und in dieser stürmen sie dem Untergang entgegen, welchen das Geschick ihnen bereitet. Nie ist Ruhe auf den Prairien oder in und an den

Felsengebirgen; glaubt man einen Stamm begütigt oder gezüchtigt, beginnt ein anderer in weiter Entfernung den Kampf und schwingt die vor Kurzem begrabene Streitart auf's Neue. Bald sind die Kamantsches in Texas in Bewegung und dringen bis in die Niederlassungen der Weißen, um zu morden und zu plündern; bald stürmen die Navajos nach Neu-Mexiko hinein, verheeren und rauben; dann schwärmen Krähenindianer oder Schwarzfüße weit umher und bedrohen die Auswanderer, welche über Land nach den Staaten am großen Weltmeer ziehen, oder Schlangenindianer halten Gebirgspässe besetzt und überfallen die Karawanen. In Oregon ist deshalb in den Jahren 1859 und 1860 ein wahrer Vernichtungskrieg gegen die rothen Stämme geführt worden, welcher der Bundeskasse mehr als fünf Millionen Dollars gekostet hat; aus Kalifornien kommt fast in jeder Woche die Nachricht, daß so und so viele Indianer wie das Wild gejagt und getödtet worden seien!

Diese Kämpfe sind fürchterlich und müssen unsern Abscheu erregen, denn es unterliegt keinem Zweifel, und wird von keiner Seite her in Abrede gestellt, daß alle Schuld auf die Habsucht, die Gewissenlosigkeit und die Rohheit der vielen weißen Abenteurer fällt, welche sich zu tausenden, in größeren oder kleineren Gruppen, im weiten Westen umhertreiben. Dieser Auswurf, der die älteren Staaten meiden muß, sieht in jedem Indianer nur „Ungeziefer", einen rechtlosen Menschen, gegen welchen man sich Alles erlauben dürfe, den man niederschießen müsse wie einen Prairiewolf oder einen grauen Bären. Der rothe Mann übt dann seinerseits Rache in furchtbarer Art; nach seinen überkommenen Begriffen ist jeder Stamm solidarisch für die Handlungen seiner Angehörigen verpflichtet, und so macht er keinen Unterschied zwischen den Weißen, sondern übt Vergeltung an dem ersten Besten, der ihm in den Weg kommt. Seit vielen Jahren verging kein Tag ohne Metzeleien. Das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten ist vom atlantischen Meere bis zum Stillen Ocean *blutiger Grund*, und wird es bleiben, bis mit dem letzten rothen Mann der letzte Tomahawk in die Erde gelegt sein wird. Schon vor einem halben Jahrhundert rief der große Staatsmann Jefferson aus schmerzgepreßter Seele die Worte: „Mich schaudert, wenn ich denke, daß einst an unsern Enkeln die Greuelthaten vergolten werden könnten, welche unser Volk an den Indianern verübt!" Und seitdem haben jene blutigen Greuel sich noch unberechenbar vermehrt, und nehmen ununterbrochen ihren Fortgang.

Gegen solche Feinde bedarf die Bundesregierung ihres Heeres; drei Viertheile desselben hat man im Innern und im Stillen Ocean vertheilt, der Rest steht als Besatzung in den verschiedenen Festungswerken an der atlantischen Küste oder an der canadischen Grenze. Es gibt solcher Posten, Forts und „Barracks" oder Kasernen, jetzt gerade *einhundert*, die in sieben verschiedene Departements vertheilt sind. Zum östlichen gehören 44, längs der ganzen atlantischen Küste und der des mexikanischen Meerbusens bis nach Louisiana; zum westlichen 12, zumeist in Minesota, Kansas und Nebraska, während das von Texas allein 14 Forts hat, um die

Kamantsches abzuhalten, und das vierte, jenes von Neu-Mexiko, 12; auf das von Utah kommen 2, von Oregon 7 und auf das kalifornische 10.

Das stehende Heer reicht gerade nothdürftig aus, um die Festungswerke schwach zu besetzen und so viel als möglich die Indianer einigermaßen im Zaume zu halten. Auch hat es keinen weiteren Zweck zu erfüllen; zur Aufrechterhaltung der Staatsgewalt, die anderswo sich auf die Bayonette zu stützen sucht, hat die Republik wirksamere moralische Mittel: das Votum, die öffentliche Meinung, die Freiheit der Presse, der Rede, der Versammlung, kurz Alles, was dem nationalen Willen Ausdruck gibt. Wie die Staatsgewalt und Gesetzgebung lediglich aus dem Willen der Nation hervorgehen, haben sie ihr Bestehen auch nur diesem zu verdanken. Damit aber das mögliche Gelüste, sich dieser alleinigen Souveränetät zum Trotz zu behaupten, nicht ein gefährliches und gefügiges materielles Mittel zur Hand habe, deshalb duldet das Volk kein zahlreiches stehendes Heer. Dazu sieht der amerikanische Bürger es nur als sein alleiniges Recht an, Waffen zu tragen, und ist eifersüchtig darauf, denn die Waffe in des Freien Hand, wie zu Schutz und Wehr seiner Rechte, so zum Symbol seiner Würde, ist eine unter den gesitteten Nationen gar seltene Zier. Und weil er politisch im Soldaten nur ein nothwendiges Uebel, eine Art Polizeischergen für die äußere Sicherheit, aber auch, als was ihn ein berühmter Geschichtschreiber bezeichnet, einen „natürlichen Feind der Freiheit" erkennt, deshalb verachtet er ihn und läßt ihn nicht das Recht mit ihm theilen, außer im aktiven Dienste, Waffen zu tragen. Unserem, an den stolzirenden Säbelschlepper und klirrenden Sporenträger gewöhnten Auge kommt's daher wunderlich vor, die ohnedies seltenen Uniformen der Armee, welchen wir außerhalb ihrer Cantonnements, namentlich in den Straßen der großen Städte begegnen, höchstens mit Regenschirm oder zierlichem Rohr bewehrt zu sehen. Der Verkehr mit der Gesellschaft gestattet überhaupt nicht einmal eine Uniform; selbst Offiziere höchster Grade sind nur in ziviler Kleidung, ohne alle Auszeichnung, zugelassen. — Der Nordamerikaner hat aber auch Grund, den Soldaten bürgerlich zu verachten. Das Militär wird gegen Handgeld angeworben und besteht zum größern Theile aus Ausländern, Söldnern, denen das harte Kriegshandwerk als letztes Mittel erscheint, nachdem sie in anderen Berufskreisen gescheitert waren. Nur eine kleine Anzahl geht unter diese Soldaten aus Hang zu einem abenteuerlichen Leben, mit welchem viele Wechselfälle und Aufregungen verbunden sind, die große Mehrzahl aber läßt sich einreihen, weil ihr kein anderer Erwerbsweg übrig scheint. Deshalb ist der Soldat als solcher nicht geachtet; auch bleibt er stets was er einmal ist, hat keine Aussicht auf Beförderung und zwischen ihm und den Offizieren ist eine weite Kluft, die nie übersprungen werden kann. Daraus erklärt sich, weshalb die Zucht furchtbar streng und die Bestrafungsweise geradezu unmenschlich und barbarisch ist. Die Peitsche spielt eine Hauptrolle: man bindet den Soldaten an einen Pfahl und schlägt ihn, bis keine Haut mehr auf dem Rücken haftet. Wir haben in dieser Beziehung schauderhafte,

vollkommen beglaubigte Berichte in Menge zur Hand; die russische Knutenstrafe wird vom Prügelsystem im republikanischen Nordamerika noch überboten. Nicht minder empörend ist die Barbarei auf der Flotte. Als Beispiel diene nur, daß, wie erst im Oktober dieses Jahres aus Pensacola in Florida gemeldet wurde, der Marinelieutenant Stark ein Marterwerk errichtet hat, an welches die Leute wegen eines Vergehens mit Stricken der Länge nach festgebunden werden und so stundenlang gekreuzigt stehen müssen. Und wie dieses unmenschliche Verfahren als unerläßlich zur Aufrechterhaltung der Disciplin erscheint, beweist die Thatsache, daß im vorigen Jahr, als der Kongreß die Abschaffung der „neunschwänzten Katze" beantragte, die Offiziere mit ihrem Austritt aus dem Kriegsdienst drohten, da sie bei einer weniger grausamen Züchtigungsmethode nicht mehr für die Manneszucht einstehen könnten. — Auch die Unteroffiziere sind von den Offizieren streng geschieden, und ist zwischen beiden gar kein gesellschaftlicher Verkehr statthaft; überhaupt hat das nordamerikanische Heerwesen alle schlechten Seiten des englischen, ohne die wenigen guten, welche man dem letzteren etwa zugestehen könnte.

So ist das stehende Heer nur eine gewissermaßen neben den Staat und neben die bürgerliche Gesellschaft hinausgesetzte Söldnertruppe, befehligt von Oberen, die mit ihr keinen moralischen oder vollsthümlichen Zusammenhang haben. Man nützt die Leute ohne Schonung durch Dienst und Strapazen ab, weil man gegen ein Handgeld immer wieder Ersatz findet, der dann freilich nie von besserer Beschaffenheit ausfällt.

Ueber schlechte Kriegsverwaltung ist stete Klage, denn der Kriegssekretär ist allemal ein Mann, welcher keine militärische Laufbahn gemacht hat, und vom Dienste und dessen Bedürfnissen weder Kunde noch Einsicht hat. Die Geldverschleuderungen in diesem Verwaltungszweige haben in manchen Jahren einen so großen Maßstab angenommen, und es herrscht in denselben eine solche Gewissenlosigkeit, wie sie in keinem andern Lande, nicht einmal im frühern Rußland, ihres Gleichen hat. Im Kongresse sind darüber haarsträubende Thatsachen und Ziffern beigebracht worden, die Zeitungen haben bis in alle Einzelnheiten handgreifliche Belege genug veröffentlicht, aber die Dinge sind bis auf diesen Tag beim Alten geblieben, weil jedem politischen Stimmführer dort die Anwartschaft vorliegt, selbst noch einmal in dieser Trübe fischen zu können.

Im Finanzjahre 1857 kostete das Landheer 12,380,684 Dollars; 1858 erforderte dasselbe 17,455,976 Dollars. Mit Zurechnung des Bedarfs für Festungswerke, Zeughäuser, Munition und der Ausgaben für Miliz stellte sich das Budget der Kriegsverwaltung auf 23,243,822 Dollars, mit der Flotte aber, welche allein 14,712,610 Dollars kostete, auf beinahe 38 Millionen Dollars. Darnach berechnet sich der Unterhalt jedes einzelnen gemeinen Soldaten in jedem Jahre nahezu fünfzehnhundert Thaler, mehr denn achtmal so viel als in jedem andern Heere.

So unverhältnißmäßig hoch im Einzelnen dieser Aufwand erscheint, so schrumpft er doch zu völliger Bedeutungslosigkeit zusammen, wenn man die Milliarde dagegen hält, welche der europäische Kontinent in seinen Friedens-Budgets jährlich verschlingt (800 Millionen die stehenden Heere und 200 Millionen die Flotten). Das Erschreckende dieses Mißverhältnisses begreift man erst, wenn man bedenkt, daß jene Summe die Hälfte des gesammten Staatenhaushalts beträgt, der ohnedies in unseren Monarchien, mit ihrem Zubehör von Civillisten, Apanagegeldern, Pensionslisten und einem komplicirten Regierungsapparat die Kosten einer rationellen Bewirthschaftung, wie die schweizer und nordamerikanischen Republiken sie üben, um das Zweifache übersteigt. Was gibt es da noch zu verwundern, wenn trotz der raffinirtesten Anspannung der Steuerkraft, trotz der künstlichsten Steigerung des National-Wohlstandes, trotz der erdenklichsten Aufblähung und Ausnutzung des öffentlichen Kredits, sämmtliche Staaten jahraus jahrein ihre Bilancen mit Millionen von Defiziten abschließen und so unvermeidlich dem Bankerott entgegeneilen, wie ein leckes Fahrzeug, dessen Pumpen das Wasser nicht halten, trotz allen Geschicks der Steuerleute und aller Anstrengung der Mannschaft am Grund des Meeres anlangen muß. —

Man unterschätze deshalb nicht die Wehrkraft der Vereinigten Staaten; sie liegt, wie oben gesagt, in der Miliz, in welcher, dem Buchstaben des Gesetzes zufolge, jeder Mann vom 18. bis zum 45. Jahre dienen soll. Sie darf in gewöhnlichen Fällen nur innerhalb des besondern Staats verwandt werden, welchem sie angehört, steht unter dem Oberbefehl des Gouverneurs und in Kriegszeiten hat jeder Einzelstaat einen angemessenen Beitrag zur Bundeslandwehr zu stellen. Diese Miliz, die in jedem Jahre 14 Tage lang dienstliche Uebungen abhält, würde in Kriegszeiten eine unerschöpfliche Reserve bilden, welche allen Abgang, den die Feldtruppen etwa erleiden, in jedem Augenblick reichlich ersetzen könnte. Man läßt ihr im Frieden weiten und freien Spielraum, und dringt nur darauf, daß die Männer sich in den Waffen üben. Was diesen Leuten im Anbeginn eines Kampfes fehle, würden sie ohne Zweifel durch Muth und Patriotismus ersetzen. Die Soldatenspielerei der Milizkompagnien, namentlich in den großen Städten, hat ohne Zweifel ihre humoristische Seite, aber von dieser darf man nicht auf die Sache selbst schließen. Unter ihrer Oberfläche ist eine ungeheure Kraft und ein gewaltiger Ernst verborgen. Die Zahl der waffentragenden, in den Listen der Landwehr verzeichneten dienstpflichtigen Männer betrug im Jahre 1859 nicht weniger als 2,827,486 Köpfe. Von diesen sind mindestens drei- bis viermalhunderttausend Mann, namentlich im Westen, geübte Büchsenschützen, aus denen sich binnen wenigen Wochen vortreffliche Kerntruppen bilden lassen, die vor keinem noch so taktisch gebildeten Heere zurückweichen. Sobald ein Feind erschiene, würden sie in ungezählten Schaaren ihm entgegeneilen, und ein Aufruf des Präsidenten reichte hin, um hunderttausend Freiwillige für das stehende Heer zu gewinnen. Während des Krieges gegen Mexiko strömten sie in solcher Menge herbei, daß man sie nur zum kleinern Theil verwenden konnte. Die Nordamerikaner sind kein soldatisches Volk, das seinen Ruhm in kriegeri-

schen Thaten sucht, aber sie besitzen Muth und Zähigkeit, und der kriegerische Geist würde bald die gesammte Jugend ergreifen, wenn das Vaterland bedroht wäre. Ohnehin leben Millionen Deutsche in den Vereinigten Staaten, und schon durch sie wäre an und für sich eine Bürgschaft für kriegerische Tüchtigkeit gegeben.

Warum sollte dieses System, wenn doch einmal die Völker sich nicht in das Gefühl der Sicherheit hüllen, sondern im Anschlag einander gegenüber stehen sollen, nicht auch auf Europa anwendbar sein? Beweist doch die Schweiz zur Genüge, daß selbst ein kleines Volk in Waffen mehr Achtung einflößt und seine Selbstständigkeit energischer zu wahren weiß, als es das kostspieligste und bestorganisirte stehende Heer vermöchte.

Aber wozu Eulen nach Athen tragen? Das sind so oft bewiesene, so feststehende, so allbekannte Sachen, daß nichts mehr zu ihrer Bestätigung hinzuzufügen ist, — gerade so feststehend, als die Thatsache, daß die stehenden Heere wohl den Völkern, nicht aber den Fürsten entbehrlich sind, — und so lange der Grundsatz in Europa Geltung hat, daß die Völker der Fürsten wegen da sind, nicht die Fürsten der Völker wegen, so lange werden auch die stehenden Heere eine Nothwendigkeit unseres Regierungssystems bleiben, und so lange wird dieses wie ein Vampyr das Volkswohl umklammert halten — bis es mit ihm in den selbst gewühlten Abgrund des Verderbens stürzt.

Betrachten wir nun West-Point und die dortige, im Jahr 1802 gegründete Militärakademie, in welcher alle Offiziere und Ingenieure für die Armee der Vereinigten Staaten gebildet werden. Der Ort liegt etwa 53 englische Meilen stromaufwärts von Newyork, am rechten, westlichen Ufer des Hudson, in welchen eine hohe Landspitze weit vorspringt: daher der Name. Die Gegend ist prächtig und erinnert wieder, wie so manche früheren Bilder, an die schönsten Landschaften unseres Rheins. Auf einer ein paar hundert Morgen großen, 157 Fuß hoch liegenden Fläche, erheben sich die verschiedenen Gebäude: die Halle der Akademie, die Kapellen, Krankenhaus und Bibliothek, Speisehaus, die Kaserne für die Kadetten, die Wohnungen für Lehrer und Offiziere. Unterhalb des Hügels nach Nordwesten hin liegt Campton mit einer Kaserne und verschiedenen andern Gebäuden. Grade gegenüber sind die Ueberreste des aus der Revolution herrührenden Fort Putnam; unten in der Ebene sieht man noch Erdhügel vom ehemaligen Fort Clinton. West-Point gegenüber, am östlichen Ufer, ist Konstitution-Island; dort hatte man während des Unabhängigkeitskrieges Ketten über den Fluß gezogen.

Die Einrichtungen in dieser Militärakademie sind in mancher Beziehung eigenthümlich, weshalb wir etwas näher auf dieselben eingehen wollen. Jeder Bezirk, der einen Abgeordneten in den Kongreß wählt,

hat das Recht, durch diesen Abgeordneten einen Kadetten zur Aufnahme vorzuschlagen, sobald eine Stelle erledigt ist. Im Durchschnitt beträgt die Zahl der Akademiezöglinge nahe an dreihundert, der Präsident kann seinerseits außerdem alljährlich zwölf Kadetten ernennen, die aber erst eintreten, wenn sie die vorschriftsmäßigen Prüfungen bestanden haben. Während des mexikanischen Krieges meldeten sich in einem einzigen Jahr mehr als zehntausend Bewerber zur Aufnahme, und das scheint uns bezeichnend für den Geist, welcher in der amerikanischen Jugend lebt. Von den Angenommenen tritt in der Regel ein Drittheil bis zur Hälfte wieder zurück, weil sie nicht körperkräftig genug sind oder in den Prüfungen nicht genügend befunden werden.

Die verschiedenen Lehrgänge nehmen vier volle Jahre in Anspruch. Früher war in West-Point ein widersinniges Pennalwesen herrschend; der Ankömmling wurde arg gehänselt und verspottet, man bezeichnete ihn nur als ein „Ding", als einen „Plebe"; doch hat dieser Unfug in neueren Zeiten sich mehr und mehr verloren. Wer die erste Prüfung bestanden hat, also zur Aufnahme befähigt ist, erhält die schlichte Kadettentracht, grau, mit glockenförmigen Knöpfen und schwarzem Vorstoß. Das gesammte Corps bildet ein Bataillon von vier Kompagnien, und sämmtliche Offiziersstellen werden von Kadetten bekleidet. Ueber alle steht der Kadettenkapitän mit vier Lieutenants, welche aus der Armee nach West-Point als Rittmeister befehligt worden sind. Die erste Kadettenklasse liefert die erforderlichen Kadettenhauptleute und Lieutenants, die zweite alle Sergeanten, die dritte alle Korporäle; alle übrigen dienen als Gemeine. Das Kadettenexercitium leitet der Korporal, jenes der Kompagnie ein Lieutenant von der Armee. Die jungen Leute werden in angestrengter Thätigkeit erhalten, und gegen Ende des Juni beziehen alle ein Lager bei West-Point, das sie selber aufschlagen müssen. Sie haben genau denselben Felddienst wie die Soldaten im stehenden Heere und lernen denselben gründlich kennen. Das Lager besteht aus acht Zeltreihen mit vorgeschobenen Wachtzelten. Tag und Nacht sind acht Posten ausgestellt, und binnen 24 Stunden finden vier Ablösungen Statt. Täglich wird zweimal Musterung gehalten, vier Stunden lang wird exercirt; hier wird geschossen, dort geritten oder gefochten, überall ist reges Leben. Der Kadett steht unter den Kriegsartikeln, tritt als Unterlieutenant ins Heer, nachdem er seine letzte Prüfung bestanden hat und muß sich verpflichten, zunächst binnen vier Jahren seinen Abschied nicht zu fordern.

Das Lager wird zu Ende des Augustmonats aufgebracht. Vor dem Wiedereinzug in die Kaserne wird ein Feuerwerk veranstaltet und, nach dem Takte der Trommel, ein großer Fackeltanz aufgeführt. Ehemals mußten die Kadetten angestrengte Marschübungen bis in weite Fernen machen, aber dieser Brauch ist abgestellt worden, weil dabei die jungen Männer sich nicht an strenge Zucht banden.

Der Lehrgang ist gründlich, namentlich in den mathematischen Wissenschaften. Die Kadetten erhalten Censuren. Wer jährlich 200 Fehler im Betragen hat, wird entlassen; über Fleiß und Aufführung berichtet man monatlich an den Vater oder Vormund jedes Einzelnen. Die Disciplin ist streng. In der zweiten Klasse wird vorzugsweise Physik getrieben; dann folgen Ingenieurwissenschaften, Chemie, topographische Uebungen und Zeichnen; es versteht sich von selbst, daß jeder Einzelne auch den Kursus seiner Specialwaffe durchmacht. Von fremden Sprachen ist seither nur die französische gelehrt worden, doch hat sich in neuerer Zeit das Bedürfniß, auch Spanisch zu lernen, geltend gemacht. Die Jahreskosten der Akademie betragen kaum so viel wie der Unterhalt einer Fregatte, zwischen 160 bis 180,000 Dollars. Sie hat viele ausgezeichnet tüchtige Offiziere geliefert, und die Arbeiten der Ingenieur-Topographen, welche seit einem Jahrzehnt die verschiedenen Strecken zur Anlage einer Eisenbahn nach dem Westen untersucht, vermessen und beschrieben haben, geben allein schon ein tüchtiges Zeugniß.

Im demokratischen Amerika ist oft der Vorwurf erhoben worden, daß West-Point eine Pflanzschule für aristokratische Standesüberhebung sei, aber diese geht doch nicht weiter, als daß die Offiziere, welche aus der Akademie hervorgegangen sind, einen gewissen Corpsgeist zeigen, der bei Soldaten von Beruf überall sich zeigt. Eine abgeschlossene Kaste bilden sie nicht; von Privilegien im Staat oder in der Gesellschaft ist für sie keine Rede, und wegen der Zulässigkeit zu ihren Reihen versteht sich in einer demokratischen Republik die Gleichberechtigung aller Bürgerssöhne von selbst.

In Europa betrachten manche verarmte Familien von „Rang und Stand" die Armeen als Anstalten, in welchen ihre Söhne ein „standesmäßiges" Unterkommen finden, und eine gewisse „Stellung im gesellschaftlichen Leben" erhalten; in Nordamerika bietet jeder andere Beruf an Lohn und Ehren reichlich so viel wie der des Offiziers. Am Schluß des vorigen Jahres zählte das stehende Heer Alles in Allem 1084 Offiziere aller Grade; an Musikern, Unteroffizieren, Handwerkern und Gemeinen 11,859 Mann, im Ganzen 12,943. Ein Dragoneroberst bezieht monatlich im Ganzen 235 Dollars, ein Artillerie- und Infanterieoberst 218 Dollars, ein Major 175, ein Hauptmann 118, ein Oberlieutenant 108, ein Unterlieutenant 103 Dollars. Die europäische Art der Pensionirungen kennt Amerika nicht. Innerer Drang und Interesse für den Stand müssen das Beste dazu thun, für diesen entbehrungsvollen Beruf zu werben, denn wer sich als Offizier dem Heerdienste zuwendet, opfert dafür jedenfalls eine mehr versprechende Laufbahn und hat die gewisse Aussicht, mehr als die halbe Lebenszeit in wilden Gegenden, fern von aller civilisirten Gesellschaft, zu verbringen.

Schloß Eisgrub.

Die schmalste Portion bei der Austheilung der deutschen Souveränetäten aus der großen wiener Schlacht-Schüssel im Jahr 1815, das winzigste Stückchen Kolorit auf der buntscheckigen Fläche der deutschen Karte, den niedrigsten Sessel am grünen Tisch in der eschenheimer Gasse, den kleinsten Raum im gothaer genealogischen Kalender*) erhielt der Fürst von Lichtenstein. Doch ist ihm mancher Trost für diese Auszeichnung geblieben: sein Geschlecht ist eines der ältesten, ruhm- und verdienstvollsten der österreichischen Monarchie, ein stolzer Wappen-Adler schwebt über seinem Zaunkönignest; sein Privatbesitz, einer der ausgedehntesten und reichsten, ist über 100 Quadratmeilen groß mit einem Einkommen von über 2,000,000 Gulden, und sein Schloß in Mähren, Eisgrub, der schönste Fürstensitz Deutschlands. Ein so vornehmer und reicher Herr darf wohl eine solche absonderliche Liebhaberei treiben und auf einem Thrönchen von Gottes Gnaden es sich wohl sein lassen. Möge er das Steckenpferdchen noch recht lange reiten, zur Freude seiner konstitutionellen Unterthanen und zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts!

Eisgrub, eine Fideikommißherrschaft der Fürsten von Lichtenstein, liegt im Kreis Brünn, an der mährischen Eisenbahn. Das neue Schloß ward vom reichen Besitzer auf den Grundmauern des alten errichtet, mit allem Aufwand an Geschmack, welchen Reichthum nur gewähren kann. Die wüste und sumpfige Umgegend verwandelte sich in den herrlichsten Park, der je ein Fürstenschloß umgab. Es ist der zeitweilige Sommeraufenthalt des regierenden Fürsten, der seine Residenz in Wien hat. —

*) Wörtlich: Vorstand der Hofkanzlei: Zipfl. Landesverweser: Menzinger. Flächengehalt $2^{9}/_{10}$ Quadratmeilen. Bevölkerung: 7150 Seelen. Gesammt-Einnahme und Ausgabe: 55,000 Gulden. Bundeskontingent: 55 Mann.

SCHLOSS EISGRUB
IN MAEHREN

Eigenthum d. Verleger

Es ließe sich noch Vieles sagen über die wahrhaft seltenen Schätze der Pracht und Kunst, welche diese Mauern in sich bergen, namentlich über eine Gallerie der kostbarsten Werke alter italienischer Meister, den höchst geschmackvoll ausgestatteten Waffensaal voll historischer Merkwürdigkeiten, über die 34 in vollem Turnierschmuck strahlenden Rüstungen mährischer und böhmischer Könige, über den Reichthum an Trophäen, welche die alten Lichtensteine aus den Türkenkriegen erbeuteten, über Sammlungen von Alterthümern des Landes, von kostbarem Schmuck und Kleinoden, von seltenem Hausrath, deren diese Fürstenwohnung voll ist, auch über den Luxus der Ställe, die Pracht der Pferde und Geschirre, über die feenhafte Einrichtung der Gewächshäuser mit ihren Palmen- und Orangenhainen, über das kunstvolle Raffinement der Parkanlagen, das seltene Wild der Gehege und über tausend andere Dinge, die des Besuchers Blick fesseln und Entzücken erregen, wenn dem Leser mit dem Lesen solcher Herrlichkeiten etwas gedient sein würde. Die Hunderte von Fürstenschlössern, mit denen Deutschlands schönste Gauen gesegnet sind, haben das Eine oder Andere in der Ausstattung mit dem Gegenstand unseres Bildes gemein — nur nicht das Wohlthuende, daß in Eisgrub nicht der Schweiß und das Blut bis zur drückenden Entbehrung ausgesogener Unterthanen aufgehäuft werden — denn die Einkünfte des Fürstenthums würden schwerlich die Fütterungskosten der Jagdhunde decken — sondern daß alle diese Herrlichkeit nur dem erbeigenen Reichthum und der unschädlichen Munificenz eines pracht- und kunstliebenden Herrn ihr Dasein verdankt.

Tulln.

„Eine Stadt liegt an der Donau, im Oestreicher Land,
Die ist geheißen Tulna, da ward ihr (Kriemhild) erst bekannt
Manche fremde Sitte, die sie noch niemals sah;
Da empfingen sie Viele, denen noch Leid von ihr geschah."

(Lied von der Nibelungen Noth.)

So weit die Donau hinauf, bis ob dem Wiener Wald, grenzte damals das gewaltige Hunnenreich. Hier stieg Kriemhild auf ihrer Brautfahrt an's Land mit ihren edlen Recken, und unter Waffenpracht und Festesglanz, wie sie ihr Auge noch nie geschaut, ward sie von König Etzel und tausend kühnen Degen aus nahen und fernen Landen hier empfangen. So rasch auch die Winde das Geräusch der Festgelage von dannen getragen und die Fluthen des Stroms, welche die Barke der königlichen Braut an dieses Gestade geführt, zum Meere entflohen sein mögen, des Dichters Genius hat jene verhängnißvolle Landung in seine unvergänglichen Tafeln eingegraben, die unserer Vorzeit Heldenthum der fernsten Zukunft noch verkünden werden, — lange, lange noch, nachdem auch jener Römertempel, der greise und einzige noch aufrecht stehende Zeuge jener glänzenden Tage, tief in Staub versunken sein wird. Auch manches Lesers Phantasie wird's besser behagen, das friedliche Bildchen lieber mit den hohen, stolz einherschreitenden Reckengestalten der Nibelungen zu beleben und den grimmen Hagen, den kühnen Spielmann Volker, den tapfern Gunther in schimmernder Königspracht hier zu sehen, hier, wo die Sonne erbleichte vom Waffenglanz vergoldeter Helme und die Luft erbebte von den tönenden Schilden und den Streichen der besten Schwerter, und wo unser Zeichner vor seinen Augen fromme Waller zum kleinen Gotteshaus ziehen läßt.

Doch soll mir deshalb Niemand die schlichte katholische Pfarrkirche in Tulln gering achten, in welche sich die Anbetung Gottes geflüchtet hat, nachdem sie von den Altären jenes heidnischen Tempels verscheucht worden. Der Gott,

DIE PFARRKIRCHE UND DER ALTE RÖMISCHE TEMPEL ZU TULLN

Niederösterreich

welcher einst die römischen Adler beschirmte, als sie die Kultur nach den Wäldern der Donauufer trugen und in den festen Kastren am deutschen Strome horsteten, der Gott wollte schon damals keine Knechte und wurde ob des Uebermuths der römischen Legionen zum Gott der Rache, der die Unterdrücker verderbte und die Brandfackel in's Dach des eigenen Tempels schleuderte. Dieser Gott, den die Priester unserer Tage für immer unter die hohen Giebel ihrer Dome und die Kuppeln ihrer Kathedralen gebannt glauben und vor dem sie so eifrig räuchern und kuiren, wird die Leuchte der Aufklärung dennoch wieder hoch halten und das Banner der Erlösung auch unter diesem Himmelsstrich entfalten, wenn die Mächte geistiger und weltlicher Finsterniß das Maß ihrer Schandthaten erfüllt haben werden. Eine glücklichere Nachwelt wird dann zu demselben Gott beten, wenn auch an der katholischen Pfarrkirche von Tulln längst das Loos ihres Nachbars sich erfüllt haben wird — das des verödeten Tempels der Römer.

Comagene ist der uns überlieferte Name des römischen Kastrums, welcher an der Stelle des heutigen Tulln stand. Es liegt in äußerst fruchtbarer Gegend. Fünf Meilen lang stromaufwärts breitet das Tullnerfeld sich aus, berühmt als eines der gesegnetsten Donaugestade, oft getränkt vom Blut der Schlachten. Im 15. Jahrhundert nahm zweimal Matthias Corvinus die Stadt belagernd und stürmend ein, und im Jahr 1683 vereinigte der Polenkönig Sobieski auf dem Tullnerfeld die Schaaren seiner Verbündeten zur Entsetzung des von den Türken hart bedrängten Wien.

Lange, bevor die große Kaiserstadt selbst erbaut worden, stand schon das jetzt kleine unscheinbare Tulln fertig in der Geschichte, und war — Oesterreichs Hauptstadt. Als Römersitz, als Avaren-Grenz-Veste, als Aufenthaltsort Karls des Großen, als Schirmburg und Residenz späterer Markgrafen, dann nach verheerenden Einfällen der Ungarn als Kolonie bayerischer Insassen, hierauf als Eigenthum der Kaiser des Sachsenstammes, geht Tullns Geschichte glanzvoll durch zwölf Jahrhunderte.

Die lange Wand an der oberen Donau.

Warum auf 100 Rheinreisende kaum ein Donaureisender kommt? Warum der Rhein hundertfach besungen ist, während die Donau noch nicht einen einzigen Sänger gefunden hat? Steht sie denn an Rang und Reizen so weit ihrem stolzen Rivalen nach? Gewiß nicht an geschichtlicher Bedeutung, in welcher ihr mehr noch als dem Rhein das so gang und gäbe, wiewohl oft genug zu Schanden gewordene Prädikat des „deutschen Stromes" gebührt.

An den Ufern der Donau brachen sich zuerst die Siegeswogen der Mark-Aurelischen Legionen; die Marken des römischen Weltreichs mußten jenseits stehen bleiben. In ihren Uferlanden fielen der Bischof Maximilian, der Tribun Florian, der heilige Stephan, die ersten Blutzeugen der weltversöhnenden Heilslehre. Auf der Donau flüchtete Julian, der Apostat, der Mann voll Römertugend, die zerfallende Civilisation von Byzanz nach den Ufern der Save; an der Donau breitete Attila, die Geißel Gottes, seine blutige Herrschaft aus; an ihren Gestaden baute der heilige Severin seine Zelle, aus welcher der Heruler Odoaker gen Welschland zog, um das Thierfell um seine Lenden gegen den römischen Purpur einzutauschen; von Regensburg schiffte Rupert, der Gottesmann, die Donau hinab, den verwilderten Völkern das Christenthum zu predigen; längs der Donau drang Karl der Große mit seinen gewaltigen Heeresmassen und dem Schrecken seines Namens hinab gegen die räuberischen Avaren und um des Magyaren trotzige Donauveste Melk wüthete noch 30 Jahre lang nach der Lechfeldsschlacht blutiger Streit. Und wie die Wogen der Völkerwanderung sich Jahrhunderte lang das Donauthal herauf über das westliche Europa ergossen, so zeigte wiederum die Donau ein Jahrhundert hindurch den streitlustigen Ritterschaaren mit dem Kreuz den Weg zur Befreiung des Heilandsgrabes, zu den Wundern und Märchen des Morgenlandes. Regensburg und Wien waren fortan die beiden Pole des süddeutschen Handels, die geräuschvollen Stapelplätze eines großartigen Verkehrs mit dem Orient. In dem Fischerdörfchen Erdberg bei Wien ward Richard Löwenherz erkannt und gefangen. Die deutschen Barden Heinrich von Ofterdingen, Walter von der Vogelweide, Ulrich von Lichtenstein erfüllten die Donau-

OBERE DONAU

lande mit dem Ruhme ihrer Lieder. An der Donau, bei Wien, schlug der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, die grausigsten Gäste, welche je Deutschlands Grenzen verheerten, die Mongolen, auf's Haupt; auf dem Marchfelde errang Rudolf I. von Habsburg sich die deutsche Kaiserkrone, dem Reich Friede, Ordnung und Gesetz. Nach ihm haben Streitsucht und Ländergier deutscher Fürsten viel deutsches Blut den Donauländern zu trinken gegeben, und doch waren es wiederum der deutsche Strom und die Mauern Wiens, welche den von Sieg zu Sieg fliegenden Roßschweifen des großen Suleymann Halt geboten und das deutsche Vaterland vor dem Schicksal gerettet haben, zu einer osmanischen Provinz zu werden. Im dreißigjährigen Krieg rötheten sich die Fluthen der Donau vom Blut der Römischgläubigen und Lutherischen, wie im Bauernkrieg von dem der Edlen und Bauern im obderensischen Lande, und auf den Feldern von Ulm, Elchingen, an der Drau und bei Aspern wirft noch heute des Landmanns Pflugschar die Gebeine der Tapfern aus den Furchen, sowohl die für den Ruhm des fremden Eroberers, als die für ihr Vaterland dort ihr Grab fanden; — auch die That, die uns in den so reichlich verdienten Siegerkranz so scharfe Dornen flocht, der Fürstentag, der den „Bundestag" geschaffen, ward an den Donauufern vollbracht.

Narben deutscher Ruhmesgeschichte hat also die Donaunymphe mehre und tiefere aufzuweisen, als irgend ein anderer deutscher Strom, daß es ihr aber auch an Reizen der Natur, an melodischem Sagenklang, an der Rebe edlem Gold, und an männlich deutschem Sinn ihrer Söhne nicht gebricht: das werden diese Blätter in der Zukunft uns oft zu Gemüthe führen.

Bild und Legende von der langen Wand bei Weltenburg in Bayern liegen uns zunächst zur Hand.

Senkrecht ragen hier zu beiden Seiten des Wasserspiegels die Felsen auf, ja überhängend sogar, und kein Fuß breit Land bleibt zum Wandeln übrig. So schaurig, wie dieser Felsenengpaß des Stromthales, so erhaben und imposant ist nicht des Rheins gepriesene Lurley und nicht des Hudsons Pallisaden. Wehe, wenn hier ein Sturmwetter die Schiffenden trifft, wenn empörte Wogen die schwankenden Fahrzeuge an den Felsen zu zerschellen drohen. Dann thut freilich Hülfe von oben Noth, und St. Nepomucks Wunderkraft erflehen dann laut die Schiffenden. In langer Ausdehnung setzt sich zu beiden Seiten derselben Wassergasse die Felsenwand fort. Starke eiserne Ringe, an das Gestein gekettet, dienen dazu, daß die Stromaufwärtsschiffenden mit Hacken die Fahrzeuge gegen die Wellen ziehn.

Drei Felsenplatten, die zur linken Hand gesondert aus der Fluth gucken, heißen die drei Brüder, und die Sage flüstert: Es sind einmal drei Brüder gewesen, davon waren zwei ihrem jüngsten feind und wollten ihn verderben durch jähen Tod. Aus der Zille, einem großen Kahn, darin sie fuhren, stürzten sie den Bruder an jener

Stelle, da gerade kein anderes Schiff sich zeigte, und sie ganz einsam auf dem schaurig schönen Fluthenspiegel dahin glitten, in den Strom. Da brauste es in der Tiefe zürnend auf, eine Welle sprang empor, und warf, wie die Faust eines übermächtigen Riesen, die Zille um sammt den Brudermördern, und darauf wurden alle drei in jene Felssteine verwandelt, der Nachwelt zum Gedächtniß, den Bösen zur Warnung.

An anderer Stelle umkreist schwarzes Geflügel eine Felshöhle, die wie ein dunkles Cyklopenauge an der Bergstirne sich zeigt. Das ist das Rabenloch, und einen isolirten Fels nicht ferne davon, den nennen sie, ob seiner eigenthümlichen Gestalt, die schwangere Jungfer. Von ihr geht eine uralte Sage: „Ein liebliches Nixenmädchen, — so erzählt sie, — schwamm im Mondenschein auf dem ruhigen, leise murmelnden Gewässer; ihr langes grünes Haar breitete sich wie ein Goldschimmer darüber hin. Ein Fischer hatte seine Netze an heimlicher Stelle nahe dem Ufer in den Strom geworfen, und in ihnen verfing sich das Nixlein. Stärker rauschte es, der Fischer kam erfreut und zog den sträubenden allerliebsten Fisch an's Land. Bald koseten sie im holdseligen Liebesgetändel, und sie fing nun ihn im Netz ihrer wunderbaren Schönheit. Mit tausend Eiden schwur er ihr sich zu, schwur, ihr nimmer die Treue zu brechen, die sie als einzigen Liebelohn mit stürmischem Verlangen forderte. Er brach ihre Blüthe und brach seine Schwüre, und hing sich an eine junge Dirne seines Dorfes, mit welcher er kirchlich aufgeboten wurde nach Brauch und Herkommen. Da kam, unter'm Herzen die Liebesfrucht, die arme Nixenmaid an die Kirche, und heischte ihr Recht; aber die Mutter legte ihr Kreuze in den Weg, der Fischer wandte ihr den Rücken, und der Pfarrer nahm ein dickes Buch, das an einer Kette lag und las Bannformeln gegen die bösen und verfluchten Geister der Wasserwelt. Da entwich weinend das schöne bleiche Wesen und klagte der Donaufei ihren Fall und ihren Schmerz; die aber verwandelte alsbald die Kummervolle in jene Steingestalt. Des Fischers Strafe blieb nicht aus. So oft er dort vorüberfuhr, war es, als blicke von der Höhe der Steinmaid ein strafendes, glühendes Augenpaar, und als wimmere ein Kind in gepreßten Schmerzenstönen, und er war oft Tage lang wie gebannt an jene Stelle. Er hatte seine Dirne gefreit, doch nicht lange währte die Freude. Eines Tags verspätete er sich bei'm Fischfang, wieder schien goldighell der Mond, und geheimnißvoll murmelten die Wellen; wieder rauschte es stark von den Netzen her, wieder war ein Nixlein gefangen, aber wie er nun zog, da zog es noch stärker ihn; das Netz zerriß, und ein bleiches Wasserweib, das seiner ersten Lieben glich, umschlang ihn fest, und drückte und herzte ihn, und küßte ihn todt. Nach neun Tagen schwamm am Felsenfuß der steinernen Jungfrau sein entstellter Leichnam."

WASHINGTON MONUMENT

BALTIMORE

Das Washingtondenkmal zu Baltimore in Maryland.

Baltimore ist ohne alle Frage eine der schönsten Städte Amerika's. Sie liegt auf der Grenzscheide der nördlichen und südlichen Staaten, am linken Ufer des Patapsko, der drei deutsche Meilen weiter abwärts in die schöne Chesapeake-Bay mündet. So ist Baltimore eine Seestadt, hat einen vortrefflichen Hafen, und vermittelst desselben Verbindung mit dem Ocean; das Hinterland ist zum Theil ungemein fruchtbar, liefert vorzugsweise Tabak und Mehl zur Ausfuhr, und die Verbindung mit allen Theilen der großen Union wird durch die Eisenbahnen nach allen Richtungen hin erleichtert. Die Gunst der Umstände hat man zu benutzen verstanden, und da, wo vor etwa hundert Jahren (1765) erst 49 armselige Häuser standen, sehen wir nun eine Prachtstadt, die gegenwärtig nahe an zweimalhunderttausend Menschen zählt. Zu Anfang unsers Jahrhunderts betrug die Ziffer der Einwohner erst 26,614, sie war 1830 schon auf 80,000, und im Jahre 1850 auf 169,000 gestiegen. Je mehr das Hinterland durch Besiedelung entwickelt wurde, um so rascher und gediegener entwickelte sich auch der Aus- und Einfuhrhafen desselben, und der Handelsverkehr gewann einen großen Umfang.

Die Bauart ist einförmig in der gewöhnlichen amerikanischen Weise; viele Häuser sind stattlich genug, wenn auch zumeist ohne gediegenen Geschmack, die Zahl der Kirchen beläuft sich auf mehr als hundert, die Markt- oder Baltimorestraße ist eine halbe Stunde lang und vierzig Ellen breit. Einen schönen Anblick gewährt Baltimore dadurch, daß es sich über eine Anzahl von Hügeln hin ausdehnt; dadurch gewinnt es einen eigenthümlichen Charakter und verliert das Gepräge der Langweile, durch welches namentlich Philadelphia sich auszeichnet. Auf einigen dieser Hügel hat man Monumente errichtet, und diese sind auch

aus weiter Ferne sichtbar. So steht zum Beispiel das Denkmal zu Ehren Washingtons 150 Fuß über den Wasserspiegel des Patapsko; die schlichte dorische Säule erhebt sich auf einer zwanzig Fuß hohen, fünfzig Fuß in's Gevierte haltenden Grundlage; der Schaft hat 160 Fuß Höhe und 20 Fuß im Durchmesser. Auf ihm steht eine dreizehn Fuß hohe Statue Georg Washingtons, zu welcher im Innern der Säule eine Wendeltreppe hinaufführt. Ein zweites Denkmal, das Battle-Monument, wurde 1815 zum Andenken der Kämpfer errichtet, welche am 13. September 1814 bei Vertheidigung der Stadt gegen den englischen General Roß fielen. Beide Denkmäler sind weder schön noch großartig, aber weil Baltimore sie besitzt, nennt es sich vorzugsweise die „Stadt der Monumente." In Europa würde man von dergleichen kein Aufheben machen.

Berühmt sind die schönen Weiber von Baltimore. Sie zeichnen sich vor den Yankeemädchen und Frauen sehr vortheilhaft aus durch hübschen Wuchs, runde und doch nicht zu volle Formen und durch eine anmuthige Haltung; auch ist die Gesichtsfarbe frisch. Aber berüchtigt ist Baltimore durch seine Tabakskauer, seine Raufbolde und seine Know-Nothings, ächtes Vollblut des nativistischen Jung-Amerika, das an Rohheit mit den Kannibalen der Südseeinseln wetteifert. Ein Fremder, welcher auf der Eisenbahn nach Baltimore fährt, wird allemal mit sehr unangenehmen Leuten in Berührung kommen. Sie kauen ächten virginischen Lady-Twist oder guten Cavendish, zwei bei ihnen sehr beliebte Sorten Tabak, und speien in höchst widerwärtiger Weise auf den Boden, der bald eine braune Ueberschwemmung erleidet, malen auch wohl allerlei Arabesken an Wagenfenster und Wände. Delikatesse und Rücksichtsnahme auf Andere kennt man nicht.

Doch solche Tabakskauer sind nur lästig und unangenehm, dagegen sind die Raufbolde im höchsten Grade gemeinschädlich. Die schöne Stadt der Monumente zählt unter ihren paarmalhunderttausend Einwohnern mehr nichtswürdige Rowdies, als irgend eine andere Stadt. Sie ist in dieser Hinsicht noch berüchtigter als selbst New-York, und die Banden der Rowdies sind um so gefährlicher, da sie in der Politik eine hervorragende Rolle spielen. Maryland ist der einzige Staat, in welchem bis jetzt die nativistischen Know-Nothings die Herrschaft behaupteten; in allen anderen haben sie dieselbe eingebüßt, nachdem sie da oder dort vorübergehend, aber nur auf wenige Jahre, die Regierung an sich zu bringen gewußt hatten.

Diese Nativisten sind eine so eigenthümliche Erscheinung und ihr ganzes Treiben wirft ein so helles Schlaglicht auf die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände in den Vereinigten Staaten, daß es sich der Mühe verlohnt, näher darauf einzugehen. Amerika war von Anfang an ein Aufnahmebecken für Menschen aus allen Ländern Europa's; in Pennsylvanien lebten schon einige tausend deutsche Ansiedler, bevor noch Wilhelm Penn an den Delaware gekommen war; im Süden der Vereinigten Staaten waren eben so wohl wie im

Westen Franzosen angesiedelt, ehe ein englisch redender Mensch Louisiana mit Augen erblickt hatte: durch die Einwanderung hat die Union Mark und Kraft bekommen, und alle verständigen Männer haben den Werth derselben stets zu schätzen gewußt. Jeder fremde Ankömmling, der vor der zuständigen Behörde die Erklärung abgibt, daß er Bürger werden wolle, tritt nach Ablauf von fünf Jahren in das volle Bürgerrecht der Union ein; in den einzelnen Staaten sind die Bestimmungen über das Bürgerrecht für den betreffenden Staat verschieden. Allmählig wurden die „adoptirten Bürger" durch ihre beträchtliche Anzahl und ihren Reichthum ein wichtiger Faktor in der Politik und gewannen Einfluß, welchen ein Theil der eingebornen Amerikaner ihnen nicht gönnte, obwohl auch sie zum bei weitem überwiegenden Theile Söhne oder Enkel von Einwanderern sind. Schon vor etwas mehr denn zwanzig Jahren, als diese „Nativisten" anfingen in politischer Beziehung wirksam aufzutreten, erließen sie einen öffentlichen Aufruf, in welchem sie mit komischem Pomp und anmaßendem Schwulst wörtlich erklärten: „Wir, die eingeborenen Bürger der Vereinigten Staaten, erkennen keine andere Macht über uns, als unsern erhabenen Willen und unser eigenes Gefallen, wie es in unserer Verfassung sich ausspricht. Wir sind der Adel, das königliche Blut von Amerika, und wir sollten es als Hochverrath betrachten und sollten uns auf den Tod jedem Versuche widersetzen, der unsern Erbanspruch auf ungetheilten Besitz amerikanischer Rechte, Freiheiten und Vortheile sich anmaßen will. Der Ausländer kann nur allein durch Handarbeit den Vereinigten Staaten nützen, und es ist die Pflicht und das Recht des amerikanischen Volkes, die Fremden darauf zu beschränken, weil Handarbeit der einzige für sie angemessene Beruf in diesem Lande ist."

In diesen Worten spricht sich die ganze Ueberhebung und Anmaßung der Nativisten aus, welche vor etwa acht Jahren in neuer Verpuppung, aber mit derselben Grundansicht als Partei der Nichtswisser, Know-Nothings, auftraten. Sie verfahren bis heute sehr ausschließlich gegen alle Fremden, insbesondere aber gegen die Katholiken. Ihre Führer, die „Drahtzieher", bildeten dann einen geheimen Orden mit mehren Graden, und nannten sich Nichtswisser, weil von allen politischen Umtrieben, welche sie insgeheim anzettelten, nichts verrathen werden durfte. Die Mitglieder waren eidlich verpflichtet, allemal für die Männer und die Maßregeln zu sprechen, zu schreiben oder zu stimmen, welche ihnen von den Ordensobern empfohlen würden; diese letztern aber traten als ehrgeizige Demagogen auf. Die Know-Nothings waren und sind eine Partei des Fremdenhasses; aber eine Zeit lang so mächtig geworden, daß sie bei der Präsidentenwahl von 1856 über 800,000 Stimmen verfügen konnten. Jetzt ist der Orden als solcher verschwunden, aber die alten Genossen halten noch vielfach zusammen, und ihre Gesinnung hat sich nicht geändert.

Maryland ist, wie gesagt, bis jetzt als Beute in ihrer Gewalt geblieben. Diese haben sie auf eine gewaltthätige Art sich errungen; sie traten alle Gesetze mit Füßen, nahmen die Wahlbuden in offenem Kampfe, verübten Mord und Todschlag in den Straßen, gaben falsche Resultate der durch sie beeinflußten Stimmurnen an, und zwangen auf solche Weise dem Staate Maryland einen Gouverneur und andere hohe Beamte, der Stadt Baltimore einen Bürgermeister und eine Stadtverwaltung auf. Die gewissenlosen Aemterjäger behielten den Sieg, weil ihnen jedes Mittel zur Einschüchterung der Gegenpartei und der friedlichen, das Gesetz achtenden Leute überhaupt recht war. Sie nahmen alle Rowdybanden Baltimore's in Sold und gewannen dadurch die Mitwirkung einiger tausend Kehlabschneider.

Aber was nennt man denn eigentlich einen Rowdy, einen Raufbold?. Der Begriff läßt sich, weil er so viel Mannichfaltigkeit einschließt, nicht mit ein paar Worten erschöpfen. Der Rowdy ist ein Mensch, der sich vor jeder ernsten Arbeit scheut, aber gern dem Wohlleben fröhnt. Er ist ein Sohn guter Familie oder auch ganz ungebildet; die Gesellschaft empfängt ihre Mitglieder aus allen Schichten und treibt Unfug und Verbrechen in allen Abstufungen. Er ist falscher Spieler, er ist Räuber, der Nachts Leute überfällt und ausraubt, er lockt unerfahrene Leute in berüchtigte Häuser, hat stets Drehpistolen, Messer und eine Schlinge bei sich, geht Nachts auf allerlei Abenteuer aus, treibt sich bei Tage in feinen oder gemeinen Schenken umher, überfällt Wirthe, zerschlägt die Gläser und zahlt nichts; Geldforderungen beantwortet er mit Revolverschüssen, Skandal ist sein Element, er fängt ihn an, wo es irgend thunlich ist; er ist, obwohl oft wie ein Stutzer gekleidet, roh, gewissenlos, gemein, gewaltthätig, eine wahre Pest der Gesellschaft. Am gefährlichsten werden diese Leute dadurch, daß sie Banden bilden, welche über alle großen Städte der Union verbreitet sind, und es für eine „Ehrensache" halten, einander zu unterstützen. Jeder Rowdy ist bereit, für einen andern seines Gelichters einen falschen Eid zu schwören. Wem in New-York das Pflaster zu heiß wird, findet in Baltimore oder Cincinnati willkommene Aufnahme bei den dortigen Raufbolden. Seitdem die Korruption der politischen Parteien in den Vereinigten Staaten in so grauenerregender Weise um sich gegriffen hat, vermiethen sich die Rowdies an die politischen Drahtzieher; und geben für die, von welchen sie bezahlt werden, nicht nur ihre Stimmen ab, sondern verpflichten sich auch, alle die, welche zur Gegenpartei gehören, von den Stimmbuden fortzuprügeln, sie niederzuschlagen, und dabei im Nothfall auch von Messern und Pistolen Gebrauch zu machen; das bringt ihnen Vortheil. Gewöhnlich machen sie die Bedingung, daß eine Anzahl von ihnen öffentliche Aemter, namentlich bei der Polizei, erhalten sollen, und das geschieht auch allemal. Die politischen Führer müssen darum den Raufbolden alle Verbrechen ungestraft hingehen lassen,

weil diese sonst nicht reinen Mund halten, sondern Geheimnisse ausplaudern würden, deren Veröffentlichung für jene Männer verhängnißvoll werden könnte.

In Baltimore sind alle Raufbolde wüthende Know-Nothings, sie gehören zum „Adel, zum königlichen Blut Amerika's". Durch sie ist diese Partei an's Ruder gebracht worden; sie darf ihnen also nicht verbieten, sich allerlei landesüblichen Lustbarkeiten hinzugeben. Der Bäcker Rasch stand eines Nachmittags vor seiner Hausthür und rauchte eine Pfeife. Drei tabakkauende Know-Nothing-Rowdies gingen vorüber; der eine hatte eben einen neuen Revolver gekauft, den er probiren wollte. Nachdem er ihn geladen hatte, schoß er zum Vergnügen den deutschen Bäcker todt. Im Jahre 1855 plünderten Know-Nothing-Banden zu Louisville in Kentucky drei Tage lang die Häuser der adoptirten Bürger, und in den Straßen wurde ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Weder dort noch in Maryland ist den Mördern je auch nur ein Haar gekrümmt worden, denn die Richter sind aus Parteiwahlen hervorgegangen, und dürfen ihre Schuldigkeit nicht thun, weil sie es sonst mit einem so einflußreichen Element ihrer Partei verderben würden. Denn die Rowdies stehen Alle für Einen. Aber auch mit einem strengen Urtheil über einen Verbrecher wäre noch nichts gewonnen, denn in Maryland z. B. ist der Gouverneur ein Know-Nothing, er hat das Begnadigungsrecht und muß dasselbe zu Gunsten seiner Parteigenossen üben. Seit sechs Jahren sind in Maryland alle Rowdies und alle Know-Nothings, welche einen Mord verübt hatten, nach einer Haft von wenigen Monaten vollkommen begnadigt worden; Mörder, welche nicht zum königlichen Blut Amerika's gehören, kommen allemal ohne Gnade an den Galgen.

Aber, werden die Leser ausrufen, sind denn solche Dinge möglich, ist die obige Schilderung nicht etwa übertrieben, das Gemälde nicht gar zu dunkel gehalten? Nordamerika gilt doch für ein civilisirtes Land, in welchem derartige Abscheulichkeiten in planmäßiger Weise nicht stattfinden können! Auf solche Frage antworten wir am besten mit amtlich festgestellten Thatsachen.

Am 2. November 1859 fanden in Baltimore neue allgemeine Wahlen statt. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bürger hatte sich entschlossen, die durch abscheuliche Verbrechen und Mißbräuche aller Art unerträglich gewordene Herrschaft der Know-Nothings zu brechen. Diese wollten jedoch die einträglichen Aemter nicht fahren lassen, sondern nach wie vor am Platze bleiben. Da sie aber wußten, daß ihre Partei, weil in der Minderzahl, unterliegen müsse, falls bei den Wahlen Alles einen gesetzlichen Verlauf nahm, so blieb nichts übrig, als die Hitze der etlichen tausend Rowdies anzufeuern, die ja ohnehin ein Interesse daran hatten, daß ihre Brodgeber und politischen Freunde am Ruder blieben. Es wurde also verabredet, alle Wähler der Gegenpartei von den Stimmbuden fern zu halten und jene, welche sich trotzdem an dieselben wagen soll-

ten, niederzuschlagen. Um recht sicher zu gehen, wurden Rowdybanden auch aus andern Städten, namentlich aus Washington und New-York, verschrieben. Das Geld gaben die Know-Nothings.

Alles Weitere ergibt sich aus den, wie schon bemerkt, amtlich erhobenen Thatsachen. Wir wollen bemerken, daß Baltimore in zwanzig Stadtviertel (Wards) getheilt ist, deren jedes seine eigene Stimmbude, Poll, hat.

Schon früh am Morgen zogen Raufbolde in starken Gruppen durch die Straßen, um den Wählern zu zeigen, daß sie auf dem Platze seien. Sie tranken reichlich und begaben sich dann in die Nähe der Polls, wo die „Lustbarkeiten" auch sofort begannen. In der ersten Ward wollte Herr Cockey, ein Demokrat, seinen Stimmzettel abgeben, man schlug ihn aber mit einem Spitzbohrer zu Boden und drängte die übrigen Wähler mit Stock- und Faustschlägen zurück. Eine Anzahl deutscher Wähler schlug indeß die Rowdies zurück. Die Polizei war anwesend, verhielt sich aber ganz unthätig, außer daß sie mit den Raufbolden sich unterhielt und mit ihnen trank. In der zweiten Ward hatte man zum Schutz der Stimmbude eine Barrikade aufgeworfen, aber diese wurde von den „Mitgliedern der Klubs", wie die Raufbolde sich nannten, weggenommen und besetzt; eine Abtheilung derselben holte viele Wähler aus ihren Wohnungen herbei, und zwang sie unter Mißhandlungen, den Stimmzettel der Know-Nothings abzugeben. Nachmittags vier Uhr trafen in der Nähe der Polls zwei Rowdybanden, die mit einander in Streit gerathen waren, auf einander; die wilde Schaar war betrunken, und in der Präsidentenstraße kam es zu einem blutigen Kampfe mit Revolvern und Bowiemessern. Während des Gefechts zogen Andere umher und preßten Wähler; sie griffen einen deutschen Bürger auf. Als ein Landsmann denselben ihnen entreißen wollte, schoß der Raufbold Crowdly denselben nieder. In der dritten Ward, in der Bondstraße, hatten die rechtlichen Leute, die „Reform-Partei", gleichfalls Barrikaden aufwerfen lassen, und am Morgen verlief die Wahl ruhig. Als gegen Mittag ein betrunkener Rowdy Unfug anzettelte, trieb man ihn fort und schlug ihn blutig. Er holte seine Freunde herbei und nun wurden die Reformer verdrängt, denn die Polizei ermuthigte durch ihre Unthätigkeit das Treiben der Unruhstifter. Diese fingen mehre Deutsche auf, die sich zwar tüchtig wehrten, am Ende aber doch für die Know-Nothings stimmen mußten. Einige Male machten die Polizeidiener gemeinschaftliche Sache mit den Rowdies und schlugen mit auf die Reformer los. Nachmittags war die Stimmbude völlig im Besitze der Klubs, die nun planmäßig darauf ausgingen, Deutsche zu pressen, damit sie das „American Ticket" verstärkten. Sie brachen in viele Wohnungen ein und schleppten die Leute mit Gewalt zu den Polls. Dasselbe wiederholte sich in der vierten Ward, wo eine sehr zahlreiche Schaar von Knock-Downs thätig war, Kerle mit dicken Knitteln, welche jeden Reformer ohne Weiteres zu Boden schlugen, wenn er sich weigerte, aus ihren Händen einen Know-Nothing-Stimmzettel anzunehmen. Sie ließen gar keinen naturalisirten Bürger an die Stimmbude; auch hier blieb die Polizei unthätig, sah ruhig dem Unfuge zu und freute sich. Im fünften Stadtviertel beobachtete diese Wächterin der öffentlichen

Ordnung ganz dieselbe Haltung; schon um 10 Uhr Morgens durfte sich kein Reformer bei den Polls blicken lassen. Als trotzdem Herr Josua Vansandt sich durchgedrängt und seinen Stimmzettel für die Reformer abgegeben hatte, überfielen ihn die Regulatoren der Klubs und ohrfeigten ihn so lange, bis er ohnmächtig zur Erde sank. Als er wieder zu sich kam, forderte er die Polizei auf, die Missethäter zu verhaften, er bezeichnete sie mit dem Finger und nannte ihre Namen; aber die Polizeidiener öffneten ihre Reihen und ließen die „Regulatoren" unter hellem Gelächter entschlüpfen. Bald erschienen sie wieder mit einigen Wagenladungen voll Wählern, welche sie unterwegs zwangsweise aufgegriffen hatten und die nun abstimmen mußten, wie man ihnen gebot. Sechste Ward: Die Reformer wurden von den Klubs zurückgeschlagen. Viele Revolverschüsse. — Siebente Ward: Die Polizei sieht danach, daß die Reformer nicht todt geschlagen werden; sie hat aber nichts dagegen, daß die Regulatoren ihre Knittel gebrauchen und tüchtig einhauen; wenn aber Gefahr ist, daß ein Reformer den Geist aufgeben könnte, dann tritt sie warnend auf, und die Klubmitglieder leisten ihr dann Folge. — Achte Ward: Hier sind die Reformer in so überwiegender Mehrzahl, daß die Klubs nichts ausrichten können; aber diese lauern den von den Polls zurückkehrenden Wächtern auf und prügeln unbarmherzig jeden Einzelnen, den sie überfallen können. — Neunte Ward: Ungeheure Verwirrung. Die Rowdies haben in verschiedenen Häusern Oefen eingerissen und paradiren mit den Ofenröhren als Siegeszeichen in den Straßen bis zu den Polls. Sie begegnen dem Postmeister Morris, den sie zum Vergnügen niederkeilen. Die Klubs wechseln um Mittag und tauschen ihre Rollen, da es in ihrer Verabredung lag, daß jedes Mitglied wenigstens sechsmal, an verschiedenen Polls, stimmen müsse. — Zehnte Ward: Sobald Reformer sich blicken lassen, dringen die Regulatoren aus einem benachbarten Branntweinhause hervor und schlagen Jeden zu Boden. Der Kaufmann Fischer wehrt sich und feuert einen Revolver ab; Pflastersteine fliegen nach allen Seiten umher; sieben Reformer erscheinen zu Pferd und feuern mit Reiterpistolen in die Rowdies hinein. Die Polizei verhaftet Herrn Fischer und läßt die Rowdies laufen. Zwei Richter wollen abstimmen, werden fortgeprügelt, wenden sich an die Polizei um Verhaftung der Missethäter, werden aber ausgelacht; man hatte sie für Reformer gehalten, sie waren aber Know-Nothings, und wurden aus Mißverständniß von ihrer eigenen Partei mißhandelt.

Aehnliche Auftritte, die wir nicht alle aufzählen mögen, ereigneten sich in allen übrigen Stadttheilen. Wo aber die Reformer sich bewaffnet hatten und in Menge bereit standen, ihre Rechte zu vertheidigen, da wichen gewöhnlich die Rowdies. Während Hunderte von Wählern schnöde mißhandelt wurden, nahm die Polizei kaum ein halbes Dutzend Verhaftungen vor und ließ die Ergriffenen dann entschlüpfen. Am gewaltthätigsten trat eine Bande auf, welche sich den Klub der schwarzen Schlangen nennt; sie feuerte die meisten Schüsse ab und durchzog alle Stadttheile. In der zwölften Ward besorgten die aus Washington verschriebenen Rowdies das Geschäft. In der fünfzehnten Ward wurde ein Reformer ohne weitern Anlaß todt geschossen, zwei andere erhielten lebensgefähr-

liche Wunden. Sehr bezeichnend war bei allen diesen Vorgängen, daß in sämmtlichen Stadtvierteln die löbliche Polizei den Reformern sagte, wer sich nicht auf der Straße blicken lasse, komme in keine Ungelegenheiten; sehr oft verhaftete sie die Leute, welche ohne allen Anlaß geschlagen wurden. Sehr begreiflich, denn sie konnte doch nicht Hand an ihre eigenen Freunde und Parteigenossen legen! Interessant sind die Abenteuer eines Berichterstatters, welcher beauftragt war, für eine große Zeitung die Ergebnisse der Abstimmung zu ermitteln. Er pochte an die Stimmbude der zwölften Ward und begehrte Einlaß, den man ihm anfangs verweigerte. Als er in das Haus kam, prickelten ihn die zahlreich versammelten Rowdies erst mit Schusterahlen und verlangten dann, daß er sie mit Branntwein traktiren solle. Als er sich weigerte, zogen sie Pistolen und Messer hervor und wollten ihn einschüchtern. Zum Glück kam gerade eine andere Regulatorenbande, welche Branntwein vollauf mitbrachte. Als dieser zu Ende ging, stürmten Alle in eine benachbarte Schenke und schleppten den Berichterstatter mit, um ihn betrunken zu machen. Bald aber geriethen sie unter einander in Streit; diese Gelegenheit benutzte der Gefangene und entkam. Einer von jenen Rowdies hatte sich gerühmt, daß er allein in der elften Ward nicht weniger als siebenzehnmal seine Stimme abgegeben habe.

So verhält es sich mit dem allgemeinen Stimmrechte und der Wahlfreiheit in Baltimore. Das „königliche Blut Amerika's" errang einen vollständigen Sieg, die Know-Nothings setzten alle ihre Kandidaten durch, die Polizei und die Rowdies blieben unbestraft. Aber die Gewaltthätigkeiten, die Unzahl von Todschlägen, Ermordungen und Verwundungen am 2. November, die frevelhafte, offene Verletzung aller Gesetze, die Pflichtwidrigkeit der Beamten waren doch zu schreiend, als daß sie ohne Weiteres hätten unbeachtet bleiben können. Die Reformer ermannten sich endlich und setzten durch, daß eine Untersuchungskommission ernannt wurde, welche dann im Januar 1860 als Ergebniß ihrer Untersuchungen über den an einem einzigen Tage verübten Unfug, einen Band von 334 enggedruckten Seiten veröffentlichte. Alle Aussagen wurden eidlich gemacht; die Zeugenverhöre fanden in Gegenwart der andern Parteien statt, Jeder hatte das Recht, Kreuzverhöre vorzunehmen. So stellten sich dann Hunderte von haarsträubenden Thatsachen heraus. Der Bericht sagt wörtlich: „Die blühende Handelsstadt Baltimore, welche mehr als 200,000 Einwohner zählt, befindet sich in der Gewalt von Mörderbanden; Leben und Eigenthum der friedlichen Bürger sind unter der obwaltenden Tyrannei und Schreckensherrschaft keinen Augenblick sicher." Ein Deutscher, den die Rowdies aufgefangen hatten, sagte aus: „Wir sollten für die Know-Nothings stimmen; man hielt uns gespannte Revolver vor und feuerte Kugeln über unsere Köpfe ab, um uns einzuschüchtern und fügsam zu machen. Wir wurden zusammengepfercht wie Schweine, gepreßt wie Heringe in der Tonne, geprügelt, mit Füßen getreten, mit Büchsenkolben blutrünstig geschlagen, der Baarschaft und der Kleidungsstücke beraubt. Man schleppte uns von einem Stimmkasten zum andern, jedesmal unter einem andern Namen, und wir wurden gezwun-

SUDAK in der KRIM

gen, für den uns bezeichneten Know-Nothing-Kandidaten zu votiren. Mehre von uns haben sechsmal an einer und derselben Stimmurne gewählt; einige haben es bis zu vier und dreißigmal thun müssen." Ein anderer Deutscher, welcher dem Ding am Ende die humoristische Seite abgewann, gab zu Protokoll: „Ich ließ mich, scheinbar widerwillig, unter gelinder Gewalt, führen, wohin man wollte, zählte genau und that vier und sechszigmal am Stimmkasten meine Schuldigkeit, wie die Know-Nothings sagten." So kam das königliche Blut, kraft der Rowdies, zu einer ungeheuern Majorität und regiert noch heute Baltimore und den Staat Maryland.

Sudak.

Auch Rußland hat sein Hesperien; nicht etwa Sibirien mit seinen Krystallpalästen und schimmernden Zaubergärten von — Eis, nein, ein Land mit wirklich italischer Sonne, mit den Lüften des Südens und dem Blüthenschmuck eines doppelten Frühlings. Es ist die Südküste der von Alters her berühmten und interessanten taurischen Halbinsel, der Krim. Im Norden durch einen hohen Gebirgswall gegen die eisigen Stürme geschützt, die von Sibirien her über die Steppen Rußlands fegen, nach Süden den sanften Seewinden offen und von den Gebirgsbächen reichlich bewässert, erzeugt dieser Boden eine Fülle der köstlichsten Produkte. Da gedeihen Feigen und Mandeln, Granat- und Olivenbäume, da steht die Cypresse, der Lorber und die Myrte, und aus dem Schatten dieser edlen Pflanzungen erheben sich die Paläste und Villen der Großen des nordischen Reichs, die alljährlich hieher kommen, einige Monate angenehm zu verträumen. Namentlich ist es der Küstenstrich zwischen Kutschuk und Sudak, der als ein wahres Paradies geschildert wird. — Sudak selbst, jetzt eigentlich nur ein Garten mit einer Menge kleiner Häuser, wurde im 8. Jahrhundert von den Griechen gegründet, später von den Genuesen, die hier des Handels wegen Posto faßten, erobert und befestigt. Ein verfallener Thurm am Ufer stammt noch von ihnen. Im Laufe der Zeit hat der Ort, wie die Krim selbst, die wechselvollsten Schicksale erlebt.

New Harmony.

„O theure Freundin! — schreibt Börne — Was ist der Mensch? Wenn Sie es wissen, sagen Sie es mir. Ich weiß es nicht. Vielleicht ein Hund, der seinen Herrn verloren hat.“ Das wäre ein traurig Ding. Aber ist es anders? Schaut es doch an, das getretene und geschlagene, tausendfach gequälte und verfolgte Thier, Mensch genannt, mit seiner Mühsal und Noth, die ihm Leben und Leiden zu einem Begriff machen, mit seiner Sorge um das tägliche Stück Brod, und seinem ruhelosen Irren und Suchen nach einem Glück, das es vermißt und für das es sich doch bestimmt wähnt — wohl, schwermüthiger Börne, es ist der Hund, der seinen Herrn verloren. — Tröstend und erhebend strahlt der Menschheit über allen Leiden, Irrthümern und Kämpfen der Wirklichkeit das ideale Bild einer Zukunft des Glücks, der Freiheit, des vollbefriedigten Erdenlebens, und sie hängt an ihm mit der Zuversicht eines Gläubigen. Wird sich der Traum ihr verwirklichen? Hundertfältig sind die Versuche, die gemacht wurden, den Weg in dies gelobte Land zu finden. Sie sind alle gescheitert. Aber sei es. Wurden sie mit Verstand und Redlichkeit unternommen, so mögen sie immerhin Bausteine sein zu der Brücke, die einst doch über den Abgrund führen wird in das Eden der Zukunft.

Das nebenstehende Bild erinnert an einige dieser weltverbessernden Versuche. Es ist New Harmony im fernen Westen Amerika's, das Städtchen, wo Rapp und Owen, zwei nach Charakter und Redlichkeit ihrer Bestrebungen gleich achtbare Männer, ihre socialen Experimente nach einander ausführten. Rapp war ein schlichter Landmann aus Schwaben und schon in der Heimath das Haupt einer religiösen Sekte, der Harmoniten, so genannt, weil völlige Eintracht und Gleichheit unter ihnen herrschen sollte. Der größeren Freiheit wegen wanderte er 1804 mit seinen Anhängern (etwa 50 Familien) nach Amerika aus und ließ sich in Pennsylvanien, in einer Wildniß am Beaver Flusse, nieder. Obgleich sich die kleine theokratische Gemeine bald des glücklichsten Gedeihens erfreute, verkauften sie nach etlichen Jahren ihr Besitzthum wieder und wandten sich — zu 800 Köpfen angewachsen — weiter gen Westen bis an den Wabashfluß, die Grenze zwischen Illinois und Indiana, um hier, in fruchtbarer und gesunder Gegend, ihre neue Heimath aufzuschlagen. Sie nannten den Punkt New Harmony. Auch jetzt verwandelte sich die Wildniß unter ihren Händen binnen Kurzem in einen Komplex sorgfältig bestellter Ländereien, ein nettes Städtchen erhob sich am Ufer des Flusses, bewohnt von fleißigen,

NEW HARMONY

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildburghausen.

Eigenthum d. Verlegers.

ordnungsliebenden Menschen und umgeben von Obstplantagen, Weingärten, Anlagen aller Art. Nach 10 Jahren wurde der Werth der Kolonie bereits auf 1 Million Dollars geschätzt. Aber sonderbar, bei allem Gedeihen ihres Werkes wollten Rapps Anhänger nie recht heimisch am Wabash werden. Sie gedachten mit sehnendem Herzen ihrer alten Niederlassung in Pennsylvanien, und als sich ihnen durch Robert Owen Gelegenheit bot, New Harmony zu verkaufen, ergriffen sie dieselbe mit Freuden.

Auch Robert Owen war ein „neuer Prophet", ein Enthusiast, aber dabei ein praktischer arbeitsamer, einsichtsvoller und von Menschenliebe durchglühter Mann. Aus England gebürtig, hatte er zu London und Manchester seine Studien im Fabrikwesen und — im menschlichen Elend gemacht und dann eine lange Reihe von Jahren der Ausbildung eines socialen Systems gewidmet, durch dessen Anwendung er die Mängel und Gebrechen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, besonders der niedern Klassen, zu beseitigen gedachte. Das Princip, von dem seine Reform ausging, war das der Unzurechnungsfähigkeit, d. h. der völligen moralischen Nichtverantwortlichkeit des Menschen in Rücksicht auf seine Lage und seine Handlungen. Demgemäß wollte Owen nicht nur Strafe und Belohnung abgeschafft und das Wohlwollen als leitende Macht an deren Stelle gesetzt wissen, sondern er verlangte auch eine absolute Gleichheit in allen Rechten und Pflichten, und Beseitigung jeder Ueberlegenheit des Standes. Wahrhaft überraschende Erfolge der praktischen Anwendung seiner Ideen hatte er als Leiter einer großen Baumwollenspinnerei zu New Lanark in Schottland erzielt, deren vom Auswurf der Menschheit gebildete und im tiefsten Elend versunkene Bevölkerung er binnen wenigen Jahren in fleißige, mäßige und friedliche Menschen umwandelte. Ermuthigt durch solche Resultate, wollte er seine Reformen über das gesellschaftliche Elend überhaupt ausdehnen, und entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Seine Lehre fand große Theilnahme und begeisterte Freunde unter allen Ständen des Volkes, aber auch Verdächtigungen blieben nicht aus, und namentlich sprach die Kirche ihr Anathema über den Apostel der Barmherzigkeit aus, der es gewagt hatte, das Dogma von der Erbsünde und der Zurechnungsfähigkeit abzuleugnen. Solcher Angriffe endlich müde, ging Owen im Jahr 1823 nach Amerika und kaufte hier die Kolonie der Harmoniten am Wabashflusse, die ihm zur Verwirklichung seiner Ideen im großen Maßstab besonders günstig erschien. Sie umfaßte 30,000 Acker Landes und Wohnungen für 2000 Menschen. — Die Rappisten zogen nach Pennsylvanien zurück und gründeten hier, in der Nähe ihrer früheren Niederlassung, die Stadt Economy am Ohio, wo der ehrwürdige Rapp, reich an Ehren und Jahren, 1847 starb.

Von New Harmony aus erließ nun Owen eine öffentliche Einladung an kräftige Arbeiterfamilien und Männer und Frauen von Talent und Kapital zum Eintritt in seine „absolute Gemeinde." Aber nur wenige Gebildete wendeten sich, in wahrer Begeisterung für die gute Sache, der neuen Ansiedelung zu, der größere Theil derer, die dahin strömten, war armes, abenteuerliches und aufgegebenes Gesindel der verschiedensten Nationen. Mit allem Aufwand seines Talentes, seines Wohlwollens und seines Vermögens bemühte sich nun Owen, seine Kolonie

zum Ideale eines menschlichen Gemeinwesens herauszubilden. Das Fundament desselben sollte völlige Gleichheit und Brüderlichkeit sein, bei vollständiger Toleranz in religiöser Hinsicht. „Handle gegen Andre, wie du willst, daß sie gegen dich handeln sollen!" — war das moralische Gebot der neuen Gesellschaft. Arbeit, Genuß, Erziehung — alles war Gemeingut und Gemeinrecht. Für die Unterhaltung der Mitglieder war durch Konzerte, Theater, Bälle, Vorlesungen ꝛc. gesorgt. — Das neue Utopien am Wabash erregte die Aufmerksamkeit Amerika's wie Europa's. Aber die Herrlichkeit desselben war von kurzer Dauer. Das Ganze ruhte auf falschen Voraussetzungen. Die „Gleichheit der Brüderlichkeit" der Gesellschaft blieb, bei den widerstrebenden Elementen, aus denen sie zusammengesetzt war, nichts als ein Name. Die Kolonisten legten unter den Genüssen einer höhern Bildung wohl ihre Wildheit und Liederlichkeit ab, nicht aber ihre Trägheit. Es stellte sich bald ein bedeutendes Deficit an baarem Kapital heraus; Mißvergnügen und Unordnung rissen ein, und Owen mußte endlich sein mit den schönsten Hoffnungen begonnenes Werk preisgeben. Tiefen Kummer im Herzen und nicht ohne großen materiellen Verlust kehrte er nach England zurück; hier ist er, bis in's hohe Alter noch für seine Ideen thätig, erst vor Kurzem (1858) gestorben.

Benediktinerabtei Göttweih.

Eins der stolzen Hochstifter Oesterreichs, die an Glanz, luxuriöser Ausstattung und Einkünften Fürstensitzen gleich sind. Die Abtei wurde 1083 vom Bischof Altmann von Passau gegründet. Nachdem ein Brand zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den alten Bau zerstört hatte, wurden die prächtigen Gebäude aufgeführt, die jetzt noch die Zierde der Gegend sind. Abt war damals der berühmte Geschichtsschreiber Bessel, der Verfasser des „Chronicon gottwihcense". Das Kloster enthält eine reiche und interessante Bibliothek und werthvolle wohlgeordnete Sammlungen von Naturalien, Münzen, Alterthümern und Kunstsachen aller Art. Seine Lage, auf einem steilen Berge in der Nähe von Furth an der Donau, gewährt einen reizenden Blick in das weite gesegnete Thal des stolz dahin wallenden Stromes.

SCHLOSS und STADT SIGMARINGEN

(Hohenzollern)

Schloß und Stadt Sigmaringen.

Den Aelteren unserer Leser ist das Gefühl noch nicht ganz fremd, mit welchem vor den dreißiger Jahren der in Klein- und Mittelstaaten Einheimische sein Geburtsland auf der Karte und die Residenz seines Fürsten in der Hauptstadt betrachtete. Es herrschte in den Gemüthern eine durch ihre Beschränktheit ausgezeichnete Vorliebe für den engen Heimathraum, die selbst aufgeklärte Leute schon hinter dem nächsten Grenzstein in die „Fremde" versetzte, und die in tiefster Ehrfurcht ersterbenden Unterthanen dehnten ihren elastischen Respekt vor allem zum „Hofe" Gehörigen bis auf jede Bedientenlivree aus, die an den Portalen der Schlösser schimmerte. Je kleiner das Land, desto familienartiger gestaltete sich das Zusammenleben der verschiedenen Stände unter sich, desto patriarchalischer das Verhältniß des Fürsten zur Gesammtheit der Bewohnerschaft. Jedermann kannte jede Person am Hofe und jeder Person Eigenschaften und Umstände, und jede Person von nur einiger nicht alltäglicher Eigenthümlichkeit war dem Hofe bekannt. Es bewegte sich Alles in kleinen Kreisen, in denen nichts Großes Raum hatte und nichts groß war, als die Genügsamkeit. Je größer dagegen das Land, desto größer war in jeder patriotischen Brust der Stolz auf dasselbe und der Hochmuth, mit welchem man auf den kleineren Nachbar hinsah; ein großherzoglicher Unterthan dünkte sich mehr, als ein herzoglicher, ein herzoglicher bedeutend mehr als ein fürstlicher oder gar landgräflicher, und ein königlicher blickte auf Alle ebenso selbstgefällig hinab, wie endlich ein kaiserlicher auf alle mit einander. An allen Landesgrenzen innerhalb des deutschen Bundesreichs gab es täglich gegenseitige Hänseleien und Händel; die Schlagbäume hatten die Deutschen einander entfremdet, die große Erhebung während der Befreiungskriege war von metternichscher Staatskunst glücklich überwunden und kein Sieg im kaum wiedererrungenen deutschen Vaterland schien vollständiger zu sein, als der erbärmlichen Pfahlbürgerthums und kriechender Servilität über das eigene Nationalgefühl.

Wem diese Zustände noch im Gedächtniß haften, der erinnert sich auch der liebsten patriotischen Wünsche der Kleinstaatseelen jener Zeit. Sie lagen sehr nahe: Jeder wünschte, so oft er die Landkarte betrachtete, entsprechende Vergrößerungen für sein kleines Heimathreich. Der Weimaraner träumte keinen schönern Traum, als wenn er seinen Großherzog als König von Thüringen in seiner Hauptstadt Erfurt sah; der Sachse schwärmte für die Wiedervereinigung der abgerissenen Theile und wo möglich noch einiger wohlgelegenen Stücke mehr mit dem

Mutterlande; wieder anders zog der Koburger die Phantasielinien seiner Landesgrenzen; der Hannoveraner konnte die Selbstständigkeit von Oldenburg, Bremen, Braunschweig ꝛc. durchaus nicht als nothwendig anerkennen; und was in gut schwäbischen, pfälzischen, fränkischen Köpfen spukte, überbot sich gegenseitig an politischer Kühnheit unter der Glasglocke des Pfahlpatriotismus. Erhob doch die Springfluth des achtundvierziger Jahres anfänglich viele bayerische Geister zu keiner höheren Anschauung, als auf die Erweiterung ihrer „Reichsgrenzen" durch Einverleibung aller kleineren Nachbarschaften zu denken. So eng hing noch der allgemeine Volkswunsch mit der Freude am Dynastienglanz zusammen, und so beschränkt war noch immer der politische Gesichtskreis der klein- und mittelstaatlichen Unterthanenaugen in Deutschland.

In einem so wohlorganisirten Polizeistaatssysteme, wie Metternich es in Deutschland begründet und der Bundestag es gepflegt hatte, darf man es zu den ehrendsten Wundern unserer Geschichte zählen, daß eine einzige Revolution mächtig genug war, um in allen deutschen Staaten den patriarchalischen Dynastienzauber vollständig zu zerstören, und daß es nur einer abermaligen zehnjährigen Reaktion bedurfte, um die Macht der nationalen Idee im ganzen deutschen Volke zum Durchbruch zu bringen. — Nur wem das Bild der so rasch alt gewordenen Zeit noch vor Augen steht, wo schon das Herantraben „herrschaftlicher" Pferde jede Hand nach dem Hut in Bewegung setzte, nur der wird den bedeutenden Wandel in den gemüthlichen Beziehungen zwischen Dynastien und „Unterthanen" ganz ermessen, einen Wandel, welcher mit den landständischen Kämpfen um das Mein und Dein der Staats- und Fürstengüter begann und auf dem Felde der Rechtsvertheidigung fortgeführt wurde bis zu jener sehr ernsten Scheidung der Interessen der Souveränetäten und der Nation, welche gegenwärtig Deutschland am stärksten bewegt.

In diese Blüthezeit der Reaktion fällt das freiwillige Aufgeben der Souveränetät der beiden Fürstenfamilien von Hohenzollern und die Vereinigung ihrer Länder mit dem Staate der stammverwandten Hohenzollern in Preußen.

Will man diesen Staatsakt auch nicht gerade jenen an die Seite stellen, durch welche noch in der nachnapoleonischen Zeit ganze Landestheile mit ihren Bewohnern von ihren Herren von Gottes Gnaden um schnödes Geld verschachert worden sind, so empört sich doch nicht minder die Würde eines Volks und das Rechtsbewußtsein unserer Zeit dagegen, ein sogar sogenannt „konstitutionelles" Volk von seinem Fürsten nicht höher geachtet zu sehen, als eine Heerde, über die der Besitzer nach Willkür verfügen kann. Hatte schon die Erbtheilung im ernestinischen Sachsen, die noch in die Zeit vor der Julirevolution gefallen war, viel Erbitterung erregt, weil man sie ausgeführt hatte ganz wie einen Privathandel, ohne die gesetzlichen Vertreter der betreffenden Bevölkerungen, die Landstände, nur mit einer Frage über etwaige Wünsche und Bedürfnisse der „Erbschaftsmasse" zu beehren, so mußte dies in noch stärkerem Grade der Fall sein in den beiden hohenzollerschen Fürstenthümern, wo unmittel-

bar nach, ja in Folge ihres Miniatur-Antheils an der allgemeinen deutschen Bewegung von 1848 die Leute sich eines schönen Abends als Hohenzollern-Sigmaringer und Hechinger niederlegten, um am andern Morgen als Preußen zu erwachen.

Beide Fürstenthümer hatten zu den stillglücklichen in Deutschland gehört; sie hatten in ungestörtem inneren Frieden dahin gelebt, und beide Regierungen waren redlich bemüht gewesen, die Quellen des Wohlstands und der Bildung des Volks zu hüten und zu vermehren. Lage und Naturreichthum des Landes unterstützten ihr Bemühen; dabei machte der kleine Staatshaushalt so wenig Aufwand, daß die Steuern und Abgaben nirgends drückten, während namentlich Sigmaringen dabei vollkommen schuldenfrei war. Wenn irgendwo, so zeigte sich in diesen beiden Ländchen ein erfreuliches Bild der alten patriarchalischen Wirthschaft. Um so empfindlicher mußte daher gerade hier von den Fürsten der rauhe Zug der Revolution verspürt werden. In Sigmaringen hatte ein Advokat Würth sich an die Spitze der Bewegung gestellt und bald einen so großen Theil der öffentlichen Gewalt an sich gerissen, daß der alte Fürst Karl im Unmuthe die Regierung zu Gunsten des Erbprinzen Karl Anton niederlegte; als aber gegen diesen die Agitation noch schroffer auftrat, ja ein Sicherheitsausschuß die Regierung förmlich in Würths Hand zu legen drohte, da verließ der Fürst mit allen Regierungsbehörden (am 27. September 1848) das Land und viele Einwohner folgten ihm nach. Jetzt regte sich der Geist in den Landgemeinden, der von je treu am Alten festhält, und sein Einspruch war mächtig genug, um den Sicherheitsausschuß zu stürzen und den Fürsten in das Land zurückzuführen. Trotz dieser anscheinlichen Versöhnung ward schon damals die Absicht beider Fürsten, ihre Länder, kraft der hohenzollerschen Familien-Verträge von 1695 und 1707, an Preußen abzutreten, ruchbar und erregte den heftigsten Widerspruch aller Parteien des Volks wie der Regierungsanhänger. Indeß schien der innere Friede wieder hergestellt, die Regierung gab den Wünschen der Volkspartei nach und ließ sogar die Truppen auf die Reichsverfassung vereiden; erst als auf der großen Volksversammlung bei Gammertingen (am 3. Juni 1849) Forderungen an die Regierung gestellt wurden, von deren Erfüllung man die fernere Anerkennung derselben abhängig machte, erst da scheint der Entschluß, der Souveränetät zu entsagen, in den Fürsten gereift zu sein, und ward auch ohne viele Umstände, die ohnedies in jenen Jahren nicht in der Mode waren, zur Ausführung gebracht: am 1. August besetzten 2000 Mann Preußen Stadt und Schloß Sigmaringen, und am 7. December 1849 unterzeichneten beide Fürsten den Vertrag über die Abtretung ihrer Länder an die Krone Preußen. Die feierliche Huldigung vor dem König geschah erst am 13. August 1851 auf der Stammburg der Hohenzollern.

Die Gegenwart scheint einen Grundsatz wiederherstellen zu wollen, der jene alten fürstlichen Erbverträge, welche die Länder zu feiler Waare und die Völker zu verkäuflichem Inventar erniedrigen, zerreißen wird: den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker, des ersten und ältesten Rechts aller Nationen, ihnen von

Tyrannen geraubt und nun, wunderbarerweise, von einem Despoten als eine neue Erlösungslehre verkündet. Aber haben denn solche Grundsätze einen anderen als doktrinären Werth, so lange ihnen nicht die Garantien der Macht sich beigesellen, um sie zur Thatsache zu machen und aufrecht zu erhalten? Mag auch eine große benachbarte Nation durch heißen Kampf, eine andere durch drohende Machtentfaltung diesen Grundsätzen den Sieg verschafft und uns ein leuchtendes Vorbild der Nachahmung gegeben haben, mögen durch russell'sche Noten und napoleonische Reden diese Grundsätze in den neuen Kathechismus des Staatsrechts sich einschmuggeln, für uns bleiben sie ein todter Begriff, so lange sie sich nicht aus den Spalten der Zeitungen oder von den Tribünen der Kammern hinauswagen dürfen, ohne sogleich dem Strafgesetz und Polizeireglement zu verfallen.

Hätte jener durch die Schlauheit eines Tyrannen zum Evangelium erhobene Grundsatz, der gleich dem babylonischen Thurmbau eine neue Völkerscheidung einleiten soll, der in der That heute alle Geister bewegt und überall das Nationalbewußtsein wach ruft, Anerkennung im wiener Kongreß gefunden, — wie viel Blut und Elend würde Europa erspart worden sein! Und wie viel Blut und Elend wird noch über Europa kommen müssen, ehe mit diesem Grundsatz die Fürstenrechte, die bis heute noch allein sich Völkerrechte nennen, sich vergleichen und versöhnen werden! — Die bittersten Erfahrungen sind auch in dieser Beziehung uns, sind dem armen Deutschland vorbehalten, wenn nicht der große Lenker der Geschicke vor Allem die Herzen lenkt, die der Nation ihr einzig wahres Heil freiwillig bereiten können, — im anderen Fall aber unsägliches Unglück über sie verhängen.

Der Gegenstand unseres Bildes bedarf weniger Worte. Sigmaringen ist eine kleine Stadt von der Erscheinung, wie sie alle ehemaligen Residenzen von derselben Größe bieten. In den alten Theilen eng und unregelmäßig, hat sie durch die Baulust der Fürsten einen stattlichen Ansatz neuer Straßen erhalten, aus denen jedoch das gewohnte Wohlleben harmloser Existenz verschwunden ist, seitdem der fürstliche Hof sie verlassen hat. Neue Erwerbs- und Verkehrsmittel müssen erst den Verlust ersetzen, um der Stadt zu einer neuen und ehrenvolleren Blüthe zu verhelfen. Ein Denkmal der vergangenen Herrlichkeit wird noch späten Nachkommen in dem Schlosse emporragen, das auf seinem Felsengrund an der jungen Donau unserm Leser im Bilde vor Augen steht.

GRACE - CHURCH

NEW YORK

Aus Kunstanst. d. Bibliog. Instituts in Hildb.

Eigenthum d. Verleger

Grace-Church in Newyork.

Die wegen Schönheit ihres Baues, Reichthum ihres Seckels, Vornehmheit ihrer Gemeinde berühmteste Kirche in den Vereinigten Staaten — jedoch nur ein Blick auf's Bild beweist, daß die Amerikaner trotz ihrer Prahlerei, trotz ihres Eifers für „Worshipping", religiöse Uebungen, Sonntagsgesetze und Gemeindeleben, trotz ihres buntscheckigen Heeres von Dienern der Kirche, die unablässig mit der Opferbüchse terminiren gehen, trotz Vermächtnisse, Stift- und Schenkungen reicher alter Jungfern und frommer Sünder, in heiligen Werken der Kunst es noch nicht einmal so weit gebracht haben, als der gläubige Sinn mancher kleinen Gemeinde unserer Vorältern, oder eine auferlegte Buße oder ein frommes Gelübde in früherer Zeit — von unseren himmelanstrebenden Münstern und hohen Domeskuppeln gar nicht zu reden, aber wie viele kleine Städte unseres Vaterlandes schmückt ein hohes herrliches Gotteshaus, verborgen, bescheiden, höchstens vom Kunstforscher gekannt und aufgesucht, mit dem der prunkende Marmorthurm von Grace-Church sich noch nicht einmal messen darf.

Der Stock-Yankee, der außer seinem „Great Country" nichts Großes kennt, noch anerkennt, will's freilich nicht Wort haben und fragt jeden „Grünen", ob es in Europa auch so hohe Kirchthürme gäbe, wie der von Grace-Church, und so lange Straßen, wie Broadway; der, wenn auch selten gefundene, gebildete Amerikaner aber gesteht zu: „man suche in seinem Lande vergeblich nach den Wundern religiöser Werkthätigkeit, wie sie Europa im Ueberfluß aufzuweisen hat, nicht aber, weil der gottgebornen Seele die Kraft zu solchen Werken nicht mehr innewohnte, oder weil die Quelle der göttlichen Begeisterung nicht mehr so voll und so anhaltend sprudelte, als ehedem, sondern einfach weil Gott die Inspirationen und Schaffenskraft der Sterblichen auf andere Ziele gelenkt hätte. Die Religiösität unserer Tage fände ihren Ausfluß vielmehr in Werken der Wohlthätigkeit, als in Bauten aus Stein und Mörtel, sie sei praktischer in Verwendung ihrer Kräfte, werkthätiger nach außen, vielseitiger in Auffassung ihrer Ziele, im Gegensatz zu der nach innen gerichteten selbstgenügenden Beschaulichkeit, und ihrer Concentration in einem einzigen gottgefälligen Gedanken, — einem Kirchenbau, wie zur Zeit der Priesterherrschaft und der kindlichen blinden Gläubigkeit. Der heutige Gottesglaube sei der Glaube an Humanität, der nicht in Marmor, sondern an der Veredlung der Form arbeite, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhält und bildet, der forsche den Gesetzen nach, welche das Streben der Menschen regeln und führen, der errichte Institutionen zum Heil und ordne Staaten zur Sicherheit des Geschlechts — für diese ihre Religiösität sei der Raum in Basiliken und Kathedralen zu eng, denn, schließt emphatisch seine Rede, der Geist unserer Zeit strebt,

ohne es selbst zu ahnen, das ganze menschliche Dasein zu einem allgemeinen Gottesdienst umzugestalten durch die segensvollen Errungenschaften des Fleißes, des Wissens, der Gerechtigkeitspflege."

Das ist das Loblied, welches der gefeierte Dichter Emerson seinem Volke singt, dafür, daß es so schlechte Gotteshäuser baut.

Grace-Church ist, wie die meisten amerikanischen Kirchen, auf Aktien errichtet, deren Rentabilität von der Zahl ihrer Besucher und dem Erlös aus den Kirchstühlen, welche alljährlich versteigert werden, abhängt. Nichts ist bezeichnender für den Charakter des Kirchenthums in Amerika, als dieser Zug, den es mit Theater- und anderen Spekulationen zum öffentlichen Vergnügen gemein hat.

Burlington im Staate Jowa.

Noch heute lebt der erste weiße Mensch, welcher ein paar Jahre vor dem Ausbruche der großen französischen Staatsumwälzung im Norden des Ohioflusses geboren wurde. Damals war in jenem fernen und weiten Westen noch Alles eine große Wildniß, Jagdgebiet der Indianer; aber im Verlaufe eines einzigen Menschenlebens hat sich das große Thalbecken des Mississippi mit Millionen betriebsamer Leute gefüllt, die Einwanderung hat sich in ununterbrochenen Strömen über die weiten, fruchtbaren Gefilde ergossen und den Schwerpunkt der großen nordamerikanischen Union von den atlantischen Gestaden hinweg in diese ehemalige Einöde verlegt. Dort sind, von den Quellen des Mississippi bis zu dessen Mündung und zu beiden Seiten dieses Vaters der Gewässer, dessen wichtigste Punkte und frappanteste Schönheiten der Leser bereits kennen gelernt hat, ein Dutzend Staaten gebildet worden, die sogleich von Anfang an sich zu hoher Blüthe emporschwangen; Fortschritt und Entwickelung waren in einem Jahrzehnt so rasch, wie bei uns in der alten Welt in einem Jahrhundert; denn jetzt schon erheben sich an der Stelle der ersten armseligen Blockhäuser oder Lederzelte Kapitole von Kuppeln überwölbt, Kirchen mit hohen Thürmen, Städte, deren einige schon jetzt nahe an eine Viertelmillion Einwohner zählen.

Vorzugsweise rasch sind im Mississippithale jene Staaten emporgekommen, welche sich eines verhältnißmäßig milden und gemäßigten Klima's erfreuen. Sie liegen im nördlichen Theile der Region und bilden recht eigentlich die große Getreidekammer des Kontinents. Wisconsin, Jowa und Minnesota gleichen einem unermeßlichen Weizenacker, auf dem Wald und Prairie in kaum erkennbaren Spuren noch erscheinen. Auf diesem Raume

BURLINGTON

AM MISSISIPPI

leben jetzt über anderthalb Millionen Menschen zerstreut, welche seit lange schon den großen Strom bis zu den Anthonyfatarakten mit Dampfern befahren, und ihn mit dem Missouri durch Eisenbahnen verbunden haben. Und noch sind das Alles erst Anfänge, wenn auch sehr großartige. Zu der reichen Ausstattung, mit welcher die Natur jenen Nordwesten bedacht hat, indem sie ihm fruchtbaren Boden, Holz, Kohlen, Metalle und Wasserkraft in unerschöpflicher Menge verlieh, gesellt sich die bevorzugte geographische Lage als Bürgin für die große Zukunft der neuen Staaten. Wasserwege verbinden sie mit dem St. Lorenzstrome, dem Hudson und mit dem mexikanischen Meerbusen, an welchem neben Palmen der Zucker gedeiht, gegen den der Norden sein Pelzwerk und Getreide tauscht. Gleichzeitig spinnt sich von allen Seiten ein Eisenstraßennetz so rasch über jene Zone, daß man noch in unserm Jahrzehnt von den Seen Winipeg und Athabaska bis zur mexikanischen Grenze auf Eisenbahnen fahren wird. In Nordamerika arbeiten überhaupt die Menschen an einer neuen Phase der Kulturentwickelung mit ungeheurem Eifer; Fortschritt, Wachsthum und Gedeihen der Staaten sind derart eigenthümlich, daß die Maßstäbe der alten Welt nicht passen. Das Volk in jenem merkwürdigen Lande hat, weil es für jede Bewegung freien Raum findet, und aus so mancherlei einander ergänzenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist, einen schnelleren Uebergang von der wilden Natur zur Reife gesellschaftlicher Ausbildung, eine kürzere Spanne zwischen dem Samenkern und dem ausgewachsenen, Früchte tragenden Baume, als die Nationen Europa's, deren Kulturfrüchte unter ganz verschiedenen geschichtlichen Bedingungen zwar viel später zeitigen, aber, wie wir uns dünken, um so edler werden.

Jener nordwestliche Garten mit seinen blumigen Wiesenflächen ist allerdings ein herrliches Geschenk, welches die Natur dem Menschen darbietet, aber nutzbar kann dieser ihn nur durch seine *Arbeit* machen. Die Blüthe der drei obengenannten Staaten ist nur durch gewaltige Anstrengung vieler zusammenwirkenden Kräfte erreicht worden. Da kommt der Einwanderer aus Europa oder der Squatter aus irgend einem Staate auf der östlichen Seite des Alleghanygebirges, um sich im Westen eine neue Heimath zu gründen. Er sucht eine passende Stelle aus und banet ein Blockhaus, damit er für den langen Winter sein Obdach habe. Im Frühjahr folgen Frau und Kinder nach, und nun ist der Farmer nicht mehr ganz einsam. Aber seine nächsten Nachbarn wohnen, meilenweit von ihm entfernt, zerstreut umher. Er hat sich im westlichen Jowa, etwa auf einer Prairie am des Moines Flusse niedergelassen und findet an einem Sonntage hinlängliche Muße, einem seiner Freunde in den alten Staaten seine Erlebnisse zu schildern. „Wer", sagt ein solcher vor uns liegender Bericht, „noch nicht in einer neuen Ansiedelung, in einem neuen Lande, gelebt hat, macht sich keine Vorstellung von dem, was man entbehren muß, wenn man auch Geld hat. Ich fing mit geringen Mitteln an, hatte viele kleine Kinder, die mir noch nicht hülfreich zur Hand gehen konnten, und meine letzten 50 Dollars verausgabte ich, um ein Joch Ochsen zu kaufen; weitere 50 Dollars blieb ich schuldig. So fing ich an. Als die Kinder da waren, kaufte ich auf Borg zwei Kühe der Milch wegen; die eine mästete ich, verkaufte sie nebst zwei Kälbern und etwas Heu, und davon konnte

ich die eine Kuh, welche mir blieb, bezahlen. Nach und nach hatte ich 17 Morgen Landes urbar gemacht, aber vier Jahre hintereinander war mir das Glück nicht günstig; der eine Sommer war zu naß, der andere zu dürr, in den beiden andern Jahren litt meine Ernte durch Krähen, Eichhörnchen und Schweine. Im fünften Jahre hatte ich eine überschwänglich reiche Ernte, aber nun ist das Getreide spottbillig. Wir sind sehr dürftig mit Kleidung versehen und müssen uns ärmlich behelfen. Meine Frau, Margarethe, hat in den ersten drei Jahren rechtschaffen geflickt, was nur zusammenhalten wollte, aber jetzt hat das ein Ende, und die armen Kinder sind wahrlich schlimm daran. Mein Blockhaus glaubte ich schon nach zwei Jahren mit einem dauerhafteren Gebäude vertauschen zu können, aber mir fehlen die Mittel und so müssen wir uns behelfen. Vor der diesjährigen Ernte (1860) haben wir fünf Monate lang kein Fleisch gegessen, manchmal fehlte auch Brod, und wir begnügten uns mit Mehlsuppe und dem Grünzeug, das in meinem Garten wuchs. Es war ein Jubel im Hause, als die ersten Kartoffeln herausgenommen wurden; jetzt haben wir auch etwas Speck, aber Butter ist uns seit Monaten nicht vor Augen gekommen. Im vorigen Herbst wurden mir die Ochsen ausgepfändet, weil ich nicht bezahlen konnte; die alte Kuh besitze ich noch, aber sie hat vier Monate lang keine Milch gehabt; sie muß hart arbeiten. Nun habe ich jedoch Ferkel und ein paar Dutzend Hühner; aber vier Fünftel aller Eier muß ich zu Markte schicken; die Kinder sollen doch für den Winter etwas auf dem Leibe haben!"

So beschwerlich und voll von Entbehrungen sind die ersten Jahre vieler Tausende von Ansiedlern, und trotzdem gelangen die neuen Gegenden wunderbar rasch zur Blüthe. Kein anderer Staat liefert dafür ein glänzenderes Beispiel als Jowa (sprich Eiowäh), das diesen indianischen Namen von dem eines seiner Flüsse erhielt. Kurz vor Ablauf des 17. Jahrhunderts drangen französische Pelzhändler in jene Gegend, welche als ein Bestandtheil von Louisiana, das ursprünglich alles Land zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen umfaßte, 1803 von Bonaparte an die Vereinigten Staaten verkauft wurde. Jowa gehörte von da an zu dem großen Territorium Michigan, dessen östlicher Theil unter diesem Namen 1836 als besonderer Staat in die Union aufgenommen wurde. Gleichzeitig bildete man aus dem westlichen Theile das Gebiet Wisconsin, dessen Bevölkerung bald so rasch anwuchs, daß schon 1838 der Theil desselben, welcher zwischen dem Michigansee und dem Mississippi liegt, gleichfalls ein besonderer Staat wurde. Was jenseits lag, wurde dann als Territorium Jowa organisirt, welches auch den heutigen Staat Minnesota umfaßte, der seinerseits als Gebiet ausgeschieden wurde, nachdem Jowa schon 1846 in die große Union, als deren 28. Staat, eintrat. Seine Lage ist ungemein vortheilhaft; der ganzen Ostgrenze entlang strömt der Mississippi, welcher ihn von Wisconsin und Illinois scheidet; im Süden stößt er an den Staat Missouri, und der gleichnamige Fluß bildet die Westgrenze, jenseit welcher Kansas und Nebraska sich bis zu den Felsengebirgen ausdehnen. Im Norden reicht das rasch aufblühende Minnesota bis über die Quellen des Mississippi hinaus.

Der erste weiße Ackerbauer in Jowa siedelte sich, — man weiß den Tag genau — am 1. Juni 1833 an. Er schilderte die fruchtbare, von klaren, waldumsäumten Flüssen durchzogene, bis dahin wenig bekannte Gegend, als das „westliche Paradies." Fünf Jahre später, im Mai 1838, ergab eine Zählung schon 22,859 Seelen und 1840 war diese Ziffer auf mehr als 43,000 Köpfe gestiegen, so daß sich ein jährlicher Zuwachs von mehr als 44 Procent herausstellte. In gleicher Progression nahm die Bevölkerung bis zum Census von 1850 zu, welcher schon eine Seelenzahl von 192,214 ergibt. Man hat mit Recht gesagt, daß die Nordamerikaner ruhelos wandern, wie die Zigeuner; in ihnen steckt der alte deutsche Hang und Trieb, in die Weite zu gehen. Jowa erhielt seine Ansiedler aus Kentucky und Tennessee, vom merikanischen Meerbusen, aus Neu York, Pennsylvanien, Neu-Jersey, Delaware und Neu-England, aber mit ihnen kamen beinahe 40 Procent Deutsche, und ihnen verdankt der neue Staat zu nicht geringem Theil seinen zugleich raschen und gediegenen Aufschwung.

Gibt es unter den Angloamerikanern auch Manche, welche die Verdienste der deutschen Einwanderer verkleinern möchten, so werden von einsichtsvollen Leuten dieselben doch willig und unumwunden anerkannt. Im März 1858 hielt der Vorsitzende der geographischen und statistischen Gesellschaft zu Neu York, Dinsmore, einen Vortrag über die Wichtigkeit der Einwanderung, und bemerkte, nachdem er viele Ziffern als Beleg mitgetheilt hatte, Folgendes:

„Den Einwanderern, vorzugsweise den deutschen, sind wir zu Dank verpflichtet für drei Viertheile aller unserer in Anbau genommenen Ländereien, der Anlage der Dörfer, der Hebung des Viehstandes, und auch für drei Viertheile aller Eisenbahnen, welche weit und breit das Land durchziehen. Ich lege besonderes Gewicht darauf, daß ein großer Theil dieser Leute aus nicht reichen Menschen bestand; aber sie brachten Fleiß und Kraft mit, und erzeugten, indem sie arbeiteten. Die Fremden haben das große Werk gethan. Die Eingeborenen, welche das Licht der Welt in unserm Lande erblickten, haben sich als fruges consumere nati betrachtet; denn die sogenannte Arbeit vieler Eingeborenen, die geringschätzig auf Einwanderer herabsehen, besteht darin, daß sie nach Abzug der Zeit, welche sie auf Wettrennen, Branntweintrinken, Besuche- und Politik-Machen, Ausstellungen besehen, Spekuliren in allen möglichen Dingen verwenden, höchstens einige Stunden in der Woche zu ihrem Erwerb sich abmühen; der Einwanderer dagegen arbeitet mindestens 50—60 Stunden und schafft Werthe. Veranschlage ich den Geldwerth eines Einwanderers nur so niedrig, wie durchschnittlich jenen der Negersklaven, so stellt sich heraus, daß derselbe für die Einwanderung von 1790 bis 1857 nicht weniger als die ungeheure Summe von 4972 Millionen Dollars beträgt. Dazu kommt, daß nach amtlichen Erhebungen (am Landungsplatze der Einwanderer in Castle-Garden zu New-York) — Jeder durchschnittlich 100 Dollars mitbringt. So viel hat sich aus einem siebenzehnmonatlichen Durchschnitt ergeben. Daß mehr als drei Millionen Köpfe in die Vereinigten Staaten eingewandert sind, wissen wir mit Sicherheit; sie haben also über 200 Millionen Dollars mitgebracht. Von 1844 bis und mit 1857 wanderten nach demselben Ausweis 3,907,018 Menschen ein."

Nach Jowa, das unbestritten zu den fruchtbarsten Staaten gehört, sind Hunderttausende derselben eingeströmt, um sich auf den wellenförmigen Wiesenfluren, an Wäldern und in der Nähe von Flüssen anzusiedeln, oder ihre Hütten an den vielen klaren Teichen und kleinen Seen aufzuschlagen.

Wir mögen den Leser nicht mit Zahlen ermüden, wo sie aber so deutlich sprechen und so inhaltreich sind, wie in Bezug auf Jowa, ersetzen sie vollkommen eine ausführliche Erörterung, denn solche Ziffern berichten und enthalten eine Fülle von Thatsachen. Jowa hatte 1830 noch gar keinen weißen Bewohner, 1840 ergab, wie bemerkt, die Zählung etwas über 43,000, 1850 schon 192,214; im Jahre 1856 bereits 509,414, und im Jahre 1859 schon 633,549 Köpfe. Die allgemeine Zählung von 1860, deren Ergebniß uns noch nicht vorliegt, wird annähernd eine Volksmenge von 700,000 Köpfen ausweisen, obwohl die drei vorletzten Jahre für den Nordwesten ungünstige Ernten brachten und erst jene von 1860 wieder ergiebig ausfiel.

Das steuerpflichtige Eigenthum hatte sich (wir geben runde Zahlen) von $22^1/_2$ Million Dollars im Jahre 1850 auf 210 Millionen im Jahre 1859 gesteigert; die Zahl der angebaueten Acker Landes von 824 auf 3,100,000; der Maisertrag von $8^1/_2$ auf $23^1/_4$ Millionen Bushels, der Weizenertrag von $1^1/_2$ auf $3^1/_2$ Millionen. Aber in den guten Erntejahren 1856 hatte der erstere schon mehr als 31, der zweite nahe an 5 Millionen Bushels betragen. Während in neun Jahren die Bevölkerung sich um das Dreifache vermehrte, stieg der Werth des steuerpflichtigen Eigenthums um das Zehnfache. Allein der Werth der Ländereien, $7^1/_4$ Millionen Acker Brachlandes mit eingeschlossen, stieg in derselben Zeit von $16^1/_2$ auf $104^1/_2$ Million Dollars.

Jowa ist recht eigentlich ein Ackerbau treibender Staat, dessen Bewohner zumeist, und jetzt noch vorzugsweise, in der östlichen Abtheilung, zerstreut auf einzelnen Gehöften oder in Dörfern wohnen. Die Anzahl der Städte ist noch gering und keine derselben hat einen so raschen Aufschwung genommen wie etwa Milwaukee oder St. Louis. Eigentlich kann man nur zehn Ortschaften als eigentliche Städte bezeichnen, und von diesen liegen vier (Dubuque, Davenport, Burlington und Keokuk) am Mississippi; doch haben nur die beiden erstern mehr als 20,000 Einwohner. Allein diesen Plätzen ist im Fortgange der Zeit ein rascherer Aufschwung sicher, und ohne die große Geldkrisis von 1857, welcher Fehlernten folgten, wäre derselbe viel beträchtlicher als er trotz aller ungünstigen Zeitläufte erscheint. Denn, wie schon bemerkt, Jowa hat eine vortreffliche Lage, schiffbare Ströme und jetzt nahe an 400 englische Meilen Eisenbahnen innerhalb seines Gebietes, welche sich zum Theil in die Prairiegegenden erstrecken, um die Ausfuhr der Ackererzeugnisse zu erleichtern, zum Theil an jene der benachbarten Staaten anschließen und für Jowa die Verbindung mit den großen Bahnnetzen der Union vermitteln.

An Burlington, das nächst Dubuque die wichtigste Stadt bildet, können wir den Aufschwung Jowa's vortrefflich erläutern. Kaum eine andere Ortschaft ist so tüchtig und gediegen zur Blüthe emporgekommen. Sie liegt sehr anmuthig am rechten Ufer des Mississippi, der hier bereits die Majestät des großen Stromes ahnen läßt,

der er 80 Meilen weiter durch seine Verbindung mit dem Missouri erst wird, und überschaut von der Höhe eines Bluffs weithin die gesegneten Gebiete von Jowa und Illinois. Durch eine Bahn ist Burlington mit dem großen Getreidehafen Chicago am Michigansee in Illinois verbunden, und dorthin verfährt es einen Theil der ihm zugeführten Produkte, während ein anderer auf dem Mississippi versandt wird. Die Stadt besitzt also Stromschifffahrt, Schienenwege und Plankroads, letztere nach dem Innern des Staats, und hat sich vermittelst derselben zu einem natürlichen Stapelplatz erhoben, dessen Bedeutung in demselben Verhältnisse steigt, in welchem das Hinterland seine Hülfsquellen entwickelt. Nur in den letzten 18 Monaten nach dem August wurden in Burlington mehr als 1300 neue Häuser gebaut, zwei englische Meilen Plankroads angelegt, nahe an fünf Meilen Gasröhren gelegt, dreizehn Meilen Fußwege geebnet und gebahnt. 1856 zählte die Stadt 12,900 Seelen; Ende 1860 wird sie deren an 20,000 gehabt haben. Der Handelsumsatz betrug schon 1857 fast $14^1/_2$ Millionen Dolars, wovon $8^1/_2$ Millionen auf den Wechsel- und Bankverkehr kommen, $2^1/_2$ Millionen auf den Verkauf von Fabrikaten. Von dem Luxus gibt es Zeugniß, daß für 42,000 Dollars Putzwaaren verkauft wurden; für die gesteigerte Ansiedelung im Innern der Verkauf von Oefen und Kochherden für 125,000 und von Pflügen ꝛc. für mehr als 25,000 Dollars. Burlington verdankt sein Aufblühen dem Handel mit Getreide und überhaupt landwirthschaftlichen Erzeugnissen; seine Mühlen liefern ausgezeichnetes Weizenmehl. Der Platz ist geschäftlich bisher gesund geblieben und zieht mehr und mehr Kapitalien an, welche eine sehr vortheilhafte Verwendung finden. Wahrscheinlich wird Burlington auch bald, nach dem Vorbilde von Pittsburg und Cincinnati eine beträchtliche Gewerbsstadt. Seine Lage ist derart, daß es mit Leichtigkeit die Rohstoffe beziehen kann, Kupfer vom Obern See, Eisen aus Missouri, Bauholz aus Wisconsin und Michigan, Nutzholz aus Indiana, Baumwolle aus dem Süden. Brennstoff ist in Fülle vorhanden. Ansätze zu einer großartigen Fabrikthätigkeit sind bereits vorhanden, z. B. Mühlen, Maschinenbauereien, Gießereien, Fabriken landwirthschaftlicher Geräthe. Alljährlich legen zwischen zwei- und dreitausend Dampfer bei Davenport an. Der Mississippi wird gewöhnlich in der ersten Hälfte des März frei von Eis und ist bis in die zweite Hälfte des Novembers offen.

So ist der hübschen und sehr betriebsamen Stadt durch Lage und Hinterland, durch Strom und Eisenbahnen die Zukunft sicher, einer der blühendsten Plätze am Mississippi zu werden. Ihre tüchtige, kernhafte Bevölkerung besteht reichlich zu einem Drittel aus Deutschen, und scheint es überhaupt, als ob unsere Landsleute in Jowa sehr gut gedeihen. Jedenfalls können wir mit Stolz darauf hinweisen, daß der junge Staat zu nicht geringem Theile durch sie zu Aufschwung und Blüthe gelangt ist.

Galitsch.

Wir hätten es leicht gehabt, uns von Uglitsch, dessen Kreml wir vor Kurzem betrachteten, sogleich nach Galitsch zu begeben, das in demselben Gouvernement, Kostroma, liegt und das der Leser etwa zwölf deutsche Meilen nordöstlich von der Hauptstadt Kostroma zu suchen hat. Indeß trägt uns dasselbe Roß, das uns damals trug, auch heute wieder dieselbe Bahn, und abermals durchwandeln wir das anmuthige Hügelland des nördlichen Wolgagebiets, um in so fremder Ferne den Menschen zu beobachten und die Spuren alter Kultur zu finden.

Wenn wir Galitsch nach dem Bilde schätzen, das es uns von dem Standpunkt, den unser Künstler einnahm, bietet, so täuschen wir uns leicht über seine Bedeutung. Die vielen Thürme seiner dreizehn Kirchen, seine Klöster und seine beiden alten Forts geben ihm ein sehr stattliches Ansehen, und dazu hat es sich so gemächlich an den Ufern eines schönen Sees hingelagert, daß wir auch über seine Größe irre geführt werden. Die Stadt zählt nur etwa 5—6000 Einwohner, aber rührige Leute, die eine blühende Leinwandmanufaktur unterhalten, im Fischfang eine ergiebige Erwerbsquelle besitzen und ihre Waldungen nicht bloß zu Brenn- und Bauholz, sondern auch zur Entfaltung einer lebhaften Holzwaarenindustrie benutzen. Das Klima um den See von Galitsch, einem 15 Werste langen und 8 Werste breiten Wasserbecken, ist im Ganzen ein rauhes und zeichnet sich durch viele dunstvolle Sommertage aus. Der See steht durch die Wetka mit der Kostroma und durch diese mit der Wolga in Verbindung.

Wir sagten oben, daß wir auch hier die Spuren alter Kultur finden. Wie sehr viele der jetzigen Gouvernements- und Kreisstädte des heutigen Rußlands hatte auch Galitsch in ältester Zeit seine eigenen Fürsten, über welche die Nachrichten bis auf das Jahr 1208 zurückgehen. Ueber diese kleinen Herren wurden später die von Rostow Herr, bis auch über sie ein Stärkerer kam. Am meisten litt die Stadt durch die Kriege des 15. Jahrhunderts; sie wurde 1432 durch die Tataren verheert und war 1450 Zeuge eines Siegs des Großfürsten Wasilij über die Mongolen; im Jahre 1502 erlag sie dem tapfern Woiwoden und Hospodar Stephan VI. (auch der Große und der Gute genannt) von der Moldau. Erst seitdem das russische Reich seine Alleinherrschaft über diese Gegenden ausstreckt, ist den Bewohnern die äußere Ruhe gesichert.

GALITSCH
GOUVT KOSTROMA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instituts Hildbh.

E. gestochen d. Verfasser

Inhaltsverzeichniss

des einundzwanzigsten Bandes.

48 Ansichten und Beschreibungen, nämlich:

	Seite
Der neue Bundespalast in Bern	3
Die Alhambra (2 Ansichten)	9
Japan	27
Fiume	37
Castport	42
Kano	43
Die Tombs in New-York	49
Cilli	53
Mauch-Chunk in Pennsylvanien	58
Blick auf Jerusalem vom Oelberg aus	59
Das Rathhaus (Court-House) in St. Louis	62
Bethlehem	69
Die Sibyllengrotte bei Hoboken	73
Das Zillerthal	74
Faneuil-Hall in Boston	75
Leipzig, das neue Museum	81
Der Oetzthalgletscher	88
Blick auf Hudson und die Catskill-Berge	94
Gräfenberg in Schlesien	95
Die Niagarafälle (4 Ansichten)	97
Der Drachenfels am Rhein	105
Moline	109
Innsbruck	110
Scenerie am Hudson	120
Der Kreml von Moskau	121
Finstermünz	127
Die Ruinen von Bulgar	129
Der Kattersfill-Fall	132
Bregenz	133
Der Kreml zu Uglitsch	139
Der Schreckenstein	141

	Seite
Davenport	144
West-Point	145
Schloß Eisgrub	154
Tulln	156
Die lange Wand an der oberen Donau	158
Das Washingtondenkmal zu Baltimore in Maryland	161
Sudak	169
New Harmony	170
Benediktinerabtei Göttweih	172
Schloß und Stadt Sigmaringen	173
Grace-Church in Newyork	177
Burlington im Staate Jowa	178
Galitsch	184